THE
UNIVERSITY
OF CHICAGO
LIBRARY

Licht und Schatten

Licht und Schatten

Licht und Schatten

Eine Hamburger Geschichte

von

Charlotte Niese

Niese

16tes bis 20tes Tausend

B/332 L.

1919

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig

PT2627
.I256
1919

Copyright 1919
by Fr. Wilh. Grunow in Leipzig

Druck: Roßberg'sche Buchdruckerei in Leipzig

684273

Erſtes Kapitel

Ein milder Frühlingstag neigte ſich ſeinem Ende zu. Über dem Hafen in Hamburg lag der leichte Nebel, der faſt immer gegen Abend dort zu finden iſt, und grau erſchienen die Umriſſe der Speicher und Häuſer, der großen und kleinen Schiffe. Nur auf den höchſten Spitzen der Gebäude, vor allem auf den Kirchtürmen lag ein roſiger Schein. Er kam von der Sonne, deren ſcheidende Strahlen den Dunſtkreis noch durchdringen konnten.

Dieſes roſige Licht gab der im Nebel und Rauch liegenden Stadt ein ganz eigentümliches, faſt märchenhaftes Gepräge. Der Mann, der vorn am Steuer des kleinen Dampfſchiffes ſtand, das ſich ſoeben bereit machte, an die Sankt Pauli-Landebrücke anzulegen, öffnete die Augen ein wenig weiter, als es ſonſt ſeine Gewohnheit zu ſein ſchien.

„Nu, Folkert Dierks, magſt das hier leiden?“ fragte eine Stimme neben ihm. Sie gehörte einem rieſigen Viehtreiber an, der mit ſeinen großen Stiefeln, dem derben geſtrickten Anzug und der plumpen Lederpeitſche ſo maſſiv und trotzig ausſah, als wollte er ſich der ganzen Welt gegenüberſtellen. Und doch hatte Sören Lauritzen das gutmütigſte

Geſicht, das man nur ſehen konnte, und er liſpelte ſo ſanft das Deutſche, wie es die Leute däniſcher Zunge meiſtens tun.

„Nu, Folkert,“ begann er noch einmal, „magſt Hamburg leiden?“

Der andre hatte ihm nicht gleich auf ſeine Frage geantwortet und wandte jetzt nur halb den Kopf.

„Ick weet ja noch nich, wo Hamburg mi gefallen ward!“ ſagte er kurz.

Auch er war groß und ſchlank gewachſen, mit langen Gliedern und läſſiger Haltung. Sein Geſicht war ebenſo braunrot gebrannt wie das des Nordſchleswigers, und ſein Haar ebenſo ſtrohblond; und doch trug ſein ſchmales, ſcharfgeſchnittenes Geſicht einen ganz andern Ausdruck als das runde, weiche des Viehtreibers.

Dieſer ſog einen Augenblick an dem mit Silber beſchlagnen Stiel ſeiner Peitſche und lachte dann gutmütig.

„Na, mich ſoll das doch wundern! Ich glaub, du büſt nix for Hamburg! Da ſind zu viel Häuſers, und zu viel Menſchens und zu viel“ — er riß ſeine hellen Augen auf und ſuchte nach Worten, aber er fand keine mehr, weshalb er ſich damit begnügte, ins Waſſer zu ſpucken.

Das Boot hatte mittlerweile angelegt, und Sören, der noch einen Augenblick neben Folkert geſtanden hatte, mußte jetzt zu ſeinem Vieh, das auf dem Vorderdeck zuſammengedrängt war und von zwei Knechten allmählich ausgeladen wurde.

Es waren zum Teil mächtige Marschochsen, aber auch Schweine und Kälber, die jetzt mit dumpfem Brummen oder lautem Gequiek das Schiff verließen.

Da gab es nicht allein Geschrei und Peitschengeknall, sondern auch sonst allerhand Zwischenfälle. Nicht alle Mitglieder der lebendigen Ladung verließen das Schiff in ruhiger Haltung. Einige Ochsen weigerten sich, den Platz, auf dem sie mehrere Stunden gestanden hatten, wieder zu verlassen; andre wieder sprangen nicht nur vom Schiff, sondern liefen gleich mitten auf die Straße einem Pferdebahnwagen entgegen, dessen Pferde ebenso unruhig wurden wie seine Insassen.

Auf diese Weise hatten Sören und seine Knechte eine ganze Weile zu tun, ehe sie ihren Trupp Ochsen über die Hafenstraße nach Sankt Pauli geführt und die Schweine in Hürden untergebracht hatten, die in der Nähe der Landungsbrücke standen. Dies Geschäft hatte Sören besorgt, während er die Knechte mit den Ochsen und Kälbern vorausgehen ließ. Als er ihnen nun nacheilte und seine Augen musternd über die Herde gleiten ließ, stieß er plötzlich einen dänischen Fluch aus und blieb stehen. Dann schwang er seine Peitsche und wollte eben dem ganzen Trupp Halt gebieten, als er Folkert Dierks auf sich herankommen sah, der ein großes Kalb vor sich hertrieb. Das Tier war ganz naß, und auch aus dem dicken blauen Anzug Folkerts sickerten die Wassertropfen.

„Mein Seel!“ rief der Nordschleswiger. „Is er ins Wasser gefallen, und hast du ihm wieder gekriegt?“

Der andre nickte. Ihm schien es unnötig, ein Wort darüber zu verlieren; Sören aber griff in seine Tasche und zog einen schmierigen Lederbeutel heraus.

„Den Schaden, wenn das Tier ertrunken wär, hätt' ich tragen müssen. Hundert Mark, wenn nich mehr — komm, Jung, hier sind zehn Mark!“

Aber Folkert schüttelte den Kopf. „Lat man sin, Sören!“

„Nu, hast du das Geld nich ehrlich verdient?“ rief der Nordschleswiger beinahe heftig. Er war der Sohn eines Hofbesitzers und ließ sich nichts schenken. „Komm, Folkert! Ich weiß ja, du hast nix, du kommst nach Hamburg, um Arbeit zu suchen. Dies ist deine erste Arbeit, und sie is gut gewesen!“

Doch der so dringend Aufgeforderte steckte abwehrend beide Hände in die Taschen.

„Lat man sin“, sagte er noch einmal. Er ging langsam neben Sören her und versuchte ebenso langsam hochdeutsch zu sprechen. „So knapp an Geld bin ich nich, daß ich nich jemand mal ein Gefallen tun kann, ohne daß mich gleich bezahlt wird. Dich tue ich ganz gern ein Gefallen, Sören!“

„Abers ich hab dich doch niemalen was guts getan!“ rief der Nordschleswiger ungeduldig.

Folkert räusperte sich ein wenig. „Nu ja, das is, wie man das nehmen will. Frei gehalten mit

Bier und Punſch haſt mir ja nich, abers“ — er ſtockte und ſah plötzlich in den Himmel, auf deſſen grauer Fläche roſige Wölkchen zogen. „Ich mein man — du haſt Mutter ümmer ſo oft beſucht, als ſie ſo lang krank war, und als ſie nu tot geblieben is, da biſt du mitgegangen — all den weiten Weg nach Sankt Margarethen und“ — er räuſperte ſich wieder, und dann atmete er tief auf. „Geld nehm ick nich von di!“ ſchloß er plötzlich. „So'n lütt Kalw, dat is lich utn Water treckt! Adjüs ok!“

Er hatte eine Schwenkung nach rechts gemacht und war dann ſehr ſchnell verſchwunden. Und da Sören gerade mit ſeiner Herde auf der Hauptſtraße von Sankt Pauli angelangt war, auf der ein buntes Getriebe von Wagen und Menſchen den armen Ochſen den Sinn verwirrte, ſo hatte er genug zu tun, um ſeine Tiere ſicher über die gefährlichen Stellen zu bringen.

Als er aber in eine ruhigere Straße eingebogen war, ſchüttelte er den Kopf, fluchte wieder bei ſeiner Seele und dann über Folkert Dierks. „So'n verdrehten Kerl! Wo ich doch nix for ihm getan habe! Na — ich krieg ihm woll mal wieder zu ſehen!“

Während er langſam ſeinen Weg fortſetzte, hatte Folkert ſich der innern Stadt zugewandt. Er warf nur einen flüchtigen Blick auf die Wallanlagen, deren Bäume und Büſche ſich ſchon in ein durchſichtig grünes Gewand gehüllt hatten, und blieb einen Augenblick wie erſtaunt vor dem dunklen Waſſer des Stadtgrabens ſtehen, das ihn aus der

Tiefe geheimnisvoll anſah; dann aber hob er den Kopf, blickte nach dem grünen Helm der Michaeliskirche und ging ſichern Schrittes über den Zeughausmarkt durch die angrenzenden Straßen.

Er hatte einen zerknitterten Zettel in der Hand, auf dem allerlei Namen und eine ungeſchickte Zeichnung ſtanden: auf ihn blickte er zuweilen und dann nach den Straßennamen, die an der Ecke ſtanden, ohne einen Menſchen um Weg und Steg zu fragen, und niemand hätte es dem ruhig Dahinſchreitenden angeſehen, daß er zum erſten Male in Hamburg war. Er ging mit einem gewiſſen Behagen und warf nur ab und zu einen ſchnellen Blick um ſich. Den Leuten, denen er begegnete, ſchenkte er ebenſowenig Aufmerkſamkeit wie dieſe ihm; nur als plötzlich ein ſchriller Geſang an ſein Ohr klang, blieb er ſtehen.

Auf der Treppe eines ſchmalen, dunkeln berußten Hauſes ſaß ein kleines Mädchen und ſang:

„Der Mai is gekommen,
Die Bäume ſchlagen aus —“

„Noch is kein Maitag,“ ſagte Folkert; „und da weißt du auch woll nix von!“

Er hatte gutmütig geſprochen, und das Mädchen hob ihr kleines blaſſes Geſicht zu dem fremden Manne.

„Wie ſollt ich nich wiſſen, was Maitag is!“ ſagte ſie ſchnippiſch. „Da ziehen alle Leute um — wir auch!“

„Wo is dein Vater?“ fragte Folkert, nachdem er sie eine Weile betrachtet hatte.

„Ich hab gar kein Vater; ich hab ein Papa!“ lautete die trotzige Erwiderung, „und der is vereist! Der is ins Spinnhaus!“

„Drum bleibe, wer Lust hat,
Mit Sorgen zu Haus!“

sang sie weiter, und Folkert wandte sich, um seinen Weg fortzusetzen. „So sind sie nu hier!“ murmelte er vor sich hin, und dann blickte er wieder auf den Zettel und suchte seinen Weg weiter, bis er in einem engen Hofe zwischen dunkeln und hohen Häusern stand und sich nun doch entschließen mußte, nach Nummer und Namen zu fragen.

Endlich stand er etwas atemlos vom Treppenklimmen in einem düstern Bodenraume. Zweimal schon hatte er seinen Kopf an einen niedrigen Balken gestoßen; feuchte Wäsche war ihm an die Wangen geschlagen, und eine Katze sah ihn mit glühenden Augen an. Bis dahin hatte er seinen Weg mit gleichmütiger Ausdauer verfolgt; jetzt blieb er doch einen Augenblick stehen und suchte die ihn umgebende Dunkelheit mit seinen scharfblickenden Augen zu durchdringen.

Da schlugen Kinderlaute an sein Ohr.

„Der liebe Gott sprach: ‚Abraham,‘ sagt er, ‚opfer mich dein klein Isaak.‘ ‚Nu,‘ sagt Abraham, ‚das mag ich nich; abers weil du es bist, will ich es

tun.' „Und er fuhr von'n Hoppenmark nach Blankeneſe. Und da — —"

„Is er mit die Pferdebahn gefahren, oder mit'n Damper?" fragte eine andere Stimme.

„Mit'n Damper!" lautete die prompte Antwort. „Nich, Tantine? Mit'n Damper is doch feiner as mit die Pferdebahn! Und da — auf'n Süllberg —"

„Kind, Kind!" wurde der Erzähler unterbrochen, „von den Süllberg hab ich doch gar nix geſagt und auch nich von den Damper. Denn was der alte Abraham war, der wohnte —"

„Auf'n Steinweg!" ſagte ein Chor von kleinen Stimmen.

„Nee, mein Beſten! Damalen, da gab es — — herein!"

„Herein, wenn's kein Sneider is!" riefen vier oder fünf kleine Kinder, und Folkert ſtand in der engen Türöffnung und blickte mit zwinkernden Augen in das Stübchen, das von einer kleinen Lampe nur mäßig erhellt wurde. Auf dem Sofa ſaß eine alte Frau, die eifrig ſtrickte, und um ſie herum hockten auf Holzſchemeln oder auf der Erde die Kinder, deren Geſichter ſich ebenſo erwartungsvoll dem Fremdling zuwandten wie das Antlitz der Strickerin ſelbſt.

„Gun Abend!" ſagte ſie, als Folkert, ſeiner Gewohnheit gemäß, ſchweigend die erſte Anrede abwartete. — „Viel kann ich Sie nich geben, denn Sie wollen ja woll ne Kleinigkeit haben! Line! lang

mich mal die Schachtel her von die Kommode. Da müſſen ein paar Pfennigſtücken ein ſein!“

„Ich will nich betteln!“ murmelte Folkert. Er war verlegen geworden und ſah unſicher aus. „Ick bin Folkert Dierks!“ ſetzte er dann nach einer Pauſe hinzu.

Die Alte ſtieß einen Freudenlaut aus.

„Herrjemine! Folkert Dierks! Mein Sweſterſohn! Mein einzigen Verwandten in dieſe Welt!“

Sie war aufgeſtanden und faßte beide Hände des noch immer in der Tür Stehenden. „Komm doch ein, mein klein Jung! Hab dir ja noch niemalen von Angeſicht zu Angeſicht geſehen! Oh, was freu ich mir! Kinners, nu geht man nach Hauſe! Tantine hat Beſuch gekriegt! Morgen kriegt ihr mehr von Abraham verzählt!“

Auf dem Boden und auf der Treppe klapperten die kleinen Schuhe davon, und Folkert ſaß plötzlich auf dem Sofa, das eigentlich nur für einen Menſchen Platz hatte und unter ſeinem Gewicht bedenklich krachte. Er räuſperte ſich und fuhr mit der Hand über ſein Haar, weil er nicht wußte, wo er mit ſeinen Gliedern hin ſollte. Aber Tante Tine bemerkte ſeine Unſicherheit gar nicht. Ihr gutes runzliges Geſicht ſtrahlte, und ihre Augen hatten einen feuchten Schimmer.

„Du mein guten Jung,“ ſagte ſie noch einmal. „Du mein einzigen Sweſter ihr Sohn! Was büſt du doch einmal nett, daß du deine alte Tante nich vergeſſen haſt und ihr beſuchſt. Ne ne, was freu ich mir, was freu ich mir!“

Sie hatte ſich neben den jungen Mann geſetzt und ſtreichelte ſeinen breiten Rücken.

„Du büſt ja naß!“ rief ſie überraſcht. „Büſt ins Waſſer gefallen?“

Da fand Folkert zuerſt wieder Worte. „Das nich gerade“ — er lachte etwas. „Das war ein klein Malöhr —“

„Nu nu, ich frag auch nich weiter. Was mein ſeligen Vater war, der ſagt ümmer: ‚Tine,‘ ſagt er, ‚wenn du man bloß nich ümmer gleich nach allens fragen wollteſt!‘ Mannsleute mögen nich allens ſagen! Er war ein von die Stillen und konnt’ auch nich ſnacken, als er krank war und kein Glied mehr rühren konnte. ‚Adjüs, Kinners,‘ ſagt er man bloß, ‚holt jü brav und denkt an unſ’ Herrgott.‘ Damit war er tot. So’n leichten Tod! Ja, mein klein Jung, das war dein leibhaftigen Großvater, und nu zieh dein Rock aus, daß ich ihm ein büſchen auf’n Boden zu’n Trocknen hänge, und denn wart man ein büſchen. Ich hab mein Petroleumkocher ſnell in Gange und koch dich flinkemang ein büſchen heißen Tee!“

Die alte Frau war aufgeſtanden und hantierte eilfertig herum. Ehe Folkert ſich recht beſann, ſaß er ſchon in ſeinem blauen Wollhemde da, und ſein Rock verſchwand auf dem dunkeln Bodenraum. Es dauerte auch nicht lange, ſo ſtand eine dampfende Taſſe vor ihm, und die Alte goß ihm aus einer vorſichtig entkorkten Flaſche etwas Rum hinein.

„Das is von wegen die Vorbeugung, damit du

dir nich verkühlst! Und nu, mein Junge, nu verzähl mich mal ein büschen!“

Sie hatte sich wieder neben ihren Neffen gesetzt, der ganz langsam seinen Tee auszulöffeln begann. Seine Augen hielt er dabei gesenkt, so daß man denken konnte, er gebrauche sie nur selten zum Sehen. Und doch wußte er schon ganz genau, wie es in dem kleinen und doch sauberen Stübchen der Tante aussah, daß diese selbst eine zierliche kleine Figur hatte und eine schneeweiße Mütze trug. Nun arbeitete sie neben ihm an einer feinen Stickerei, die sorgsam in ein Leinentuch eingewickelt war.

„Ich will mich hier Arbeit suchen!“ sagte er jetzt etwas kurz, und Tante Tine nickte.

„Arbeit!“ wiederholte sie. „In diese große Stadt gibt es auch Arbeit genug. Bloß daß —“

Sie schüttelte ein wenig den Kopf.

„Hattst du denn nich Arbeit in die Marsch?“ fragte sie dann. „Mich dünkt, da so in die Gegend konnt man auch sein Brot finden. Nich, daß ich dich von Hamburg abraten wollt; abers die Arbeiters hier sind nich ümmer nett!“

Sie schüttelte wieder den Kopf, und Folkert trank langsam seinen Tee aus, ehe er sich zum Weitersprechen entschloß.

„Ich konnt da woll Arbeit finden“ — unwillkürlich bediente er sich der hochdeutschen Sprache —, „bloß daß ich nich so recht mehr da sein mochte. Mutter is nu tot, und ich dacht, daß ich mich mal Hamburg ansehen wollt. Sie sagen ja, daß man

hier doch ein ganz andres Leben hat, und dann kann man sich doch was sparen" — er stockte in seinem langsamen Sprechen und sah zu der Tante hinüber.

„Wat hest du seggt?" fragte er, sich selbst unterbrechend; sie aber schüttelte den Kopf.

„Ich sagte nix, mein alten Jung. Ich stöhnte bloß ein büschen, weil daß ich das so oft gehört hab', daß die Arbeiters hier viel Geld verdienen und denn auch was sparen wollen. Und da is denn nie was nach gekommen. Abers du bist ja woll anners als die annern! Mein Swesterssohn! Und daß ich mein Lise, dein gute Mutter, nich mehr zu sehen gekriegt hab', das dauert mir schrecklich! Abers ich wußt' ja gar nich, wie flecht das mit sie stand — Briefschreibens is so 'ne Sache, wo mich die Fingers doch ein büschen steif sind. Noch ein Taß Tee, mein klein Jung? — Na und nu laß uns das mal überlegen, was wir mit dich anfangen sollen!"

Trotz ihrer Gesprächigkeit und ihres Abschweifens verlor Tante Tine doch nicht den Faden. Nachdem sie dem Neffen wieder eingeschenkt und sich zu ihm gesetzt hatte, blickte sie ihn mit prüfenden Augen an.

„Arbeiten kannst du!" sagte sie, und er nickte ein wenig.

„Warum hast du denn eigentlich nich gedient? Du mußt ja in die Jahrens sein!"

Folkert zeigte ihr die linke Hand, an der die letzten beiden Finger fehlten, und die auch sonst verstümmelt war.

„Das haſt doch nich ſelbſt getan, um frei zu werden!“ rief Tante Tine, und er wurde rot.

„Na — ſowat kannſt doch nich von mi denken! — Da weer een Füer vorleden Johr, und da —“

„Haſt da ein aus die Flammen gerettet?“ rief Tante Tine, ſeinen ſchwerfälligen Bericht unterbrechend. Folkert aber ſah beſchämt aus.

„Das war bloß ein lütt Kalw und ein Lamm. Gar kein Menſch bei. Abers die bölkten ſo in ihren Stall, und kein ein wollt ihnen helfen, bis daß ich hinlief. Da fiel gerad das Stalldach zuſammen, und ich kriegt noch einen ganzen Berg Feuer auf'n Rücken. Abers die Deertes hab' ich doch noch losgekriegt!“

„Da büſt du woll ſlimm verbrannt geweſen?“

Er nickte. „Nu is allens abers wieder vorbei,“ ſagte er, „bloß daß ich ja nich bei die Soldatens konnte!“

In dieſem Augenblick pochte es mit derber Hand an die Tür, und ehe Tante Tine herein rufen konnte, ſtürzte eine Frau in die Stube.

„Ausgeriſſen iſt er, Tante Tine, ausgeriſſen! Und drei Wochen Miete war er mir ſchuldig! Keinen Pfennig hab' ich von ihm zu ſehen bekommen!“

Die Frau brach in Tränen aus und warf ſich auf Tante Tines einzigen und anſcheinend ſehr ſchwachen Stuhl, der noch ſchlimmer krachte als das Sofa.

Aber die Frau beachtete es nicht. Sie hielt eine zerriſſene Schürze vor das Geſicht und weinte Ströme von Tränen hinein. Dabei zeigte ſie, daß

auch ihr Rock zerriſſen war, und aus den Löchern der roten Kattunjacke ſahen ihre bloßen Arme heraus.

„Nu nu, liebe Frau Rüppell,“ beruhigte ſie Tante Tine. „Seien Sie man nich ſo traurig — das wird vielleicht noch allens gut! Und nu trinken Sie man ein klein Sluck Tee! Ich hab Beſuch gekriegt, mein Sweſterſohn aus Brunsbüttel!“

Frau Rüppell wiſchte ſich haſtig die Tränen ab und zog ihre rote Jacke zurecht. Sie war noch eine ziemlich junge Frau, die vielleicht in ihrer kurzen Jugend hübſch geweſen war. Jetzt ſah ſie mit ihrem wilden Haar und nachläſſigen Anzug weder jung noch hübſch aus.

„Du lieber Gott!“ rief ſie. „Verzeihen Sie man, daß ich Ihnen ſtörte: aber die Aufregung war zu groß und auch der Ärger. Da mußte ich doch zu Tante Tine gehen, wo ſie immer ein Wort der Teilnahme für mich hat.“

Frau Rüppell ſprach Hochdeutſch mit ſcharfem oſtpreußiſchen Dialekt, und Folkert hörte ihr ernſthaft zu. Er hatte von jeher ein unbeſiegbares Mißtrauen gegen alles, was nicht plattdeutſch oder das behagliche Hochdeutſch ſprach, das auch er ſeit einiger Zeit gelernt hatte. Aber die Fremden, die das R ſchnurrten und Schtein und Schtolz ſagten, waren ihm ein Greuel. Er verhielt ſich deshalb auch jetzt ſchweigend, während Frau Rüppell mit großer Zungenfertigkeit ihren Schmerz ſchilderte. Ihr Einlogierer war fort, war durchgebrannt, ohne

seine Schulden zu bezahlen. Folkert wußte gar nicht, was ein Einlogierer war, und hütete sich wohl zu fragen; aber er merkte bald, daß ein Einlogierer der Mann sei, dem man sein freies Zimmer für einen ziemlich hohen Preis vermietete.

„Solch schöne Stube!“ jammerte Frau Rüppell weiter, „und solch gutes Bett! Alles, wie's sein soll, und der Mensch läuft mir davon! Treu und Ehrlichkeit gibt es nicht mehr auf dieser Welt! Und Rüppell wird mich schlagen, wenn er heute abend wieder kommt.“

Sie klagte noch eine Zeitlang weiter, trank aber eine Tasse Tee nach der andern, und diese kleine Erfrischung schien ihr gut zu tun.

„Hat Rüppell jetzt Arbeit?“ fragte Tante Tine, als die Frau einen Augenblick Atem schöpfte, und die Gefragte schüttelte den Kopf.

„Wo sollte er Arbeit her haben? Alle Schauerleute*) streiken, da muß er mittun. Aber er muß am Hafen sein, um aufzupassen, daß die Schauerbaase**) keine Fremden nehmen!“

„Warum sollen die Baase keine Fremden nehmen?“ fragte Folkert und Frau Rüppell lächelte den Frager freundlich an.

„Das ist doch natürlich. Damit die Baase nicht

---

*) Arbeiter, die das Auf- und Abladen der Schiffe in Hamburg besorgen.

**) Der Schauerbaas nimmt die Arbeiter an und zahlt ihnen den Lohn aus.

für den Lohn, den sie immer gezahlt haben, Arbeiter bekommen. Die Schauerleute müssen ihren Willen durchsetzen!“

„War der Lohn denn so slecht?“

Frau Rüppell lachte. „Du lieber Gott, gar zu schlecht war er ja nicht. Aber alles ist heutzutage teuer, und wenn man gut leben und auch sein bißchen Vergnügen haben will, dann muß der Mann auch anständigen Verdienst haben. Nicht, Tante Tine? Wirklich, Herr Dierks, wenn man nicht mal in die Zentralhalle oder ins Varietétheater gehen kann, dann ist beim Leben kein Spaß mehr! Da geben sie wirklich nette Stücke, und zum Herbst kommt Renz wieder, da müssen Sie mal hin! Gefällt mir besser als Zirkus Busch, nicht wahr, Tante Tine?“

„Ich kenn weder den einen noch den annern!“ sagte die Gefragte kurz. Sie strickte sehr eifrig an ihrer Arbeit und blickte nicht auf, als sie nach einer Pause fortfuhr: „Mich dünkt, nach all die Vergnügungen da gehört ein armen alten Jungfer gar nicht hin. Da mögen for meinswegen die Leute hingehen, die's bezahlen können, und die keine Schuldens haben; ich dank mein Herrgott, wenn ich mich die Miete zusammengestrickt und sonsten ein klein Notschilling liegen hab' — abers Theater und Zirkus is nix for mir, wo ich das nich bezahlen kann.“

Frau Rüppell war etwas rot geworden und stand jetzt hastig auf.

„Jeder hat seine Ansichten“, sagte sie schnippisch, und um ihren Mund legte sich ein böser Zug, als wolle sie noch ein scharfes Wort hinzusetzen; aber ihr Blick fiel auf Folkert, und sie lächelte wieder mit gezwungener Freundlichkeit. „Na, Tante Tine, sagte sie, „denn bedank ich mich auch vielmals für den schönen Tee, und wenn Sie mal einen Einlogierer für mich wissen — die Stube ist gut!“

Sie war verschwunden, und Tante Tine sah ihr kopfschüttelnd nach.

„So sind sie nu hier! Schludderig und unordentlich, Schuldens und kein nettes Stück Möbel ins Haus! Dabei streiken sie und gehen abends zu Bier oder zu Theater!“

„Sie hat woll keine Kinder?“ fragte Folkert.

„Oh — vier Stück! Sitzen den ganzen geschlagnen Tag bei ihr Tante Tine, weil daß for ihnen in Rüppells Stube kein Platz is! Kleine, nüdliche Dingers, die schon ordentlich ein büschen bibliſche Geschichte können. Ich hab' mich gedacht, daß sie ja auch bei mich ihr Arbeiten machen können, wenn sie in Schule kommen. Die kleinen Rüppells und auch die Putzigs von dieser Etage. Da is der Vater seit den vorigen Herbst krank, und Frau Putzig muß den ganzen Tag waschen, wenn sie das trockne Brot for die Kleinens haben will! Die streiken nich — liebe Zeit, nein! Abers Rüppell, der is nur vergnügt, wenn er streiken und denn auf die Reichens schimpfen kann!“

„Morgen will ich doch mal an den Hafen gehen!“ bemerkte Folkert nach einer Weile, und die Alte sah ihn von der Seite an.

„Da kriegst Prügel, Jung! Gestern bin ich da vorbeigegangen und hab all die faulen Schauerleute auf die Straße, auf die Haustreppen und aufs Bollwerk sitzen sehen. Wenn nu einer von auswärts kommt und sich von den Baas anwerben läßt — die Baase stehen da auch herum, weil daß sie doch Arbeiter haben müssen —, dann kriegt er Prügel, ehe daß er ins Boot nach die Schiffe kommt!“

Folkert lachte ein wenig; aber er erwiderte kein Wort. Als Tante Tine ihn nun nach seiner Mutter, nach der Marsch und nach allerhand Einzelheiten fragte, gab er kurze und klare Antworten, und die Alte hatte genugsam Gelegenheit zu seufzen, manchmal aber auch verwundert den Kopf zu schütteln. Sie war lange nicht in Brunsbüttel, ihrer Heimat gewesen, und nun mußte es sich dort doch sehr verändert haben.

Eine Stunde lang saß der junge Mann neben seiner Tante. Dann stand er lässig auf und meinte, er müsse gehen.

„Wo willst hin?“ rief die Alte. „Bleib' doch hier. Ich slaf bei meine Nachbarin, die Putzig, und du kannst meine Stube kriegen. Oders —“ hier stockte sie ein wenig — „wenn du das Zimmer bei Rüppells haben willst — ich kann es natürlicherweise for dir bezahlen, mein alten Jung! Denn bist bei mich in der Nähe, und wenn du Arbeit kriegst, kannst du

dein Kaffee und Tee bei mich trinken! Oder is dich das zu langweilig?“

„Nee!“ ſagte er entſchieden; aber er ſah doch unſchlüſſig vor ſich nieder. „Leiden mocht' ich ihr nämlich gar nicht!“ murmelte er.

„Was tut das?“ Tante Tine lachte freundlich. „Du liebe Zeit; haſt du ümmer bloß Leute geſehen, die du leiden mochteſt?“

„Nee!“ verſetzte er noch einmal, und dann ſetzte er ſich wieder hin und ſeufzte tief.

„Nu, weil du es büſt, Tante, und weil ich gern bei dich bleiben will, ſo geh man rüber und ſag, ich will das alt' Loch haben! Denn ein Loch und weiter nix wird das woll ſein!“

Zweites Kapitel

„Wieviel bekommt der Grünmann heute, und was haben Sie dem Milchmann gegeben?“ fragte die Frau Doktor Bardenfleth. Sie saß in ihrer mit Marmorfliesen ausgelegten Küche, und vor ihr, in hellem Kattunkleide, das weiße Mützchen kokett auf dem dunkeln Haare, stand ihre Köchin.

„Fünf Liter neue Kartoffeln und drei Liter alte —“ begann diese, aber die Doktorin unterbrach sie. „Aber Mine, ich wollte ja keine neuen Kartoffeln. Im April esse ich noch keine neuen Kartoffeln; das habe ich niemals getan, seitdem ich den Hausstand führe, und das sind bald dreiundfünfzig Jahre. Im Juni ist die Zeit für die neuen Kartoffeln — eher nicht!“

„Aber Herr Bardenfleth und Fräulein Alida kommen doch heute zu Tische —“ bemerkte die Köchin.

„Woher wissen Sie das?“ fragte die alte Doktorin streng.

Mine lachte ein wenig. „Das stand doch auf der Karte, die ich Frau Doktorin heute morgen hereinbrachte. Herr Bardenfleth ist eigen mit dem Essen, Frau Doktorin, und die Kartoffeln sind echte französische. Wenn wir nun Fisch dazu nehmen, und hinterher ein Lammsviertel?“

Das ernſte alte Geſicht der Doktorin war nicht freundlicher geworden bei der Zungengeläufigkeit ihrer Mine, aber ſie hörte die Vorſchläge der Köchin ruhig an und beantwortete ſie in einer Weiſe, der man es anmerkte, daß ſie nicht allein die Namen der Gerichte kannte, ſondern auch mit deren Zubereitung wohl vertraut war. Sie ſah Mines Ausgabentafel nach, öffnete den verſchloſſenen Vorratſchrank und gab an Waren aus, was Mine haben wollte. Und endlich ging ſie durch alle Räume des Souterrains und ſah ſich mit ruhigen Augen überall um. Denn, ſo pflegte die alte Dame öfters zu ſagen, eine Hausfrau muß ihre Augen überall haben!

Sie hatte ſie auch überall. Mit einem gelangweilten Geſicht mußte die hübſche Mine noch mehrere Male den Beſen und den Scheuerlappen gebrauchen und dann begab ſich die Frau Doktorin wieder nach oben in ihr kleines Wohnzimmer, das nach dem Garten ging.

Die Doktorin war eine mittelgroße, ziemlich magere Frau mit würdevollen Bewegungen und einem Geſicht, dem man noch die Spuren großer Schönheit anſah. Sie trug ein ſchwarzes, einfaches Morgenkleid, eine ſchneeweiße Schürze und eine ebenſo ſchneeweiße Haube. Alles an ihr ſah ruhig und friedlich aus, und auch ihr Zimmer, deſſen Gerät alt und gediegen war, machte den Eindruck großer Behaglichkeit.

Sie ſetzte ſich an einen altmodiſchen Schreibſekretär aus dunkelm Mahagoniholz, ſchlug die

Platte zurück und griff nach ihren ſauber eingebundnen Anſchreibebüchern.

Ehe ſie aber die Feder eintauchte, zog ſie einen kleinen Block hervor, auf deſſen Alabaſterplatte ſie mit Bleiſtift in ſteiler Schrift das Wort „Poſtkarte“ ſchrieb. Dann ſetzte ſie ſich feſter in den alten, bequemen Stuhl, um ihre Ausgaben anzuſchreiben. Da ſteckte Luzinde, das Hausmädchen, den weißbemützten Kopf herein.

„Fräulein Hauberg iſt da und will Frau Doktorin ſprechen!“

Die alte Dame legte ihre Feder hin und warf einen unwilligen Blick auf die Sprecherin.

„Tritt ordentlich ins Zimmer, wenn du mir etwas zu ſagen haſt, Luzinde. Und wer iſt Fräulein Hauberg?“

„Gott, Frau Doktorin, das iſt ja die alte Perſon mit den geſtrickten Unterjacken!“ antwortete Luzinde an ihrer zierlichen geſtickten Schürze zupfend.

Die Doktorin Bardenfleth ſah das Mädchen ſehr ernſthaft an.

„Die Haubergen iſt keine alte Perſon und auch kein Fräulein. Sie iſt die Haubergen und will auch kein Fräulein ſein, gerade ſo gut, wie du kein Fräulein, ſondern ein einfaches Dienſtmädchen, hoffentlich ein braves, biſt!“

„Der Milchmann nennt mich immer Fräulein und der Schlachter auch!“ murmelte Luzinde ſchmollend.

„Das iſt ja ſehr freundlich vom Milchmann und auch vom Schlachter. Du biſt aber darum doch

kein Fräulein, ebensowenig wie Haubergen eins ist, die mir darum doch sehr wert ist. Laß sie hereinkommen!“

Die alte Dame hatte mit großer Ruhe gesprochen, und Luzinde fand erst draußen auf dem Hausflur Mut, ein verdrießliches Gesicht zu machen und allerhand von verrückten Herrschaften zu murmeln. Dann nickte sie einer alten Frau, die bescheiden vor der innern Haustür stand, herablassend zu. „Nun gehen Sie man hinein; die Alte ist all dollgenug!“

Mit einem Knicks betrat Tante Tine, denn sie war es, die Stube, und die alte Dame nickte ihr gütig zu. „Nun, Haubergen, schön, daß Sie kommen! Die Nachfrage nach Ihren Unterjacken ist schon groß gewesen! Wissen Sie, daß ich versprochen habe, einige nach China an meine Tochter zu schicken?“

„Oh, was eine Ehre!“ Tante Tines Gesicht strahlte. „J du mein Heiland, in solche Entfernigkeiten kommt meine elendige Strickerei!“

„Elendig ist sie gar nicht!“ sagte die Doktorin. „Selbst unter den neumodischen Leuten gibt es noch welche, die gestricktes Unterzeug lieber tragen als das, was man in jedem Laden kaufen kann, und das meistens schlecht und nicht dauerhaft ist! Setzen Sie sich, Haubergen! Ich werde Ihnen den Zettel heraussuchen, auf den ich meine neuen Bestellungen notiert habe!“

Während sich Tante Tine also auf die Kante eines Stuhles setzte, der neben der Tür stand, be-

gannen beide Frauen ſich über allerhand nützliche und unentbehrliche Wollgegenſtände zu unterhalten, deren Anfertigung der geſchickten Strickerin übertragen ward. Dann zählte die Doktorin eine kleine Geldſumme ab, wickelte ſie vorſichtig in Papier und lehnte ſich bequem zurück.

„Nun, Haubergen," begann ſie, „wie geht es denn mit der Geſundheit? Noch immer munter und flink auf den Füßen?"

Tante Tine ſtrich mit einer Hand über die andre. „Frau Doktern, ich kann nich klagen. So friſch bin ich woll nich mehr als dazumalen, wo ich als Kleinmädchen zu die Frau Doktern kam und nachher Köchin wurde — nee, ſo fühl ich mir nich mehr —"

Sie ſeufzte ein wenig, und auch die Doktorin holte tief Atem.

„Nein, Haubergen, ſo fühlen wir uns beide nicht mehr. Aber wir müſſen beide dankbar ſein, daß es uns in unſerm Alter nicht ſchlechter ergeht!"

„Gewißlich, Frau Doktern! Ich bin auch meinem Herrgott dankbar für alles, und wenn die Augen nich mehr ſo wollen und das Leſen mich ſwer wird, was ehemalen mein einzig Vergnügen war, ſo denk ich bei mich, unſ' Herrgott will ja auch woll nich, daß ich all den Sweinkram leſen ſoll, der nu gedruckt wird. Wenn ich mannichmal höre, was Frau Rüppell for Geſchichtens lieſt, von Koppabſlagen und Diebſtahl, von Räubers und andern Kram, denn denk ich auch, was Gott tut, das is wohlgetan! Is man gut, daß ich knappemang das

Fremdenblatt leſen kann, wenn es mich mal zwiſchen die Finger kommt.“

Tante Tine plauderte eine Zeitlang ſo weiter, und ihre ehemalige Herrin hörte ihr mit Wohlgefallen zu. Auch die Kraftausdrücke, mit denen die Sprecherin manchmal etwas verſchwenderiſch umging, ſchienen ihre Zuhörerin nicht zu entſetzen.

Als Tante Tine nun über allerhand Hamburger Geſchehniſſe ihre Meinung geſagt hatte und dann plötzlich ſchwieg, begann die Doktorin von neuem die Unterhaltung. „Heute kommt mein Sohn von Dockenhuden herein. Sie wiſſen, Haubergen, er hat ſich dort vor einigen Jahren ein Landhaus gekauft. Der alte Landſitz in Groß-Borſtel gefiel ihm nicht mehr; er ſagte, er müſſe die Elbe ſehen können! Was die Leute ſich heutzutage alles einbilden!“

Und die alte Dame ſchüttelte ein wenig den Kopf, während Tante Tine gutmütig lachte.

„Nu ja, was unſer junger Herr war, der hatt' all immer ſeine eignen Gedankens. Wiſſen Frau Doktern noch, wie er nich aus die blaue Taſſe trinken wollt' — immer bloß aus die mit'n Goldrand? Und wenn Frau Doktern ihm nich den Willen tat, denn ſchrie er ſich ganzen blau ins Geſicht. Und war doch ſonſten ſo'n ſüßen Jungen. Als er größer wurd', kam er oft zu mich in die Küche und wollt' probieren! Ja, was die Jahre gehen! Nu hat er auch ſchon graue Haarens und ſieht gar nich mehr ſo luſtig aus wie damals in die kurzen Hoſen, wo ſo oft ein Loch ein war, was Frau Doktern nich

ſehen ſollt'! Und er hat ſo feine Wagens! Neulich is er mich vorbeigefahren, ſo liſchen, als wenn jedes Rad ein Paar Filzſchuh anhätt. Ganz komiſch war es; abers ſie ſagen ja, daß das was feines is!"

„Wiſſen Sie eigentlich, daß meine Enkelin verlobt iſt?" fragte die Doktorin.

„Fräulein Alida? Nee, ganzen gewiß nich! Is die nu auch ſchon ſo weit? Herrjeſes, da kann Frau Doktern ja vielleicht noch Urgroßmutter werden. So'n klein ſüße Deern, wie die immer war!"

„Ihr Verlobter iſt der junge Lindberg," berichtete die Doktorin weiter. „Sie wiſſen, Haubergen, von der großen Firma Lindberg und Kompagnie; die beiden jungen Leute kennen ſich ſeit ihrer Kindheit."

Tante Tine warf einen flüchtigen Blick in das alte ſchöne Geſicht der Sprecherin. Sie hätte gern gefragt, ob dieſe auch zufrieden mit der Verbindung wäre, aber ſie wagte es nicht.

„Was ſollte ich die Lindbergs nich kennen?" ſagte ſie. „Sind immer feine Herrſchaftens geweſen, beinah ſo fein wie die Bardenfleths."

„Ihre Familie iſt lange nicht ſo alt wie die unſrige," erwiderte die Doktorin kühl. „Heutzutage pflegt man ſich aber aus dieſen Dingen nichts zu machen. Das Geld iſt die Hauptſache!"

Und die alte Dame ſeufzte. Dann reichte ſie ihrer Strickerin das Paket mit dem Gelde hin.

„Hier iſt meine Schuld an Sie, liebe Haubergen!" ſagte ſie mit gütigem Lächeln. „Und nun gehen Sie

hinunter in die Küche und laſſen Sie ſich von Mine eine Taſſe Tee und belegtes Butterbrot geben. Auch vergeſſen Sie nicht, die Flaſche Rotwein mitzunehmen, die ich ſchon für Sie zurechtgeſtellt habe. Und wie iſt es mit dem Rum? Haben Sie noch welchen? Sonſt ſollen Sie eine halbe Flaſche mitnehmen! Sie wiſſen, daß ich im ganzen nicht für ſtarke Getränke bin, aber in unſerm Alter müſſen wir uns hin und wieder ein wenig ſtärken, und wenn man ſich erkältet fühlt, hilft ein Gläschen Grog vor dem Schlafengehen am beſten."

Tante Tine dankte für alle Freundlichkeit. Den Rotwein nähme ſie gern, aber Rum hätte ſie noch. Sie war aufgeſtanden und wollte ſich verabſchieden, hatte aber doch noch etwas auf dem Herzen, mit dem ſie nicht ſo recht herauskommen konnte.

„Haben Sie noch einen Wunſch?" fragte die Doktorin freundlich, und Tante Tine öffnete den Mund.

„Ja, Frau Doktern, ich wollt' man ſagen, daß ich —"

Da ging die Tür, und Herr Julius Bardenfleth trat ein.

„Verzeih', liebe Mama, daß ich dich ſchon zu früher Morgenſtunde überfalle, aber ich bin doch einmal in der Stadt, und da ich weiß, daß du immer früh aufſtehſt — aha, Tine, ſieht man Sie auch einmal wieder! Immer noch friſch und immer vergnügt?"

Der lebhaft und geſund ausſehende Herr hatte

Digitized by Google

erſt ſeiner Mutter einen Kuß gegeben und ſchüttelte jetzt Tante Tine die Hand.

„Das freut mich doch, daß ich Sie einmal ſehe! Weshalb beſuchen Sie mich niemals? Sie haben mir früher doch ſo kleine, niedliche Reispuddings mit Kirſchenſauce gemacht! Wiſſen Sie noch, Tine, in der kleinen, niedlichen, braunen Form? Ach, und die ſchmeckten ſo gut! Nein, Tine, es iſt unrecht, daß Sie mich nie beſuchen!“ Er hatte ſich auf das Sofa geſetzt, ſtrich mit wohlgepflegter Hand über ſein glattraſiertes Geſicht und ſah mit freundlichen Augen in das ſtrahlende Geſicht der alten Köchin.

„Gott o Gott, Herr Julius, was ſind Sie doch gut! Und ümmer noch ſo freundlich! Als wenn ich Ihnen beſuchen könnte, wo ich doch man ſo'n gewöhnliche alte Perſon bin und Sie ſo'n feinen Mann! Beſcheidenheit muß ſein, Herr Julius, ſonſten geht allens noch mehr drunter und drüber, als es nu ſchon tut. Aber daß Sie ümmer ſo gut gegen mir ſind, das is mich ein Hochgenuß, und Frau Doktern is auch ein Engel!“

„Nun nun!“ ſagte die alſo Benannte lachend, „Sie übertreiben noch gerade ſo wie früher. Es iſt meine Schuldigkeit, einen alten und treuen Dienſtboten, wie Sie es waren, nicht außer Augen zu laſſen — dafür brauchen Sie mich nicht zu loben. Und meinen Sohn können Sie auch gern einmal beſuchen, da wird ſich ſeine ganze Familie freuen!“

„Ganz gewiß,“ rief Herr Bardenfleth. „Sie müſſen bald kommen, ich ſchicke Ihnen meinen

Wagen! Die Nachtigallen fangen auch schon an zu singen — die müssen Sie doch hören!“

„Die Nachtigallens! du lieber Gott! die hab' ich lang nich gehört!“

Und Tante Tine seufzte ein wenig; dann aber schüttelte sie den Kopf, als wolle sie alle Gedanken an Nachtigallen und einen Besuch auf dem Lande von sich abweisen.

„Man gut, daß ich Ihnen treffe, Herr Julius,“ sagte sie hastig. „Denn ich wollt' Frau Doktern grad mit ner Bitte for Ihnen belästigen!“

„Nun?“ Der Kaufherr sah noch immer lächelnd in das ehrliche Gesicht der alten Tine, die ein wenig an ihrer Schürze zupfte.

„Ich hab' nämlich Besuch gekriegt. Von mein Swesterssohn. Ein großen Kerl, und scheint mich ein büschen dämlich zu sein. Wenigstens sagt er beinah niemalen ein Wort, was ich ihm auch verzählen tu. Abers ehrlich is er, und arbeiten kann er auch; bloß auf die verkehrte Art.“

„Wieso?“ fragte Herr Bardenfleth.

„Nu, da is doch Streikerei an'n Hafen. Die Schauerleut wollen nich arbeiten und prügeln die Fremden, die sich zum Arbeiten anbieten. Ich sag gleich zu ihn: Jung, sag ich, da geh du nich hin! Da is slecht sein! Da kriegst du Prügel! Und er sagt auch nix; aberstten den andern Morgen is er hin, und als er den Abend wiederkommt, sieht er aus — Herr du meine Güte — ganz verbeult und zerslagen, wie ein alten Messingkaffeepott, so haben

ſie ihm gehauen! Er aber lacht und ſagt: „Das macht nix. So was kommt dabei vor', ſagt er. So geht es nu jeden Tag. Arbeit kriegt er genug, und Geld auch. — Aber ſo'n Prügelei ſchickt ſich nu doch nich für mein Sweſterſohn, wo ich in ſo'n feinen Haus Köchin geweſen bin! Nu wollt ich man bloß bitten, ob Herr Julius den alten Jungen nich ein büſchen Arbeit geben konnt. Rühren kann er ſich, das hab ich woll gemerkt, bloß, daß er ſtill is, was vielleicht von ſein Unverſtand kommt. Die Leutens aus die Marſch ſind ja oft ein büſchen ſonderbar."

Der Kaufherr hatte mit Aufmerkſamkeit Tante Tines Erzählung angehört.

„Hat er jeden Tag ſoviel Prügel bekommen?" fragte er.

„Nu, es war am ſlimmſten den erſten Tag, nahſtens ſah er nich mehr ſo ſchauderhaft aus. Und denn ſcheint er mich auch ganz gern ſelbſt zu hauen! Zum wenigſtens lacht er ümmerlos, wenn ich davon anfang!"

Bardenfleth lachte gleichfalls. „Der Streit wird bald ſein Ende erreicht haben, Tine", ſagte er; „alſo ſeine ſchlimmſten Tage hat Ihr Neffe gehabt. Und wenn er nur arbeiten mag und gute Kräfte hat, dann werden die Baaſe ihm auch weiter zu tun geben! Da braucht er mich gar nicht. Sollte er aber einmal arbeitslos ſein, dann ſchicken Sie ihn nur nach Dockenhuden. Draußen habe ich immer etwas zu tun."

Herr Bardenfleth reichte Tante Tine die Hand,

lud ſie noch einmal nach Dockenhuden ein und deutete damit an, daß er nun mit ſeiner Mutter allein zu ſein wünſche. Die alte Strickerin zog ſich mit nochmaligen Knicks zurück, und man hörte ſie draußen lebhaft mit der Köchin ſprechen, die ein für allemal den Auftrag hatte, Haubergen mit in die Küche zu nehmen und ihr etwas Gutes zu eſſen zu geben.

Drittes Kapitel

„Eine treue Perſon!“ ſagte Julius Bardenfleth mit einem halben Seufzer, nachdem die Stimme Tante Tines auf dem Flur verklungen war. „Hätten wir doch mehr von ihrer Art! Ich glaube, ſolange ich verheiratet bin, habe ich niemals einen Dienſtboten länger als drei Jahre gehabt. Die meiſten aber ſind noch kürzer geblieben, nicht allein des höhern Lohnes, ſondern auch der Veränderung wegen!“

„Das kommt daher, weil die gebildeten Leute ihnen ſehr viel das Beiſpiel der Unbeſtändigkeit geben!“ ſagte ſeine Mutter ruhig. „Heutzutage kann jemand nicht einmal lange ein Gefühl empfinden. Er ſucht gleich nach einem Erſatz. Ebenſo geht es mit der Wohnung, mit dem Hausgerät — es muß alles geändert werden. Und dieſer veränderliche Geiſt iſt auch in die Domeſtiken gefahren!“

Als die Doktorin von der Veränderung der Gefühle ſprach, war ihr Sohn ſehr rot geworden. Seine Mutter, dies wußte er, hatte ihm niemals vergeſſen, daß er, nachdem er nach kurzer glücklicher Ehe Witwer geworden war, ſehr ſchnell wieder geheiratet hatte. Sie hatte die erſte Frau ſehr geliebt, der zweiten hingegen ſtand ſie kühl gegenüber. Die jüngere Frau Bardenfleth war eine etwas

oberflächliche Natur — sie genügte der Schwiegermutter in keiner Weise, und auch ihr eigner Mann ertappte sich manchmal auf dem Gedanken, daß er sich die Ehe mit dem schönen und begehrten Fräulein Prendergast ganz anders vorgestellt habe. Aber Julius Bardenfleth würde trotz aller Leichtlebigkeit einem solchen Gedanken niemals Ausdruck gegeben haben; kaum daß er ihn sich selbst klar machte. Er konnte es jedoch nicht lassen, bei den Worten seiner Mutter rot zu werden, und zwar, weil er ihr noch eine Mitteilung zu machen hatte, die eine Bestätigung ihrer letzten Äußerung zu sein schien.

„Ja ja, liebe Mama, wir sind ein veränderliches Geschlecht!“ sagte er nun halb scherzend. „Wir harren nicht mehr aus wie ehemals unsre Vorfahren, und unsre Gefühle sind schwankend und unsicher wie unser ganzes Leben!“

Die alte Dame sah ihn erstaunt an.

„Lieber Julius — verzeih; aber diese Redensarten sind außergewöhnlich nichtssagend. Ähnlich fangen manchmal die Berichte in den Lokalnachrichten an!“

„Also die liest du doch auch, Mama?“

„Gewiß, liebes Kind; hin und wieder muß ich doch sehen, wie es in meiner alten Vaterstadt aussieht. Sie verändert sich allerdings entsetzlich!“

Die Frau Doktor seufzte leicht. Dann glitt ihr Auge über den vor ihr liegenden Notizblock.

„Ja, was ich dir noch sagen wollte, lieber Junge,“ sagte sie, „schreibe mir, bitte, keine Postkarten mehr.

Meine Köchin lieſt ſie vor mir, und das iſt mir nicht angenehm. Dieſer Herr Stephan iſt gewiß ein ſehr guter Poſtbeamter, aber die Poſtkarten hätte er nicht erfinden ſollen. Wenigſtens danke ich ihm nicht dafür!“

„Aber Mama!“

„Jedenfalls finde ich es unhöflich, mir Karten zu ſchreiben.“

Herr Bardenfleth räuſperte ſich. Seine Mutter konnte ſich manchmal über Kleinigkeiten aufregen, auf die er gar keinen Wert legte, und heute ſchien ſie beſonders zum Tadeln aufgelegt. Es war alſo ein ungünſtiger Augenblick, ihr eine Mitteilung zu machen, die, wie er wußte, ſie ſehr erregen würde. Und er empfand das lebhafte Bedürfnis, dieſen unangenehmen Augenblick ſolange wie möglich hinauszuſchieben.

Er kam ſich freilich wie ein Schulknabe vor, der ſeiner Beſtrafung aus dem Wege geht, als er jetzt haſtig aufſtand und erklärte, auf ſein Kontor zu müſſen, aber er gehörte nun einmal zu den etwas bequemen Naturen, die gern allem Unbehaglichen aus dem Wege gehen.

„Wollteſt du mir nicht etwas mitteilen?“ fragte die Doktorin.

Ihr Sohn küßte ſie flüchtig auf die Wange.

„Später einmal, liebes Mütterchen. Es fällt mir ein, daß Fritz Eſtorff heute mittag mit der Auguſte Viktoria nach Neuyork fährt. Will ich den Paketfahrtzug am Venloer Bahnhof noch treffen, dann

muß ich trab laufen! Auf Wiederſehen heute zu Tiſche!“

Er war aus dem Zimmer und dem Hauſe gelaufen, ehe ſich die Doktorin beſinnen konnte, und nun blickte dieſe ihm kopfſchüttelnd nach. Gerade ſo hatte er es gemacht, als er ſich zum zweiten Male verlobt hatte. Da war er in früher Morgenſtunde gekommen, um ihr eine Mitteilung zu machen, hatte aber dieſe Mitteilung immer wieder unterdrückt, um plötzlich wichtige Geſchäfte vorzugeben und davonzulaufen. Dann, bei Tiſch, hatte er ſo ganz beiläufig erzählt: „Ach ſo, Mamachen, ich kam heute morgen nicht dazu, dir zu erzählen, daß ich mich mit Valeska Prendergaſt verlobt habe. Sie iſt reizend, und ſie wird dir ſehr gefallen!“

Die Doktorin war während dieſer Gedanken aufgeſtanden und ging langſam im Zimmer auf und ab. Es war nicht vernünftig, an alte Geſchichten zu denken, da man einmal Geſchehenes doch nicht ändern konnte. Manchmal aber kam doch die Vergangenheit und klopfte leiſe wieder bei ihr an.

„Ja, Valeska Prendergaſt war wohl eine Schönheit, aber ſie war niemals reizend geweſen. Eine gefeierte Ballkönigin, eine junge Dame, die gut unterhielt und ſich noch beſſer kleidete; weiter nichts.“

Und ſie war die Nachfolgerin jenes jungen ſüßen Weſens geworden, das nur zwei Jahre an der Seite ihres Sohnes hatte leben dürfen. Die Doktorin war keine weiche Natur; wenn ſie aber dieſer Schwiegertochter gedachte, die ſie mit der ganzen

Kraft eiferſüchtiger Mutterliebe kurze Zeit gehaßt und dann herzlich geliebt hatte, und die ſo früh hatte ſterben müſſen, dann empfand ſie noch heute einen ſcharfen Schmerz.

Einen Augenblick ſah ſie mit umflorten Blicken in den kleinen Garten. Dort ſtand noch die alte Springbrunnenfigur, der Amor mit dem Regenſchirm, über den Alida, ihre erſte Schwiegertochter, immer ſo gelacht hatte.

Er iſt ſo komiſch, Mama; du darfſt ihn nie wegtun, auch wenn er alt und moosbewachſen iſt, hörſt du? Sie hatte es ſo oft geſagt: nun ſtand die alte Figur noch immer auf ihrem Platze, und die Leute wunderten ſich, daß die Doktorin ſie nicht durch eine neue erſetzen ließ. Sie nannten ſie geizig, aber ſie wußten nicht den Zuſammenhang.

Einige Minuten wanderte die alte Dame noch ſchweigend herum, dann tat ſie einen tiefen Atemzug und ſetzte ſich wieder an ihren Schreibtiſch. Nicht lange darauf ward ihr Beſuch gemeldet, dann machte ſie vor dem Frühſtück einen kurzen Spaziergang durch die Baumgänge der benachbarten Straßen, und mit dem Schlage zwölf betrat ſie wieder ihr behagliches kleines Eßzimmer. Hier ſtand ein zierliches Tiſchchen für eine Perſon gedeckt, das Teewaſſer brodelte im ſilbernen Keſſel, und die Doktorin machte langſam und etwas umſtändlich Tee für ſich, als plötzlich die Hausglocke gezogen wurde. Verdrießlich ſetzte ſie den Teetopf hin.

„Um dieſe Zeit Beſuch — die Leute wiſſen doch, daß ich frühſtücke!“

Aber ſchon ſteckte ein junges Mädchen den Kopf in die Tür.

„Biſt du ſehr böſe, wenn ich dich um eine Taſſe Tee kränke, geliebtes Großchen?“

Sie wartete die Antwort gar nicht ab, ſondern entledigte ſich ohne weiteres ihrer Jacke und ihres Hutes.

„Weißt du, Großchen, bei dir iſt der Tee viel beſſer als bei uns; und dein Butterbrot iſt ſo gut! Ach, und dann biſt du ſelbſt ſo gut, ſo ganz ausgezeichnet gut!“

Die Sprecherin hatte während dieſer Worte die alte Doktorin herzlich umarmt. Nun ſtand ſie ſchon am Tiſche und ſchenkte den Tee ein.

„Du biſt ein Sauſewind, Alida!“ ſagte ihre Großmutter in einem Tone, der ſtreng ſein ſollte. „In deinen Jahren muß man nicht mehr fortwährend Unſinn ſprechen und unangemeldet zu alten Frauen hineinſtürzen!“

„Ach Großchen, halte mir heute keine Reden! Wenn du wüßteſt, was ich in dieſer Beziehung jetzt leiden muß, du würdeſt Mitleid mit mir empfinden!“

Und das junge Mädchen, das ſich neben die Großmutter geſetzt hatte, legte ſchmeichelnd ſeinen Kopf an die Schulter der alten Dame.

Dieſe ſah nachdenklich in das Geſicht ihrer Enkelin. Niemand nannte Alida Bardenfleth, die

älteſte Tochter von Julius, hübſch, und doch hatte ihr ſchmales Geſicht einen ganz eigentümlichen Reiz. Es war apart, wie die Leute ſagten, und apart waren auch die tiefliegenden grauen Augen, die meiſt etwas gleichgültig blickten, plötzlich aber wie von einem Gedanken erleuchtet auffunkeln konnten. Dann belebten ſich die feinen Züge, denen oberflächliche Beobachter Ausdrucksloſigkeit vorwarfen, und die ganze ſchlank gewachſene Geſtalt ſchien mit einem Male von einem wunderbaren Zauber erfüllt.

Die Doktorin hatte ihre Enkelin einige Minuten ſchweigend betrachtet; nun ſtrich ſie leicht durch ihr dunkles Haar. „Alſo Reden halten ſie dir draußen? Nun, du wirſt ſie ſchon verdient haben! — Wie geht es denn deinem Verlobten?“

Die Gefragte ſetzte die Taſſe hin, aus der ſie getrunken hatte. „War Papa nicht bei dir?“ fragte ſie, und die Doktorin nickte.

„Er beſuchte mich und wollte mir eine Mitteilung machen, lief aber vorher davon!“

„So ganz wie der gute Vater! Zuerſt verſpricht er mir alles Mögliche, und wenn es dann ausgeführt werden ſoll, dann gibt er Ferſengeld!“ Alida unterdrückte einen Seufzer, und die Großmutter lächelte etwas ſpöttiſch.

„Ja ja, die älteren Generationen ſind nicht ſo klug und mutig wie die allerjüngſten! Wir können noch viel von euch lernen!“

„Großmütterchen, du taugſt heute wieder nicht

ſehr viel! Du haſt deinen ſarkaſtiſchen Tag, und für mich iſt es ein Unglück, daß ich ihn getroffen habe!“ klagte Alida.

Ihre bleichen Wangen hatten ſich ein wenig gerötet, und ſie lehnte ſich mit einem Lächeln zurück, das merkwürdig müde war.

„Haſt du wieder eine Meinungsverſchiedenheit mit deiner Mutter gehabt?“ fragte die Doktorin. Ihr Ton klang ſtreng, aber ihre Augen blickten zärtlich.

Die Gefragte zog die Augenbrauen hoch. „Seitdem ich erwachſen bin, habe ich eigentlich mit Mama keine Meinungsverſchiedenheiten mehr. Sie iſt bekanntlich viel hübſcher als ich, das iſt mein Glück; ſie hat auch viel mehr Bewunderer als ich, und das iſt wiederum mein Glück. Und wenn Mama gelegentlich darüber nachdenkt, daß alles auf der Welt eitel iſt, und daß es wohlgeraten iſt, ſich auch eine kleine Anwartſchaft auf den Himmel zu bereiten, dann gibt es, gottlob, in unſrer guten Stadt Hamburg ſo viel Baſare und Wohltätigkeitsveranſtaltungen, daß jede fromme Seele genügende Beſchäftigung und genügende Gelegenheit zum Geldausgeben findet. Über allen dieſen Dingen verſäumt Mama es dann, ſich eingehend mit mir zu beſchäftigen.“

„Dieſen Ton liebe ich nicht ſehr!“ ſagte die Großmutter ernſt. „Du haſt ihn dir in der letzten Zeit angeeignet. Iſt er ein Einfluß deines Verlobten, dann beklage ich es!“

„Vielleicht ist dieser Ton eine Folge meiner Verlobung!“ erwiderte die junge Dame nachdenklich. Auch sie war ernster geworden und spielte mit ihrem Messer, während sie zögernd weiter sprach. „Vielleicht gebe ich ihn wieder auf, wie ich die Verlobung aufgegeben habe!“

„Ich verstehe dich nicht!“ sagte die Doktorin nach einer kurzen schwülen Pause. Sie hatte ein durchgeschnittenes Brötchen in der Hand gehalten, legte es aber hastig hin, weil ihre Finger zu zittern begannen. „Ich verstehe dich nicht!“ wiederholte sie. „Sprich dich deutlicher aus!“

Ihre Stimme klang scharf, und ihre Augen hatten einen kalten Blick angenommen; aber Alida sah mutig in ihr strenges Gesicht.

„Liebes Großchen, ich würde mich an deiner Stelle nicht so außerordentlich aufregen. Glaube mir, daß ich es wirklich selbst getan habe, und daß es für mich kein leichter Entschluß war, Oskar Lindberg klar zu machen, daß wir eigentlich nicht für einander paßten. Die Ausführung dieses Entschlusses machte sich übrigens nicht allzu schwer. Oskar war vernünftig und sah meine Gründe ein. Er hat mich ja niemals geliebt, Großchen, und ich ihn auch nicht. Die ganze Geschichte war entweder von Papa Bardenfleth und Papa Lindberg abgeredet worden, weil die beiden Herren befreundet sind und auch wohl gemeinsame Geschäftsinteressen haben; oder Mama und Frau Lindberg haben gefunden, Oskar und ich müßten uns heiraten, weil sie so

befreundet ſind. Es wäre ja vielleicht auch ganz gut gegangen, aber — " ſie ſtockte.

„Nun?" Die Großmutter hatte faſt leblos in ihrem Stuhl geſeſſen. Jeder Zug ihres ernſten Geſichts war wie zu Stein erſtarrt. Dieſes eine Wort aber brachte ſie doch noch hervor, und zwar mit einer ſo ſpöttiſchen Betonung, daß ihre Enkelin einen ſehr heißen Kopf bekam.

„Wir paßten eben nicht zuſammen, Großmutter!" erwiderte ſie mit angenommener Ruhe.

„Und wie konnteſt du das ſo genau wiſſen?"

„Aus allerhand Beobachtungen, die ich machte!"

Die abweiſende Kälte der alten Dame erzeugte in ihrer Enkelin dasſelbe Gefühl. Vielleicht war ſie mit vollem Herzen, mit dem Wunſche, ſich ausſprechen zu können, zu ihrer Großmutter gekommen, jetzt aber hatte ſie ſich in ihren Stuhl zurückgelehnt, und um ihren Mund lag derſelbe hochmütige Zug, den die Leute bei der Doktorin ſo gut kannten.

Einige Minuten blickte dieſe ſtarr in das Geſicht Alidas — dann begann ſie mit großem Eifer zu eſſen und zu trinken.

Erſt nach einer Weile fing ſie wieder an zu ſprechen, und dann tat ſie es mehr zu ſich ſelbſt als zu ihrem Gegenüber.

„So ſpricht und handelt heute die leichtfertige Jugend. Zu meiner Zeit war ein gegebenes Wort heilig; heute ſetzt ſich jeder Backfiſch über das Heiligſte hinweg!"

„Ich bin kein Backfisch mehr, sondern zweiundzwanzig Jahre alt!“

Die Doktorin überhörte den Einwurf gänzlich.

„Und Liebe? Was spricht ein so junges Ding von Liebe? Heutzutage gibt es überhaupt keine Liebe mehr, höchstens in den Romanen, und dort wird sie albern genug dargestellt! Und man verlobt sich unbesehens, läßt sich von dem Verlobten küssen und umarmen, um später den Mann wieder laufen zu lassen!“

Alidas blasses Gesicht war in Glut getaucht.

„Liebe Großmutter, dein letzter Satz enthält eine ungerechtfertigte Beschuldigung. Oskar und ich waren von Kind auf befreundet, wir sind es auch noch; wir haben aber niemals Zärtlichkeiten ausgetauscht, zu denen keiner von uns das Bedürfnis empfand. Selbst wenn ich für Oskar ein wärmeres Gefühl empfunden hätte, würde ich auch nicht anders gehandelt haben. Ich finde überhaupt Zärtlichkeiten bei Brautpaaren sehr unpassend und durch nichts gerechtfertigt!“

„Darin hast du recht!“ sagte die Doktorin, die ein wenig ruhiger wurde. „Ich bin eine gute Deutsche und möchte keinem andern Volke angehören; aber die deutschen Verlobungen mit ihren Zärtlichkeiten und ihrem Auseinanderlaufen eignen sich eigentlich nur für Dienstboten.“

Alida antwortete nicht gleich. Sie sah in Gedanken verloren vor sich hin.

„Was hattest du denn an Oskar auszusetzen?

Irgendeinen greifbaren Grund mußt du doch gehabt haben, ſonſt würden ſich deine Eltern wohl nicht ſo unbedingt deiner Laune fügen!“

„Wie war es eigentlich mit deiner Verlobung, Großmutter? Liebteſt du den Doktor, meinen Großvater, oder nahmſt du ihn nur, weil deine Eltern es wünſchten?“

Dieſe Gegenfrage mochte die alte Dame nicht erwartet haben. Sie ſah erſtaunt aus, und der kalte Ausdruck ihres Geſichts ſchwand immer mehr.

„Gewiß liebte ich deinen Großvater. Natürlich nicht ſo ſchmachtend und verrückt wie die Mädchen in den Romanen; aber ich wußte, daß er ein braver und gediegner Mann ſei, und daß ich ihm in jeder Beziehung vertrauen konnte!“

„Er liebte dich denn auch auf dieſelbe Weiſe?“

„Er?“ Die Wange der alten Dame färbte ſich mit einem feinen Rot. „Gewiß liebte er mich! Sonſt hätte er mich wohl nicht durchaus haben wollen. So viele Mädchen, viel reicher und hübſcher als ich, wollten ihn bitterlich gern heiraten — er aber dachte an keine andre als an mich!“

Die Doktorin war ſehr mild geworden, und ihre Stimme zitterte ein wenig.

„Dann liebte er alſo neben dir keine andre?“

Die Doktorin warf einen unwilligen Blick auf die Fragerin.

„Welche ſonderbare und unpaſſende Frage! Glaubſt du, daß dein Großvater, mein geliebter Mann, nicht durch und durch ehrenhaft war? Ich

kann mir überhaupt nicht denken, was du eigentlich meinſt."

„Ich meine, was ich ſage. Es gibt doch Männer, die ein Mädchen heiraten wollen und ein andres lieben. Vielleicht eine vom Theater oder von der Operette, die ſehr niedlich und reizend iſt, die man aber nicht gerade zu ſeiner Frau machen kann!"

„Solche Männer kenne ich, Gott ſei Dank, nicht!" erwiderte die Doktorin mit großem Nachdruck. „Es tut mir auch leid, daß ſich ein junges Mädchen nicht ſcheut, ſolche Fragen zu ſtellen!"

Alida zuckte die Achſeln.

„Lieber Gott, ich bin auch nicht von ſelbſt auf dieſe Frage gekommen! Wie ich aber in Erfahrung gebracht habe, daß Oskar Lindberg ſchon ſeit Jahren eine kleine Schauſpielerin zur Freundin hat und ſie wöchentlich mehrere Male beſucht, da mußte ich ihn doch fragen, ob er dieſe Beſuche nach ſeiner Hochzeit fortzuſetzen gedächte!"

„Und wie lautete ſeine Antwort?"

Die Doktorin ſaß wieder wie erſtarrt. Dieſesmal aber nicht vor Zorn, ſondern vor ungläubigem Entſetzen.

„Oh — er lachte ein wenig verlegen, und darauf erwiderte er, um ſolche Angelegenheiten hätten ſich kleine brave Mädchen nicht zu kümmern. Jeder junge Herr von über fünfundzwanzig Jahren habe ſeine Privatangelegenheiten, in die niemand hineinreden dürfe. Aber als ich ihn nun ernſthaft um Beantwortung meiner Frage anging, wurde auch

er ernst. Er könne nichts dafür, sagte er, daß er die kleine Ada nun einmal liebe. Sie sei wirklich furchtbar nett, und ihre kleinen Abendgesellschaften seien lustig und ungeniert, und dort könne sich ein junger Mann einmal gehen lassen, was in dem steifen Hamburg sonst niemals möglich wäre. Er liebe Ada, und er würde auch nicht von ihr lassen, bloß aus dem Grunde, weil er sich, seinem Vater zuliebe, verheiraten werde. Ich muß aufrichtig gestehen, daß Oskar mir niemals so gut gefallen hat, wie in diesem Augenblick. Er ist mir früher immer etwas weibisch vorgekommen; jetzt aber machte er einen ganz energischen, netten Eindruck. Aber ich fand es denn doch richtiger, ihm sein Wort zurückzugeben. Wäre ich älter, würde ich mich vielleicht in den Gedanken gefunden haben, nur aus Vernunft und aus Geschäftsinteresse geheiratat zu werden — so aber —“ Alida stockte, und dann lächelte sie. „Lieber Gott, man hat denn doch noch seine Illusionen!“

Sie schwieg und legte den Kopf gegen die hohe Lehne des Stuhls. Der trübgraue Frühlingstag hatte sich mittlerweile ein wenig erhellt, und die matte Sonne warf ihren Schein in das dunkle Zimmer. Einer der Strahlen glitt über das blasse Gesicht des jungen Mädchens und machte es noch farbloser.

„Rücke aus der Sonne!“ sagte die Doktorin ungeduldig. Der blasse Schein machte ihr, der sonst selbst so kühl und verständig denkenden Frau, den

Eindruck, als sei er eine Illustration zu dem blassen Glück, das man ihrem Enkelkinde hatte geben wollen.

Alida gehorchte verwundert. Sie erwartete eigentlich noch gescholten oder doch ermahnt zu werden. Auch glaubte sie, die Großmutter würde nach allen Einzelheiten ihrer Entlobung und nach der Ansicht fragen, die ihre Eltern über diesen Entschluß geäußert hätten. Davon war aber nicht die Rede. Die alte Dame sprach kein Wort mehr über diese Angelegenheit und fragte jetzt nach Alidas Stiefgeschwistern.

Frau Valeska, die zweite Frau ihres Sohnes, hatte drei Kinder, von denen die ältesten Knaben waren, und das jüngste ein Mädchen. Während von den zwei Söhnen, die das Gymnasium einer kleinen Stadt besuchten, nicht allzuviel zu berichten war, fand Alida nie Worte genug über Ilse, das jüngste Schwesterchen und den Liebling des ganzen Hauses. Das zehnjährige, sehr aufgeweckte kleine Mädchen hatte einen ganz besonderen Liebreiz, der alle Menschen bezauberte. Auch die Großmutter, die sich sonst Valeskas Kindern gegenüber etwas ablehnend verhielt und nicht oft nach Dockenhuden kam, wurde mild, wenn sie an Ilse dachte. „Sie läßt dich so vielmals grüßen, Großchen," berichtete Alida, die ihre alte Unbefangenheit wieder gefunden hatte. „Du möchtest doch bald einmal hinauskommen und mir auch nicht allzu böse sein!"

Die Doktorin machte ein ernstes Gesicht.

„Du machst dieses Kind doch nicht zu deiner Vertrauten?“

„Ich tue es nicht, aber Mama tut es. Du weißt, Großchen, Mama muß mit allen über alles sprechen. Ilse hört viel mehr, als ihr gut ist; ich kann es aber nicht hindern. Mama war gestern sehr böse auf mich und sagte es dann auch Ilse; da hat die Kleine ihr denn sehr viele gute Worte gegeben und natürlich meine Partei ergriffen. Sie ist immer auf meiner Seite, was um so unbegreiflicher ist, als Mama sie so verzieht und sie grenzenlos liebt; aber Ilse hat solchen Gerechtigkeitssinn, sie hört immer beide Seiten, und dann sinkt die Wage zu meinen Gunsten!“

„Ein eigentümliches Kind!“ sagte die Großmutter nachdenklich.

„Ja, sie ist sehr eigentümlich! Papa sagt immer, er fürchte, sie werde noch einmal Medizin oder Philosophie oder irgend etwas andres Unweibliches studieren wollen!“

„Da sei Gott vor!“ rief die Doktorin entsetzt. „Eine Bardenfleth darf nicht daran denken, so etwas Unerhörtes zu tun! Schlimm genug, daß die Frauen heutzutage selbständig handeln wollen und dabei sehr häufig die größten Torheiten begehen!“

„Nicht wahr, du kommst bald einmal auf ein paar Tage zu uns aufs Land?“ fragte Alida, die es geraten fand, dieses Gesprächsthema nicht

weiter zu verfolgen. „Du mußt es auch Ilse zuliebe tun! Sie spricht so viel von dir, und sie selbst darf nicht oft in die Stadt kommen, ihres Rückens wegen. Sie muß viel liegen, und der Arzt hofft, eine leichte Verkrümmung noch beseitigen zu können.“

„Hat sie denn wirklich etwas am Rücken?“ Die Stimme der alten Dame klang ungeduldig. „Heutzutage sind die Kinder schon in der Wiege krank! Früher hat man niemals von so vielen Leiden gehört wie jetzt. Ich glaube, ihr findet es modern, krank zu sein!“

Alida war lächelnd aufgestanden. „Großchen, jetzt bist du bei einem Thema, das für dich unerschöpflich ist, und wir können weiter darüber reden, wenn ich zu Tische wiederkomme. Nun aber muß ich noch in die Stadt und einige notwendige Besorgungen machen! Lebe wohl bis dahin!“

Sie war eilig wieder in ihre enganschließende Jacke geschlüpft und lief schnell, mit freundlichem Gruß aus der Tür. Gleich darauf schritt sie durch den Vorgarten, und die Doktorin sah ihrer zierlichen Erscheinung lange nach. Sie war gleich ans Fenster getreten und verfolgte das junge Mädchen mit den Blicken, bis die nächste Pferdebahn sie aufgenommen hatte. Dann faltete sie die Hände auf dem Rücken und ging, ihrer Gewohnheit nach, langsam im Zimmer auf und nieder.

„Da wußte ich wirklich nicht, was ich sagen sollte!“

murmelte sie halblaut vor sich hin. „Ausschelten konnte ich sie nicht, und Recht geben konnte ich ihr auch nicht. Daß es auch so schwierige Lagen gibt!“ Ärgerlich schüttelte sie das Haupt. „Früher kannte man solche Geschichten doch nicht; aber heutzutage steht die ganze Welt auf dem Kopfe!“

Viertes Kapitel

Folkert Dierks ging langsam eine der Straßen hinauf, die vom Hafen in die Stadt führen. Sein Tritt war schwer und seine Haltung lässig, wie bei einem, der sehr müde ist. Und müde durfte er auch sein, denn er hatte die ganze Nacht hindurch beim Laden eines Schiffes geholfen, und nun war es sechs Uhr nachmittags. Dafür aber klimperte auch der Extralohn in seiner Tasche, und er konnte darüber nachdenken, sich ein Extravergnügen zu machen. Bei diesem Gedanken blieb er stehen und blickte die Straße hinab. Die Elbe war noch zu sehen mit ihren Schiffen und Kähnen, und die Sonne schien auf das glänzende Wasser, dessen Wellen dem Meere zuströmten. Diese selben Wellen glitten auch bei der Marsch vorbei, bei der Marsch, wo es endlose Wiesen und einen weiten Himmel gab, wo man die Sonne auf- und untergehen sah und nicht beengt wurde durch häßliche Straßen und Dächer.

Sollte er mit seinem Extraverdienst nach der Marsch fahren und wenn auch nur auf einen Tag die frische Luft einatmen, den rauhen Wind spüren? Einen Augenblick kam es wie eine Versuchung über Folkert; dann schüttelte er den Kopf und ging weiter. Was wollte er in der Marsch? Die Mutter

war tot, und Freunde hatte er nicht. Hamburg war auch gut.

Ein stämmiger Mann, dessen Gesicht aufgedunsen war, und dessen Augen einen verschlagnen Ausdruck hatten, kam ihm entgegen und nickte ihm zu.

„Nun, Dierks, wie geht's? Sind woll wieder fix an der Arbeit gewesen?"

Das war Rüppell, der Hauswirt Folkerts, der heute zum ersten Male mit seinem Einlogierer sprach, obgleich dieser nun schon über vierzehn Tage bei ihm wohnte. Aber solange der Streik der Schauerleute dauerte, hatte Rüppell, der zu ihnen gehörte, sich doch nicht mit einem Manne unterhalten können, der den Mut hatte, am Hafen arbeiten zu wollen. Er hatte auch keinem Genossen gesagt, daß dieser freche Dithmarscher, der sich mit soviel Vergnügen prügelte, bei ihm wohne. Wenn er sehr gesinnungstüchtig gewesen wäre, hätte er sich ja einen solchen Einlogierer nicht gestatten dürfen, aber der wöchentliche Taler, den Folkert regelmäßig bezahlte, war schwer zu entbehren. Rüppell hatte sich nichts erspart. Er hatte zuzeiten sehr viel Geld verdient, mehr als mancher kleine Beamte; aber er hatte es auch gleich wieder ausgegeben. Frau und Kinder bekamen nicht viel davon zu sehen; aber ein gewisses Schanklokal, in dem es auch eine gute warme Küche gab, hätte erzählen können, wo Rüppells Verdienst blieb. Der Streik hatte ihm natürlich nichts genützt und nur seine Einnahme verringert. Er war an allen Enden etwas schuldig,

und deshalb konnte er die Einnahme von Folkert auch nicht entbehren. So war es also gekommen, daß er sich immer vorsichtig gedrückt hatte, wenn er ihn im Kampfe mit den streikenden Schauerleuten gesehen hatte. Er wollte ihm nicht schaden, und niemand hätte erfahren dürfen, daß er bei ihm wohne.

Nun war die Sache abgetan. Die Schauerleute hatten ihre Arbeit wieder aufgenommen, zum Teil unter denselben Bedingungen wie vor dem Streik. Viele hatten aber noch keine Arbeit wieder bekommen und mußten ihren Leichtsinn bitter büßen. Rüppell hatte gleich wieder Arbeit gefunden. Er war in seiner Weise anstellig und hatte sich wohl gehütet, als Hauptschreier in den Versammlungen aufzutreten. So hatte er sich also nicht kompromittiert und konnte jetzt auch mit Folkert sprechen, als wenn nichts vorgefallen sei. „Sie sind woll immer sehr fleißig?“ fragte er noch einmal, während er neben Folkert herging, als verstünde sich dies von selbst. Der Gefragte brummte nur, ohne die Lippen zu einer Antwort zu öffnen, und Rüppell blickte von der Seite in Folkerts gleichgültiges Gesicht. Sein Ton war von Anfang an herablassend gewesen, nun wurde er es noch mehr. „Ja ja,“ sagte er, „schwere Arbeit will erlernt sein, gerade so wie das feine Benehmen!“

„Das feine Benehmen!“ Unwillkürlich wiederholte Folkert die Worte, und der andre nickte etwas von oben herab.

„Nun ja; ich meine, daß man sich bei allen Sachen zu benehmen versteht. So beim Streik zum Beispiel. Sie hätten mich man fragen sollen, Dierks, dann hätten Sie keine Prügel am Hafen bekommen!“

„Und auch kein' Arbeit!“ brummte dieser.

„Nee, Arbeit hätten Sie nich nehmen sollen, natürlich nich! Die Arbeitgeber müssen einem kommen; denen darf man sich nich an den Hals schmeißen, sonst ist gar nichts mehr mit ihnen anzufangen. Überhaupt, Dierks, Sie müssen Genosse werden und bei uns Sozialdemokraten eintreten!“

„Nee!“ versetzte Folkert kurz.

„Nee?“ Rüppells Gesicht wurde sehr rot. „Sagen Sie man nix gegen die Sozialdemokraten — haben Sie mich verstanden? Da wissen Sie gar nix von. Nich das geringste!“

„Hab ich da all was gegen gesagt?“ fragte Folkert gleichgültig.

„Sie sagen, Sie wollten kein Sozialdemokrat werden!“

„Nu ja — kann ich meinen freien Willen nich haben? Is Hamburg ein' Zwangsanstalt, wo jedermann tun muß, was ein paar Kerls sagen?“

„Zwangsanstalt!“ Rüppell lachte verlegen. „Wir sind für die Freiheit, was denken Sie doch!“

„Nu, denn lassen Sie mich auch meine Freiheit!“

„Aber Sie haben ja Prügel bekommen!“ rief der Schauermann, dessen Logik nicht die stärkste war, und Folkert lächelte ein wenig.

„Nu, da bin ich nich allein bei gewesen — andre

Leute haben sich auch ein Puckel voll beschen!“ Er hob den rechten Arm lässig in die Höhe. „Und wenn ich 'n Frau gehabt hätt' und Kinners, die hätten nich nötig gehabt, for meinswegen zu hungern oder allens ankreiden zu lassen; denn ich hätt' mein' guten Verdienst ihnen nach Hause gebracht!“

„Werden Sie man nich gleich so hitzig, Dierks,“ bemerkte Rüppell. Er räusperte sich, und seine Augen blickten unruhig hin und her. „Sie verstehen ja noch nicht alles — das ist ja auch nicht zu verlangen. Wer erst ein paar Jahre in Hamburg gewesen ist, der ist Sozialdemokrat!“

„Und läßt seine Frau und Kinder hungern und vertrinkt sein büschen Geld?“

„Nu nu — so schlimm ist's doch nicht, Dierks. Wenn ich das auch manchmal tue, dann ist das doch nicht die Regel! Meinen Sie, daß wir so mächtig und stark geworden wären, wenn wir alle unser Geld vertäten?“

Folkert zuckte die Achseln.

„Von die Macht versteh ich nix. Der Streik is zu Ende — allens is wieder so wie früher — da is kein Vorteil for die Schauerleutens gekommen, bloß daß sie so an die zehn Wochens nix verdient haben. Wo is da die Macht? Die Schiffe sind doch gelöscht und geladen worden, und die Herrens haben doch allens in Ordnung gekriegt — wo is da die Stärke von die Sozialdemokraten?“

Er hatte langsam gesprochen, weil ihm das Hochdeutsch noch schwer fiel, und die Gedanken

ihm auch nicht schnell kommen wollten. Aber der andre sah ihn doch nicht mehr von oben herab an, sondern betrachtete ihn mit einem halb verdrießlichen, halb zweifelnden Blick. Herr Rüppell war es gewohnt, in einem kleinen Kreise seiner Wirtshaus- und Hafenbekanntschaften das große Wort zu führen. Er hatte einige sozialdemokratische Flugblätter flüchtig gelesen und kaum zur Hälfte verstanden. Aber er hatte eine gewisse seichte Beredsamkeit, die manchem schwerfälligen Norddeutschen und besonders den jungen Burschen imponierte, und die ihn mit einer hohen Meinung von sich selbst erfüllte. Nun ärgerte er sich, daß Folkert ihm nicht gleich zustimmte, und er ärgerte sich über den stänimigen Mann an seiner Seite, der so dumm aussah und es doch nicht zu sein schien. Schweigend gingen beide Männer nebeneinander weiter. Plötzlich beugte sich Folkert zu einem Knaben hinab, der an der Treppe eines alten Hauses kauerte und fest schlief.

„Nu, Heine, wo kommst denn her? Und du großen Jung släfst mitten auf der Straße ein?“

Der Angeredete, ein blasses Kind mit hellem Haar und großen, dunkeln Augen, war hastig in die Höhe gefahren.

„Oh, Unkel, ich slief nich! Ich machte man die Augen ein büschen zu, ein ganz klein büschen, weil daß es so lange dauerte!“

Der Kleine sprach hastig, und nun hatte er Folkerts Hand gefaßt und trabte eilig neben dem

großen Manne her, der unwillkürlich langsamer ging. Das Kind hatte einen schwachen, kleinen Körper, sehr krumme Beine und einen Kopf, der zu groß für ihn zu sein schien. Seine Augen aber blickten hell, und sein kleiner Mund plauderte eifrig.

„Ja, Unkel, ich dachte, du solltst früher kommen! Tantine sagte auch, Unkel kommt bald! Da bin ich weggelaufen!“

„Hast denn nich bei Tantine gesessen?“

„Ja — das hab' ich getan! Mit Tine und Lise und Artur und Elsa! —“ Die beiden letzten Namen wurden mit einer gewissen Schwierigkeit ausgesprochen.

„Und was habt ihr getan?“

„Oh, Tantine hat uns was erzählt. Von Hamburger Brand und von Soda und — und —“

„Sodom und Gomorrha?“ fragte Folkert, und Heine nickte.

„Ich glaub' woll. Sie kamen all zu Schaden bei die Geschichte. Bloß Lot sein' Frau, die lebt noch!“

Der Kleine plauderte weiter. Er hatte gar nicht auf den Mann geachtet, der neben Folkert ging, und dieser auch nicht auf das Kind. Rüppell war in seine eignen Gedanken vertieft gewesen und hatte schließlich im Gehen eine Zeitung gelesen. Nun aber, wo Folkert immer langsamer ging, sah er sich doch nach dessen Begleiter um.

„Gottsdonner, das ist ja Heine! Nun, Junge, was hinkst du denn hier herum?“ Und Rüppell sah nicht eben freundlich auf sein eignes Kind, das bei

seiner Anrede erschreckt zusammengefahren war, jetzt aber nicht antwortete. Es drängte sich nur etwas näher an seinen großen Freund, der denn auch die Antwort übernahm.

„Sie müssen den Jungen nich so anfahren, Rüppell," sagte er bedächtig. „Er holt mir ümmer ab oder kommt mich entgegen, nich, Heine?"

„Nu ja —" der andre war etwas verlegen geworden, „ich fahre ihn auch nicht an; ich wundre mich nur, daß Sie mit dem Bengel anbinden mögen. Er ist immer so dumm und sagt nie ein Wort, wenn ich mit ihm sprechen will. Kinder überhaupt sind doch 'ne Last! Freuen Sie sich, daß Sie keine haben. Da hat man nur Unkosten und Ärger davon! Aber ich sag's ja, der Staat muß helfen. Erziehungshäuser für unsre Kinder müssen gebaut werden, wo wir sie alle hinbringen können, und wo sie vom dritten Tage der Geburt an bis zum fünfzehnten Jahre erzogen, gekleidet und beköstigt werden. Dann kann man sie ja wiedernehmen!"

Rüppell hatte sich wieder in Eifer gesprochen und redete auf Folkert ein, als wenn er in einer Volksversammlung wäre. Folkert sah gleichgültig aus.

„Heine, fall man nich!" sagte er, als der Kleine über einen losen Stein stolperte. Aber die Mahnung kam zu spät. Heine würde in den Rinnstein gefallen sein, wenn Folkert den Jungen nich mit beiden Armen aufgehalten hätte.

Bei dieser Gelegenheit stieß er einem jungen Manne, der ihm entgegenkam, den Hut vom Kopfe,

ſo daß dieſe Kopfbedeckung nun im Rinnſtein lag. Der Herr ſtieß einen Laut unzufriedenſter Überraſchung aus, und Folkert bückte ſich mit einer Entſchuldigung nach dem Hute. Dabei ſtieß er aber mit ſeinem derben Schädel gegen den Kopf des andern, der ſich gleichfalls gebückt hatte, um den Hut aufzuheben.

„Das wird ja immer ſchöner!“ rief der Hutbeſitzer, ſich an ſeinen Kopf fahrend. Es ſchien, als ob er noch einige ärgerliche Worte hinzuſetzen wollte; da aber blickte er in Folkerts Geſicht und trat einen Schritt zurück.

„Folkert Dierks!“ rief er lächelnd. „Wo kommſt denn du her? Du ſiehſt ja noch gerade ſo aus wie vor zehn Jahren! Verändern tut man ſich wohl nicht in der Marſch!“

Der ſo Angeredete machte ein überraſchtes Geſicht, aber er bückte ſich doch zuerſt nach dem Hut und wiſchte ihn vorſichtig mit ſeinem Taſchentuche ab, ehe er dem Beſitzer antwortete.

„Ich kenne Ihnen gar nicht! Herr!“ ſagte er ruhig. „Abers ich bitt' um Verſchuldigung, daß ich Sie den Hut abſtieß! Das kam von wegen den kleinen Jungen, der ein büſchen ſwach auf die Beine is!“

„Biſt du denn verheiratet, Folkert?“ Der Frager, deſſen von einem dunkeln Vollbart eingerahmtes Geſicht einen ſehr freundlichen, guten Ausdruck trug, ſah mit offenbarem Vergnügen in die Augen des andern.

„Nee, was ſollt' ich denn verheiratet ſein? Woſor abers nennen Sie mir du, Herr?"

„Kennſt du mich denn gar nicht mehr, Folkert? Weißt du noch den großen Mühlgraben, auf dem ich durchaus Schlittſchuh laufen wollte, obgleich du ſagteſt, ich ſollte es nicht tun? Aber ich war eigenſinnig, und dann hatte ich auch zu Weihnachten ſo ſchöne neue Schlittſchuhe bekommen —"

„Ach herrje!" unterbrach Folkert den Sprecher. Sein Geſicht war plötzlich lebhaft geworden, und ſeine oft halbverſchleierten Augen glänzten ſtahlblau. „Adrian Schläger! Nu kiek mal an! Dat harr ick doch nich dacht, dat ick See uck noch 'nmal to ſehn kriegt!" Er ſchüttelte herzhaft die Hand des jungen Herrn, und dieſer ſchlug ihn freundlich auf die Schulter.

„Du wirſt mich doch wohl nicht Sie nennen, Folkert! Damals haſt du mich mit Gefahr deines eignen Lebens aus dem Mühlgraben gezogen, und wenn du nicht geweſen wärſt, dann läge ich ſchon lange auf dem Kirchhof in Brunsbüttel! Ich habe viel an dich gedacht, Junge, und du weißt ſelbſt, daß ich dir noch öfters geſchrieben habe, als ich wieder vom Paſtoren wegkam, aber wer nicht antwortete, das war Folkert Dierks!"

Der Dithmarſcher fuhr ſich mit der Hand über das Geſicht.

„Nu Herr, ick mag keen ſchreewen Schrift! Und ick kann nich good ſchriewen. Abers —" Folkert ſchien zu denken, daß er wieder hochdeutſch ſprechen

müßte — „abers ich bedank' mir auch vielmals, daß Sie mir so freundlich angeredet haben und gar nicht stolz sind, wie all die andern Swengels, die hier rumlaufen. Und nu komm, mein Heine!"

Heine stand mit offnem Munde neben Folkert, während sein Vater lange verschwunden war.

Adrian Schläger legte noch einmal seine Hand auf den Arbeitskittel des andern.

„Komm, Folkert, sei nicht albern!" sagte er etwas ernster als vorher. „Vergiß mal deinen Dithmarscher Dickkopf, und vergiß nicht, daß wir immer so gute Freunde waren! Hier ist meine Karte, komm morgen abend auf ein paar Stunden in meine Wohnung! Da sind wir ungestört und können uns von alten Zeiten unterhalten! Versprich mir, daß du kommen willst."

Der Ton der Autorität, den der junge Kaufmann anschlug, verfehlte seine Wirkung nicht. Folkert stellte sich unwillkürlich gerade hin und murmelte, daß er kommen werde. Dann trennten sich die beiden jungen Leute, und der Dithmarscher steckte vorsichtig die Karte in seine Tasche.

„Was war das für ein?" fragte Heine, der sich wieder an Folkerts Hand hängte und auch sofort seine Zunge wieder gebrauchte, sobald er seinen Freund allein hatte.

Folkert räusperte sich ein wenig. Das tat er immer, wenn er mit Heine sprach, wahrscheinlich, weil er dachte, er spräche sonst zu rauh. „Das war ein — ein, mit den ich früher woll spielte, als wir

beide noch Jungens waren. Er war bei den Paſtoren, wo er was lern ſollte, und das auch getan hat, und mir holten die Paſtorenjungens zuweilen zun Ballſpiel und zun Drachenſteigen, und denn ſpielten wir Räubers und Soldaten, und denn Greifert, und mit'n Kreiſel und mit'n Flitzbogen. Und denn zun Möwenſchießen aufs Waſſer, und auch hinter die Seehunde ſind wir hergeweſen!"

Folkert ſprach lebhafter, als es ſonſt ſeine Art war, und Heine hörte ihm mit glänzenden Augen zu.

„Oh — Unkel, wie fein! Wenn ich das doch allens könnte! Worum kann ich das nich?"

Beide waren jetzt in eine enge Straße gekommen, deren alte und verfallene Häuſer hoch zu beiden Seiten emporragten und nur einen ſchmalen Strich Himmel ſehen ließen. Folkert blickte in den Streifen grauen Dunſtes über ſich und atmete dann tief auf.

„Nee — hier kannſt du nich ſoviel ſpielen, mein Jung', haſt kein Platz dazu!"

Heine ſeufzte, dann ſah er an ſeinem großen Begleiter hinauf.

„Sag mal, Unkel, was biſt du eigentlich hergekommen, wenn es da, wo du früher warſt, ſo viel beſſer iſt?"

„Ich muß Geld verdienen!" erwiderte Folkert.

„Geld!" Der Kleine nickte altklug. „Das ſagt Papa auch, und denn hat er nie was, wenn Mama was haben will. Und denn haut er Mama!"

„Das muß er nich!" ſagte Folkert, und Heine nickte noch einmal.

„Papa ſagt, Weibers müſſen Prügel haben, ſonſten tun ſie nich gut!“

Er ſtockte plötzlich; denn vor ihnen ſtand Rüppell, der jedoch ſeinen Sohn nicht beachtete, ſondern eifrig auf ein junges Mädchen einſprach. Eine hübſche, ſchlankgewachſne Erſcheinung mit brennend dunkeln Augen und einem blaſſen Geſichtchen. Sie war mit zierlicher Sorgfalt gekleidet, und ihre ganze Erſcheinung ſtach eigen ab gegen die des plumpen und ſchmutzigen Rüppell. Er ſchien dieſen Unterſchied aber nicht zu ſpüren, ſondern legte ſeine rußige Hand feſt auf die Schulter des jungen Mädchens.

„Sei nich dumm, Roſe,“ ſagte er. „Laß dir nichts weismachen, und glaub nur nicht, daß ſie hübſchere Mädels als dich kriegen können. Dieſe Blutſauger wollen nur nicht mit dem Gelde heraus: das iſt die ganze Geſchichte! Sag, daß du fort willſt — da werden ſie ſchon andre Saiten aufziehen!“

Die Ermahnte warf den Kopf in den Nacken und lachte ein wenig. Dabei zeigte ſie eine Reihe kleiner ſpitzer Zähne und ſah ſehr hübſch aus. Folkert war unwillkürlich ſtehengeblieben und blickte ſie unverwandt an. Mädchen mit ſolchen Augen und ſolch ſchlankem Wuchs gab es nicht in Dithmarſchen. Sie aber beachtete ihn nicht, obgleich ihr Auge ihn flüchtig geſtreift hatte.

„Pah — Schwager, du haſt gut reden! Ihr Männer ſtreikt und ſetzt euern Willen durch, wir

armen Mädchen müſſen uns fügen! Schmidts geben mir keinen höhern Lohn, das weiß ich, und wenn ich auch hübſch bin, ſo gibt's noch mehr hübſche Mädchen in Hamburg! Einen ganzen Haufen!"

Sie ſtrich das krauſe ſchwarze Haar aus den Schläfen und ſah dann Folkert feſt in die Augen, ſo daß er rot wurde und den Blick unſicher abwandte. Rüppell achtete nicht auf den Dithmarſcher; er fing wieder an, auf Roſa einzureden und ihr vorzureden, daß ſie mehr Lohn verlangen müſſe. Sie hörte aber gar nicht auf ihn und bückte ſich zu Heine hinab.

„Nun, Heine, biſt du auch einmal auf der Straße? Da muß ich dir wohl mal etwas mitbringen. Ich bin nämlich die Tante von dem Jungen," wandte ſie ſich an Folkert. „Frau Rüppell iſt meine Schweſter. Viel älter als ich!" ſetzte ſie hinzu, während Folkert ernſthaft den Kopf neigte. Er ſah ſie wieder ſtarr an, und ſie ſchien ſich über ſeinen Blick zu freuen.

„Sie wohnen wohl bei meiner Schweſter?" fuhr ſie fort. „Minna hat mir davon erzählt, ſie ſagt, Sie ſeien gut gegen die Kinder! Das iſt nett von Ihnen!"

Der Dithmarſcher wurde dunkelrot über dieſes Lob; dann murmelte er einige verlegne Worte und wandte ſich haſtig ab. Heine trabte hinter ihm die ſchmutzigen, wackligen Treppen des Hauſes hinauf — denn ſie waren in ihrer Wohnung angelangt — und faßte wieder nach der breiten Hand ſeines

Freundes. „Tante Rose hat mich noch nie was mitgebracht," sagte er, „und auch die andern haben nix gekriegt. Mama sagt, sie gibt allens für Staat aus und für Tanzen!"

Aber Folkert achtete nicht auf ihn. Aus dem dunkeln Bodenraum, den er jetzt betrat, blickten ihn zwei feurige Augen an, und wo ein großes Stück Leinen zum Trocknen hing, da sah er ein blasses Gesichtchen mit einem roten lachenden Munde.

Fünftes Kapitel

Adrian Schläger wohnte draußen in Sankt Georg. Es war nur ein kleines Wohngemach, das er ſein eigen nannte, aber es machte einen behaglichen Eindruck, weil man den Möbeln, mit denen es eingerichtet war, anmerkte, daß ſie dem Bewohner ſelbſt gehörten. Die Fenſter des Zimmerchens ſtanden weit offen und ließen die friſche Abendluft herein. Denn die Juniſonne hatte den ganzen Tag warm geſchienen und auch Adrians Zimmer mit brütender Hitze erfüllt. Nun aber ging das Himmelsgeſtirn unter, und auf der Straße herrſchte das rege Leben, das ſich immer nach heißen Tagen in den Großſtädten einſtellt.

Adrian ſaß am Fenſter und warf hin und wieder einen Blick auf die wogende Menſchheit unten. Seine Gedanken ſchienen nicht ganz bei der ſpaniſchen Grammatik zu ſein, aus der er ſoeben eine Überſetzung machte, und einmal ſchüttelte er den Kopf, als ſei er verdrießlich über ſich ſelbſt. Dann zog er ein Schreibzeug zu ſich heran und begann mit faſt zornigem Eifer Vokabeln auszuſchreiben. Als es nach einer Weile an ſeine Tür klopfte, rief er mit lauter Stimme: „Herein!“ hob aber nicht den Kopf, als jemand eintrat, ſondern ſagte nur: „Mach es dir bequem, Folkert, ich bin ſogleich fertig!“

Der Besucher setzte sich also in einen Stuhl und warf einen prüfenden Blick um sich. Auf dem kleinen Tische vor dem Sofa standen ein Teegeschirr, mehrere Teller mit kaltem Aufschnitt, Brot und Butter und ein paar Flaschen Bier. Alles sah sauber und appetitlich aus, und man konnte sich wohl denken, daß dieses Abendessen zu zweien sehr behaglich sein werde.

„Noch zwei Vokabeln, dann bin ich fertig!“ sagte Adrian wieder. „Ich lerne nämlich Spanisch — eine schöne Sprache, aber schwer — hast du schon einmal Spanisch gehört?“

„O ja!“ erwiderte eine freundliche Stimme, und Adrian flog von seinem Stuhl in die Höhe. „Herr Bardenfleth! Ich meinte —“

„Sie erwarteten mich wohl nicht, lieber Schläger,“ sagte der Kaufherr lächelnd. „Entschuldigen Sie sich nur nicht; Sie haben es wirklich nicht nötig, und ich freue mich, daß Sie so fleißig sind!“

Adrian hatte die Verlegenheit, in die ihn dieser unerwartete Besuch versetzt hatte, einigermaßen überwunden.

„Wollen Sie nicht auf dem Sofa Platz nehmen?“ fragte er in dem unbewußten Gefühl, etwas Besondres tun zu müssen; aber Bardenfleth winkte lächelnd ab.

„Eben habe ich schon eine Stunde auf einem Sofa sitzen müssen. Es war viel schöner als Ihres, lieber Schläger; mit blauem Plüsch überzogen, und es war bei meinem Schneider! So gut können Sie

es mir also doch nicht geben! — Herr Streber klagte sehr über die schlechten Zeiten und darüber, daß die Leute ihm nicht die Rechnungen bezahlten, und doch hatte er Geld zu einer neuen Zimmereinrichtung von schwarzem Ebenholz und blauem Plüschbezug! Wenn Sie einmal heiraten, Schläger, dann richten Sie sich nur nicht so elegant ein wie mein Schneider; es glaubt Ihnen kein Mensch, wenn Sie über schlechte Zeiten klagen."

„Ich kann noch nicht heiraten, Herr Bardenfleth", versetzte Adrian. Sein gutes, ehrliches Gesicht war sehr rot geworden, und seine Stimme zitterte; aber der Kaufherr merkte es nicht. Er hatte nur das Bestreben, den jungen Mann aus seiner Befangenheit zu erlösen, und nun blickte er sich noch einmal um.

„Sie haben es hier wirklich gemütlich! — Da sieht man doch, daß es auch in einer Mietwohnung freundlich sein kann! Allerdings sieht man den Sachen an, daß Sie Ihnen selbst gehören; es ist beinahe, als hätten sie alle bei meiner Mutter, der Doktorin, gestanden!"

„Sie sind aus meinem Elternhause!" sagte Adrian, den die Worte seines Besuchers sehr erfreuten. Er wußte, daß Herr Bardenfleth das Haus seiner Mutter über alles stellte.

„Ich dachte es mir. Ja, früher gab es doch sehr behagliche Einrichtungen! Ich habe jetzt auf Bitten meiner Frau ihr ein Rokokozimmer einrichten lassen, das wirklich ganz niedlich aussieht. Aber ich kann

auf keinem der Stühle ſitzen, und auf dem Sofa erſt recht nicht! — Sie ſchenken mir Bier ein? Danke ſehr, ich nehme gern ein Glas!“

„Es iſt gewiß nicht kalt genug!“ ſagte Adrian entſchuldigend, während er dem vornehmen Gaſte das gefüllte Glas hinreichte, aber dieſer trank es mit einem kräftigen Zuge aus.

„Ach, machen Sie keine Geſchichten, Schläger! Ich bin nicht ſo verwöhnt wie meine jungen Herren im Kontor, die nur echtes Bier vom Faß mögen. Was wohl meine Mutter geſagt hätte, wenn ich als junger Mann ſoviel Taſchengeld gebraucht hätte wie die jüngere Generation! Bitte, ſchenken Sie mir noch einmal ein, und dann erlauben Sie mir eine Frage. Ich höre, daß Sie nach Südamerika wollen?“

Adrian nickte. „Ja, Herr Bardenfleth!“

„Darf man nach dem Grunde fragen?“

„Gewiß, Herr Bardenfleth. Firks und Kompanie konnten mich nicht länger als erſten Korreſpondenten behalten, weil der junge Firks aus Amerika nach Hauſe kommt und doch eine Anſtellung im Geſchäft haben muß. Ich wußte dies ſchon im voraus, weil der alte Herr Firks mir vor einem halben Jahre die Sache auseinandergeſetzt hatte, und ich habe mich auch ſchon nach andern Stellen umgeſehen. Aber Sie wiſſen ſelbſt, Herr Bardenfleth, wie ſchwer gute Stellungen in feinen Geſchäften zu erlangen ſind. Die Söhne des Chefs gehen natürlich vor, und dann kommen die Schwie-

gerſöhne und die entferntern Verwandten an die Reihe.“

Adrian hatte ruhig geſprochen, und der andre hörte ihm aufmerkſam zu.

„Sie haben kein eignes Vermögen?“ fragte er.

Der junge Mann lächelte.

„Mein Vater war Beamter, Herr Bardenfleth; das iſt wohl eine genügende Antwort auf dieſe Frage; Beamte pflegen keine Schätze zu ſammeln, und meine Mutter war ebenfalls ohne Vermögen!“

„Das Geld allein macht es nicht!“ meinte Bardenfleth. „Sie haben viel kaufmänniſches Geſchick, wie ich von verſchiednen Seiten hörte, und auch eine gute Bildung. Das iſt unendlich viel wert. Sie ſehen, ich habe Gutes von Ihnen erfahren, und deshalb komme ich auch zu Ihnen, um Sie zu fragen, ob Sie erſter Korreſpondent in meinem Geſchäft werden wollen. Die Stelle wird in einem Monat frei, und ich habe mir ſchon immer gedacht, daß Sie eine geeignete Perſönlichkeit dafür wären! Überlegen Sie ſich die Sache, und ſchreiben Sie mir in den nächſten Tagen ein Wörtchen! Nach Braſilien können Sie noch immer gehen!“

Der Kaufherr war aufgeſtanden und nickte Adrian noch einmal wohlwollend zu, der einen Augenblick wortlos war, nun aber haſtig zu ſprechen begann.

„Sie ſind ſehr gütig, Herr Bardenfleth, wenn ich nur Ihres Vertrauens würdig bin! Eine ſolche

Digitized by Google

Stellung bei Ihnen —“ er hielt inne. Es hatte mit ſtarker Hand geklopft, und Folkert trat in die Tür.

Sein blondes Haar war glattgekämmt, und ſein Geſicht ſchien eben erſt gewaſchen zu ſein. Es glänzte von Seife und war noch rot vom Reiben. Er trug einen ſtarken wollnen Anzug und einen ſchneeweißen Kragen.

Als Folkert Herrn Bardenfleth erblickte, murmelte er eine Entſchuldigung und wollte ſich zurückziehen. Aber der Kaufmann winkte ihm lächelnd. „Wenn Sie der Beſuch von Herrn Schläger ſind, dann kommen Sie nur herein. Ich bin im Begriff fortzugehen!“

Er warf noch einen Blick in das friſche Geſicht Folkerts.

„Sie kommen mir bekannt vor! Habe ich Sie nicht am Hafen geſehen?“

Folkert nickte. „Da bin ich alle Tage geweſen!“

„Auch als die Schauerleute ſtreikten?“

„Da erſt recht!“

„Nun, dann waren Sie es wohl, der einmal beim Ausladen des Schiffes Karoline es durchſetzte, daß die fremden Arbeiter löſchen konnten. Die ſtreikenden Schauerleute wollten niemand ans Schiff laſſen, das am Kaiſerkai lag, und einen jungen Mann, der ihnen zuredete, warfen ſie mit Steinen. Dann erſchienen Sie plötzlich, und Sie prügelten die Hauptſchreier ſo lange durch, bis die Polizei kam und die ſtreikende Geſellſchaft auseinander-

ſagte. Mein Schiff wurde aber ſchnell geldſcht. Nicht wahr, Sie waren es?“

Bardenfleth war lebhaft geworden, während ſich Folkerts Geſicht um keinen Zug veränderte. Als Bardenfleth die Frage wiederholte, lächelte der Dithmarſcher gleichgültig.

„Das kann ſein und kann auch nich ſein. Ich hab' mir oft an'n Hafen geprügelt, und anſchreiben tu' ich es nich!“

„Haben Sie denn noch Arbeit?“ fragte Bardenfleth.

Der andre zuckte die Achſel. „Die Arbeit könnt' beſſer ſein — da ſind zuviel Menſchen an'n Hafen!“

„Wenn Sie mal keine Arbeit haben, dann kommen Sie zu mir nach Dockenhuden. Herr Schläger wird Ihnen meine Adreſſe ſagen, ich habe Holz auszuroden und Land urbar zu machen. Da kann ich kräftige Arme gebrauchen!“

„Danke ook veelmals!“ ſagte Folkert ruhig. „Ich bin noch ganzen zufrieden hier, abers ich will mich das bedenken!“

Herr Bardenfleth ging, und Adrian begleitete ihn die Treppe hinunter. „Folkert Dierks iſt etwas ungeſchliffen,“ begann er entſchuldigend; „aber er hat mir das Leben gerettet, und ich möchte ihn trotz ſeiner einfachen Lebensſtellung doch niemals verleugnen!“

„Gewiß nicht, lieber Schläger!“ ſagte Herr Bardenfleth und drückte ihm freundlich die Hand. „Man muß ſeinen alten Freunden treu bleiben, ſonſt ver-

liert man mit ihnen viel von sich selbst. Leben Sie wohl, und teilen Sie mir bald Ihren Entschluß mit!“

Als Adrian wieder in sein Zimmer trat, fand er Folkert noch auf demselben Fleck stehen, wo er ihn verlassen hatte.

„Du warst aber nicht sehr höflich gegen Herrn Bardenfleth!“ begann er vorwurfsvoll. „Weißt du wohl, daß er einer der angesehensten Leute in Hamburg ist? Und er hat mehrere Millionen!“

„Is die Möglichkeit!“ Folkert hatte sich vorsichtig hingesetzt. „Abers ich war doch nicht grob gegen ihm!“

„Du warst auch nicht freundlich, Folkert. Er bot dir Arbeit an, und du schienst dich wenig darüber zu freuen!“

„Nee — was sollte ich mir dazu auch freuen, wo ich ihr fors erste nich nehmen will? Ich kann das doch auch nich riechen, daß das so 'n mächtigen und reichen Mann is, Herr Släger, und eigentlich is mich das auch einerlei. Ich will nix von ihn. Ich gönn ihn sein Kram. Mich dünkt, da wird ordentlich Plackerei bei sein, all das Geld sicher anzulegen!“

„Die Plackerei würde ich schon übernehmen!“ meinte Adrian mit einem kurzen Lachen, und sein Jugendgespiel' sah ihn halb mitleidig an.

„Nu kiek — das sag' ich ja. So 'n große Stadt muß ja woll auf die Welt sein; abers slimm is doch, daß jedwereiner partuh reich werden will. Sie

auch, Herr Gläger, und bei dem Reichtum is doch genug Verdrießlichkeit. Neulichen Sonntag, da bin ich mal auf die Elbschoſſee ſpazierengegangen, wo doch all die feinen Häuſers ſtehen, und da hab' ich man gehört, daß ein paar von die Herrſchaftens, die da wohnen, in Winter in die Stadt und in Sommer draußen wohnen. Oh was ein Arbeit mit all das Umziehen! Und ich hab' auch geſehen, wie ein paar Arbeiter nach ein feines Haus hindrohten, das mitten in Garten lag, und ſagten, das mochten ſie woll mit Petroleum begießen und denn anſtecken. Ich mocht' nich in ein Haus wohnen, das die Leute ſo angucken — abers ein klein Stube mit'n paar Möbelns ein mocht' ich woll haben!"

„Soweit wirſt du gewiß bald kommen!" meinte Adrian. Er hatte den Tee bereitet und ſchob jetzt dem Dithmarſcher eine dampfende Taſſe hin, der ſie langſam trank.

Es war nicht das erſtemal, daß Folkert ſeinen frühern Jugendgeſpielen beſuchte. Er kam gewöhnlich einmal in der Woche und erzählte Adrian von ſeinen Erlebniſſen. Da Adrian auch nicht viel nähere Bekannte hatte und im ganzen ſtill lebte, ſo war ihm das Zuſammentreffen mit dem ehemaligen Gefährten ſehr angenehm. Er empfand immer noch für den ſtämmigen Dithmarſcher ein lebhaftes Freundſchaftsgefühl, das dieſer in ſeiner ſtillen, äußerlich gleichgültigen Art erwiderte. Aber er nannte Adrian mit großer Beharrlichkeit Herr Schläger und Sie, und da er behauptete, eine andre

Anrede ſchicke ſich nicht für ihn, ſo ließ ihn der junge Kaufmann gewähren. Die Unterhaltung ging darum nicht ſchlechter. Beide hatten immer noch viele gemeinſame Berührungspunkte, und es ſtellte ſich auch heraus, daß Folkert, trotz ſeiner anſcheinenden Unwiſſenheit, über mancherlei nachgedacht und mehr Bücher geleſen hatte, als jeder, der ihn zuerſt ſah, ihm zugetraut hätte. In den letzten Wochen war er allerdings wieder ſehr wortkarg geworden, und Adrian wunderte ſich im ſtillen, daß er heute ſolche Redſeligkeit entfaltete.

„Alſo eine Stube mit Möbeln willſt du? Soweit mußt du es doch bald bringen?“ fragte er jetzt noch einmal, und Folkert ſchüttelte den Kopf.

„Das is ſwerer, als Sie denken, Herr Släger; ich hatt' ja noch all die Schulden von Mutters Begräbnis, und denn für ihren Doktor und alle das, und denn muß ich hier ja auch Geld ausgeben! Allens koſtet viel!“

Er atmete einige Male tief auf und ſtrich mit der Hand über ſein Haar.

„Du willſt wohl heiraten?“ meinte Adrian, mit flüchtigem Lächeln in Folkerts ernſthaftes Geſicht blickend, und dieſer machte eine zuſtimmende Bewegung.

„Sie will mir ja nu!“ murmelte er, und ſeine Augen leuchteten auf.

„Iſt es die hübſche Roſe?“ Adrian ſtellte die Frage leichten Tons; aber in ſeinem Herzen beneidete er den Freund. Nicht um die hübſche

Rose, aber um sein Glück. Folkert hatte wieder genickt.

„Jawoll, natürlicherweise is sie es. Zuersten hat sie ja getan, als mochte sie mir nich leiden, und hat immer gesagt, sie wollt' ein andern — einen, der besser snacken könnt', und der auch mehr wär' als ich — abers nu —" er seufzte erleichtert und lehnte sich in seinen Stuhl zurück; „nu hab' ich ihr, und kein Mensch soll mich zwischen ihr und mir kommen!"

„Hoffentlich wirst du glücklich, alter Kerl!" sagte Adrian herzlich. „Die hübsche Rose hat dich hoffentlich ebenso lieb, wie du sie!"

Folkert wurde rot bis unter die Haarwurzeln.

„Oh — das kann ich ja gar nicht verlangen! So 'n alten dummen Kerl wie mir kann sie ja gar nicht so lieb haben wie ich ihr! Wenn sie mir nur ein ganz klein büschen leiden mag, dann is allens gut. Allens! Und sie sagt, sie hält bannig viel von mich! Letzten Sonntag bin ich mit sie in Varietétheater gewesen, und denn hab' ich sie auch ein goldnes Kreuz geschenkt, ganz echt, mit'n roten Stein, und da sagte sie ganzen von selbst: ‚Oh Folkert, ich hab' dir lieb!' Ja das sagte sie, Herr Släger, ganzen von selbst."

Der Dithmarscher seufzte zum dritten Male, während er sich mit einem Tuche die Stirn trocknete. Die Liebe machte ihn heiß, und Adrian schüttelte ein wenig den Kopf. Er hatte schon manch liebes Mal eine Beschreibung der hübschen Rose gehört. Denn seitdem Folkert das Mädchen zum erstenmal

geſehen hatte, war die Liebe in ſein bis dahin unberührtes Herz eingezogen. Er konnte das zierliche Geſchöpf mit den brennenden Augen, das ſo unendlich verſchieden von ihm war, nicht vergeſſen, und trotz ſeiner Ungewandtheit war es ihm bald gelungen, dem Mädchen wieder zu begegnen und ſie zum Ausgehen aufzufordern. Nicht allein an Sonntagen, auch in der Woche war er mit ihr in den verſchiednen Theatern und Konzertlokalen der Großſtadt geweſen. Er hatte mehr Geld ausgegeben, als es mit ſeinem ſparſamen Sinn vereinbar war; aber er, der ſonſt jeden Groſchen vorſichtig betrachtete, ehe er ſich von ihm trennte, hatte jeden Maßſtab für ſein Geld verloren. Wenn Roſe ihn nur freundlich mit ihren dunkeln Augen anſah oder gar geſtattete, daß er den Arm um ihre ſchlanke Geſtalt legte, dann war er nicht nur bereit, ſein ſauer erworbnes Geld für ſie hinzugeben, ſondern auch ſein Leben.

„Sie muß dich liebhaben, ſonſt darfſt du ſie nicht heiraten!“ ſagte Adrian, und Folkert machte einen Verſuch zu lächeln.

„Natürlicheweiſe hat ſie mir lieb, Herr Släger! Roſe is keine von denen, die lügen — wenn Sie ein' Braut hätten, denn würden Sie an ſo was auch nich denken!“

„Ich habe keine Braut!“ ſeufzte Adrian, der jetzt auch rot wurde.

„Was nich is, kann werden!“ bemerkte Folkert. Aber der andre machte eine abwehrende Bewegung,

und ſein Freund ſtotterte eine Entſchuldigung. Denn der einfache Arbeiter hatte mehr Zartgefühl als mancher, der ſich zu den Gebildeten der Stadt rechnete. Eifrig begann er von andern Dingen zu reden, als ob er geahnt hätte, daß der junge Kaufman in ſeinem innerſten Herzen ein Gefühl verbarg, das er ſich ſelbſt kaum einzugeſtehn wagte.

Digitized by Google

Sechstes Kapitel

Herr Julius Bardenfleth fuhr unterdessen in einem leichten Wagen seinem Landhause in Dockenhuden zu. Neben ihm saß, in hellem Sommerkleide, seine Tochter Alida, und der Vater konnte nicht umhin, ab und zu einen wohlgefälligen Blick in ihr rosig gefärbtes Gesicht zu werfen. Sie sah so viel besser aus als in der Zeit, wo die dumme Verlobung sie so blaß und nachdenklich gemacht hatte.

Damals hatte der Vater ihr den Willen getan und sie nicht in ihrem Entschluß, die Verbindung aufzugeben, gehindert. Er hatte das Kind der noch immer unvergessenen ersten Frau zu lieb, als daß er ihr Leben unnötig hätte schwer machen mögen, und dann war er auch selbst eine zu liebenswürdige, vornehm angelegte Natur, als daß er eigensinnig auf einer vorgefaßten Meinung bestanden hätte. Aber es hatte ihm doch das Herz schwer gemacht, daß Alida den alten Jugendgespielen und den Sohn seines guten Geschäftsfreundes nicht heiraten wollte. Alles hätte so gut zueinander gepaßt: die Familie, das Vermögen, auch das beiderseitige Alter. Er hielt es nicht für gut, wenn die Mädchen so spät heirateten; sie kamen dann auf allerhand selbständige Gedanken, die für eine Frau vollständig über-

flüſſig waren, meinte er. Auch hätte Herr Bardenfleth durch der Tochter Heirat gern eine Häuslichkeit gewonnen, in der er ungeniert und behaglich hätte verkehren können. Bei ſeiner Mutter war es leicht etwas ſteif, und bei ſeiner zweiten Frau hatte er immer das Gefühl, nicht recht zu Hauſe zu ſein. Aber alle Wünſche gingen eben nicht in Erfüllung, das wußte der reiche und vielbeneidete Mann beſſer, als mancher dachte, und ſo fand er ſich denn in das Unabänderliche.

Und heute freute er ſich, daß ſein Töchterchen neben ihm ſaß und ihn fröhlich anblickte.

„Wie nett iſt es doch, ſo mit dir durch die Abendluft zu fahren, Väterchen!“ ſagte ſie jetzt, und er ſah ſie freundlich an.

„Ja ja, wir zwei ſind gern zuſammen, Liddy. Du ſiehſt auch gut aus, Kleine; beſſer als im Winter. Das helle Kleid ſteht dir nicht ſchlecht, und der Hut tut auch ſeine Schuldigkeit! Oskar Lindberg, der vorhin an uns vorbeiritt, warf einen langen Blick auf dich!“

„Warum willſt du doch wieder von ihm anfangen, Papa?“ fragte Alida mit einem Seufzer, und ihr Vater zuckte die Achſeln.

„Nun, es fiel mir gerade ein; als er ſo ernſthaft grüßte, tat er mir etwas leid!“

„Er iſt nicht zu beklagen, Papa!“

„Ein Mann, der ſich die wahre Neigung eines reinen Mädchens nicht zu erringen vermag, iſt immer zu beklagen, liebes Kind!“ ſagte Herr Bar-

denfleth ernſthaft; leichtern Tones ſetzte er dann hinzu:

„Ich habe auch ſonſt an ihn denken müſſen, da mein erſter Korreſpondent, Oskars beſter Freund, plötzlich gekündigt hat, um in das Lindbergſche Geſchäft zu treten. Etwas habe ich mich über dieſe Sache geärgert, weil ich gegen den jungen Hüffer, der nebenbei ſehr reich iſt, immer ſehr freundlich geweſen bin. Ich hätte ihn auch ganz gern in meine Firma aufgenommen, weil er eine gute Arbeitskraft iſt. Aber nun iſt er zu Lindbergs übergegangen!“

„Infolge der zurückgegangnen Verlobung?“

„Wahrſcheinlich. Es kommt mir ſo vor, als ob ſich Lindbergs allmählich zu ärgern anfingen, nachdem ſie die Sache zuerſt ſo kühl genommen hatten, und als ob ſie nun den jungen Hüffer veranlaßt hätten, mir zu kündigen, um auch mich zu ärgern.“

„Iſt denn die Sache wirklich ärgerlich für dich?“

„Nun ja, Verdruß kam dabei ſchon heraus, aber ich habe ſofort einen andern Korreſpondenten engagiert, und zwar einen, der ſehr gut und brauchbar ſein ſoll. Vermögen hat er zwar nicht, er ſpielt alſo keine Rolle in den Salons; aber er hat gute Manieren und iſt aus feiner Familie.“

„Wie heißt er?“ fragte Alida.

„Adrian Schläger! Vielleicht haſt du ihn auf den Bällen geſehen. Er ſieht aus, als könnte er wohl gut tanzen. Firks lobten ihn in jeder Weiſe,

und da ich außerdem hörte, daß er nach Südamerika wollte, entschloß ich mich kurz und ging zu ihm. Das ist eine etwas ungewöhnliche Art, zu einem Korrespondenten zu kommen; aber ich wollte zugleich einmal sehen, wie der junge Herr wohne, und wie sein Zimmer aussähe. Beides hat mir gut gefallen, die einfache Einrichtung wie die einfache Wohnung!"

Herr Bardenfleth sprach noch weiter. Er hatte manchmal das Bedürfnis, sich auszusprechen, und fand doch so selten Gelegenheit dazu. Seine Frau hörte ihn nicht gern von seinen Angelegenheiten sprechen; sie sagte, es sei nicht fein, vom Geschäft zu sprechen. Und bei seiner Mutter kam er auch nicht dazu. Die alte Dame fand ihn zu großartig und ermahnte ihn immer zur Sparsamkeit. Das hörte wiederum er nicht gern, weil er sein Geschäft durch eigne Umsicht und eignes Geschick ausgedehnt und erweitert hatte. Die einzige, die ihm still zuhörte und seine Interessen teilte, war seine Tochter. Auch jetzt hatte sie ihm aufmerksam zugehört.

„Ich glaube wohl, daß ich mit Herrn Schläger getanzt habe, denn sein Name kommt mir bekannt vor. Man sieht aber so viele Menschen im Laufe des Winters, daß es nicht leicht ist, alle Namen zu behalten", sagte sie, und ihr Vater nickte.

„Nun wirst du ihn bald besser kennen, da ich ihn doch einige Male zu uns herausbitten werde! Hoffentlich gefällt er der Mama. Sie hat ja ihre

beſondern Ideen über junge Herren, und wenn dieſe dann nicht erfüllt werden, kann ſie wenig liebenswürdig ſein!“

„Wir beide wollen um ſo netter ſein, Väterchen!“ ſagte die junge Dame lachend. Sie ſah in dieſem Augenblick ſehr liebenswürdig aus, und ihr Vater freute ſich über ſie. Der Wagen fuhr jetzt über die Elbchauſſee, die ihren Namen in frühern Zeiten mit mehr Recht getragen hat als jetzt. Von dem breiten Strome, der ſeine grauen Wellen der grauen Nordſee zuwälzt, iſt nur an wenig Stellen noch etwas zu erblicken; die Bauunternehmer haben es möglich gemacht, ihre ungeſchickten Wohnungskaſten überall dort aufzupflanzen, wo man ehedem vom Wege aus den lieblichſten Blick auf den mächtigen Fluß mit ſeinen grünen Inſeln und den dunkeln Harburger Bergen hatte. Nur an einigen Stellen haben Villenbeſitzer ein menſchliches Rühren empfunden; die Elbausſicht freigelaſſen und ſie nicht mit Mauern und Hecken verbaut. Über die kurzgeſchorne Hecke des Slomanſchen Gartens ſah man auch an dieſem Abend die Elbe roſenrot aufblitzen. Helle und dunkle Segel belebten ſie, ein großer Dampfer ging zur Stadt hinauf, und zwei andre glitten hinaus in die See.

Alida ſah nachdenklich den Schiffen nach; wie der Vater war ſie in Schweigen verſunken, und als der Wagen nun wieder zwiſchen Landhäuſern und Baumreihen dahinfuhr, beachteten beide ihre Umgebung ſo wenig, daß ſie erſtaunt aufblickten,

als der Kutſcher die Pferde vor ihrem eignen Landſitz anhielt.

Die Bardenflethſche Villa war ein großes einſtöckiges Gebäude, das, zu Frau Valeskas Kummer, in gar keinem Stile erbaut war und ſehr gewöhnlich ausſah. Wenn es nach ihrem Willen gegangen wäre, dann hätte das Haus ſchon lange einem andern, in vornehmem Geſchmack erbauten Schlößchen Platz machen müſſen; aber ihr Mann lachte nur über dieſen Wunſch. Nach ſeiner Anſicht lebte es ſich behaglicher in alten, gemütlichen Häuſern als in neuen Prachtbauten, und Valeska fügte ſich ſeinem Willen mit der gutmütigen Liebenswürdigkeit, die ihr ſo ſehr gut ſtand.

Heute erwartete ſie die Ankommenden an der Freitreppe.

„Guten Abend, ihr Lieben! Ihr kommt ſpät heute!“

„Du haſt dich hoffentlich ſehr nach uns geſehnt, Valeska?“ ſcherzte Herr Bardenfleth, der aus dem Wagen geſprungen war und ſeiner Frau die Hand küßte.

„Gewiß —“ erwiderte ſie zerſtreut, „ich freue mich immer, wenn ihr kommt. — Guten Abend, Liddy; wie gut ſiehſt du aus; hell ſteht dir ausgezeichnet! Haſt du die Einkäufe für mich gemacht? Kommt jetzt aber erſt zu Tiſch!“

Frau Bardenfleth war, trotz ihrer vierzig Jahre, eine anmutige jugendliche Erſcheinung. Mit ihrem ſchönen Wuchs und dem freundlichen Ausdruck in den regelmäßigen Zügen konnte ſie für die ältere

Schweſter Alidas gelten. Sie kleidete ſich auch ähnlich wie dieſe und war heute ganz in Weiß. Frau Valeska galt für eine ſehr liebenswürdige Frau, und ſie war es auch. Es war ihr im Leben immer gut gegangen; ob ſie bei ernſten Sorgen ihre ruhige Gleichmäßigkeit behalten hätte, wußte kein Menſch zu ſagen.

Die Familie ſetzte ſich zu Tiſche, das Speiſezimmer ging auf den Garten hinaus, und man ſah aus ſeinen geöffneten Fenſtern auf die Elbe.

Es war wundervoll kühl und luftig in dem hohen Raume, und Herr Bardenfleth ſtieß einen Laut des Behagens aus.

„Wie ſchön iſt es hier! Die armen Stadtmenſchen auf ihren heißen Etagen ſind zu beklagen!“

„Sicherlich!“ pflichtete Valeska ihm bei. „Die armen Menſchen! In den Zeitungen ſteht übrigens, daß der Sommer veränderlich werden ſoll!“

Frau Bardenfleth war immer gutmütig und immer bereit, andre Leute zu bedauern.

„Haſt du Briefe geſchrieben?“ fragte ihr Mann, und ſie nickte.

„Eine ganze Menge, Julius! Die Jungen wollen doch Nachricht haben; dann mußte ich an die Schneiderin ſchreiben, an Frau Haberland und an noch mehr Leute. Du lachſt gewiß, Julius; aber Frau Haberland will wieder einen Baſar unternehmen. Ich bin ſelbſt durchaus gegen Baſare, aber nichts bringt ſo viel Geld ein!“

„Dann mußt du aber auch an Herrn von Röper

ſchreiben!“ ſagte ihr Mann lachend, indem er ſich Wein einſchenkte.

„Aber ganz gewiß! Ohne Herrn von Röper gibt es keinen Baſar! Iſt es nicht reizend von dem reichen Manne, ſeine Dienſte ſo ganz der Wohltätigkeit zu widmen?“

„Sicherlich! Er hat ein gutes Herz und nimmt euch wohltätigen Frauen die Hauptarbeit ab.“

Bardenfleth war plötzlich zerſtreut geworden. Ihm fiel ein, daß Herr von Röper ein naher Verwandter Lindbergs war und ihn geſtern ſehr kühl gegrüßt hatte. Dieſe Lindbergs! Er mußte jetzt immer an ſie denken und ärgerte ſich, daß er es tat.

„Ich habe auch Reiſepläne gemacht!“ plauderte Valeska weiter, „Frau Haberland fragt, ob ich mich nicht mit ihr in der Schweiz treffen wollte. Vielleicht in Pontreſina oder in Sankt Moritz. Der Plan iſt noch nicht endgültig beſchloſſen. Auch nehme ich wohl Ilſchen mit.“

Sie ſtrich mit der weichen Hand über den blonden Kopf eines etwa zehnjährigen Mädchens, das neben ihr ſaß und mit ernſthaften Augen der Unterhaltung zugehört hatte.

Herr Bardenfleth öffnete die Lippen zu einer Antwort, griff aber dann nur ſchweigend nach einem Stück Brot, das er zwiſchen den Fingern zerbröckelte. Seine Frau kannte es nicht anders, als daß ſie in jedem Sommer eine größere Reiſe machte — weshalb ſollte ſie es nicht auch in dieſem Jahre tun? Unwillkürlich blickte er auf ſeine kleine

Tochter, die jetzt leise den Kopf schüttelte. Ilse Bardenfleth war der verzogne und sehr geliebte Nachkömmling des Bardenflethschen Hauses. Sie war altklug und manchmal auch vorlaut; aber sie gehörte zu den Kindern, die man lieben muß, man mag wollen oder nicht.

Frau Valeska liebte ihre kleine Tochter über alles. Seitdem die Söhne fast erwachsen waren und ihr manchmal das Gefühl des eignen Alters gaben, empfand sie ihnen gegenüber öfters eine leise Fremdheit. Sie waren ja auch schon lange aus dem Elternhause, weil ihr Vater eine einfachere Erziehung für sie vorteilhaft hielt, die sie denn auch bei einem Lehrer der kleinen Gymnasialstadt genossen. Wenn sie nach Hause kamen, waren sie laut und lästig. Sie machten viel Geräusch, fragten ihre Mutter nach ihrem Alter und benahmen sich mit der ganzen Ungezwungenheit heranwachsender Jugend. Selbstverständlich war die Mutter stolz auf die beiden frischen Jünglinge, bewunderte ihre keimenden Schnurrbärtchen und lachte über ihre Schulwitze. Ruhiger und sympathischer war ihr indessen der Umgang mit der kleinen klugen, oft sehr scharfsinnigen Tochter. Mein Sonnenschein, so nannte sie Ilschen oft, und ein Leben voller Sonnenschein wollte sie dem Kinde geben.

„Ilschen, du hast doch Lust in die Schweiz?“ fragte sie jetzt ihr Töchterchen, die bis dahin nichts gesagt hatte. Die Angeredete schüttelte den Kopf.

„Hier ist es viel schöner als in der Schweiz!“

erwiderte ſie. „Ich bleibe bei Papa und bei Liddy!“

In den letzten Sommern waren Ilſe und ihre Mutter immer allein gereiſt, während Herr Bardenfleth und ſeine älteſte Tochter das Haus gehütet hatten.

Ihre Mutter ſah ſie vorwurfsvoll an.

„Kindchen, in deinem Alter hat man noch keinen Willen! Und Liddy reiſt mit uns! Es iſt gut für ſie — ſehr gut!“

Die letzten Worte ſprach Frau Valeska mit beſondrer Betonung, und Alida errötete. Sie wußte, daß es für ſchicklich galt, nach einer aufgehobnen Verlobung auf einige Zeit zu verreiſen. Bis jetzt hatte ſie dieſes ungeſchriebene Geſetz der Geſellſchaft zu umgehen verſucht; aber die ſanften Anſpielungen der Mutter mehrten ſich; ſie konnte ihnen nicht mehr lange ſtandhalten. Frau Valeska war gewiß keine ſchlechte Stiefmutter; ſie würde empört geweſen ſein, wenn nur der Schatten eines ſolchen Verdachts an ſie herangetreten wäre; aber die aufgehobne Verlobung bekümmerte ſie tief, beſonders, da ſie mit Oskar Lindbergs Mutter von jeher ſehr befreundet geweſen war.

„Ja, es iſt beſſer, wenn Alida auch einmal reiſt,“ wiederholte ſie, während der Diener das Deſſert auftrug und ſich dann entfernte. „Man muß ſich natürlich nicht immer nach dem richten, was die Leute ſagen; aber unter den obwaltenden Umſtänden —“

Sie hob mit ausdrucksvoller Bewegung die Schultern, und Herr Bardenfleth rieb ſich die Stirn. Er gab Alida ungern her, und er hatte überhaupt die unangenehme Ahnung, daß ihm die Ausgaben einer großen Reiſe ſehr wenig gelegen ſein möchten; wenn Valeska aber vor ihm ſaß, halbe Andeutungen machte und ihn mit ihren freundlichen, etwas ſchwimmenden Augen anſah, dann fiel es ihm nicht ein, ihr etwas abzuſchlagen.

„Wann wolltet ihr denn reiſen?“ fragte er.

„Im Juli möchte ich gern an die See. Ilschens Rücken wegen, der oft ſo weh tut. Das Kind wächſt zu ſtark gerade in der letzten Zeit. Du weißt, ſie war früher merkwürdig klein für ihr Alter; jetzt ſchießt ſie wie ein Spargel!“

Bardenfleth fand eigentlich nicht, daß dieſer Vergleich für ſeine immer noch kleine Tochter ſehr paſſend ſei; aber Ilſe ſelbſt überhob ihn der Antwort.

„Liebe Mama,“ ſagte ſie etwas ſchnippiſch, „erſtmal bin ich kein Gemüſe, und zweitens will ich gar nicht in ein Seebad. Da muß man mit nackten Füßen laufen und im Sande wühlen, und das mag ich nicht! Dann muß ich immer mit den Kindern und mit den Bonnen umherlaufen, während ich die erwachſnen Leute lieber leiden mag. Die ſprechen vernünftig, und die Kinder ſprechen unvernünftig!“

Ilschen ſprach, als wenn ſie ſich auf ihre kleine Rede vorbereitet hätte, und beide Eltern lachten.

„Du mußt noch in ein Penſionat, um artig zu

werden!“ meinte ihre Mutter, ohne jedoch auf die Worte der Kleinen zu antworten. Sie ſtand vielmehr haſtig auf, küßte ihren Mann auf die Stirn, ſchob ihm eine Zigarrenkiſte hin und hob ſomit die Tafel auf.

Alida folgte ihrem Winke, und beide Damen gingen bald Arm in Arm auf der Terraſſe des Speiſeſaales hin und her.

„Dein Vater iſt in dieſer Zeit verſtimmt!“ ſagte Valeska zu ihrer Stieftochter. Ihre Stimme klang vorwurfsvoll. Alida antwortete nicht gleich. Auch ſie hatte bemerkt, daß Herr Vardenfleth etwas von ſeiner Heiterkeit eingebüßt habe. Es war nichts Greifbares, an dem man die Verſtimmung des Hausherrn geſpürt hätte; und doch lag etwas in der Luft, ſie wußte ſelbſt nicht was.

„Papa iſt vielleicht nicht ganz wohl“, meinte ſie endlich.

„Das mag ſein; mir fällt auf, daß er immer ſtill wird, wenn es ſich um Reiſen und Unternehmungen handelt, bei denen eine größere Geldausgabe unvermeidlich iſt! Neulich ſprach ich von einem Ölbilde, das bei Bock ausgeſtellt iſt, und das ſehr gut in mein kleines Rokokozimmer paſſen würde. Früher hat Papa mir ſolche kleine Wünſche gleich erfüllt; dieſes Mal ſprach er ſofort von andern Dingen. Es fiel mir auf. Hoffentlich iſt er nicht in Geldverlegenheit. Große Firmen können auch einmal ſchlecht ſtehen; Frau Lindberg hat mir ſchon verſchiedne Beiſpiele davon erzählt!“

Alida löſte den Arm, mit dem ſie Valeska umſchlungen hatte, und trat an das Gitter der Terraſſe.

„Wie ſchön iſt der Abend heute!“ ſagte ſie kurz. Ihre Stiefmutter ſprach ſeit einiger Zeit ſoviel von Lindbergs, und ſie fand dieſes Thema unzart.

„Sei nicht verdrießlich, Liddy!“ meinte Valeska gleichmütig, indem ſie ſich neben ihre Tochter ſtellte; „ſieh, die Geſchichte mit Oskar iſt doch dumm! Im Grunde iſt er ein guter Junge, und du würdeſt eine der beſten Partien in Hamburg machen. Für Fred und Oswald, meine beiden lieben Jungen, wäre es auch nicht übel geweſen, wenn ſie einen ſo reichen Schwager bekommen hätten!“

„Die Sache iſt vorüber!“ fiel Alida ein, und Valeska zuckte die Achſeln.

„Wer weiß das? Der alte Lindberg ſoll geraſt haben, als er die Auflöſung der Verlobung und den Grund erfuhr. Seine Frau hat mir neulich alles gebeichtet. Du weißt, ſie kann mir auf die Länge nichts verſchweigen, wenn ſie auch zuerſt tut, als möchte ſie eher ſterben als ein Wort verraten. Alſo der Alte hat geſagt, Julius ſollte einmal bereuen, dir immer den Willen gelaſſen zu haben. Du ſeieſt ſchlecht erzogen; ſonſt würdeſt du Gott danken, in ein ſo warmes Neſt geſetzt zu werden! Ach, er ſcheint noch mehr geſagt zu haben; vielleicht verſchwieg Helene mir noch allerlei. Du weißt, ſie iſt zehn Jahre älter als ich; manchmal brüſtet ſie ſich mit ihrem Alter mir gegenüber und behauptet, ich dürfe noch nicht alles wiſſen!“

Frau Valeska lachte bei den letzten Worten. Sie hatte es sehr gern, wenn man sie noch als eine unerfahrene junge Frau behandelte.

„Der alte Lindberg ist immer sehr nett gegen mich gewesen!“ sagte Alida, deren Gedanken unwillkürlich zu diesem Punkte zurückkehrten.

„Nun ja; du hast ihn ja seit deiner Geburt Onkel genannt, und Papa erzählt noch jetzt, wie er dich bei deiner Taufe auf den Arm genommen und erklärt hätte, du solltest seine Schwiegertochter werden. Es wäre ja auch so nett gewesen, und es ist sonderbar, daß die Mädchen jetzt immer ihre eignen Wege gehen wollen. Nun, unterbrich mich nicht; wir haben über die Sache ja schon zur Genüge gesprochen, und ich sage immer, daß die Frauen verzeihen müssen!“

„Du würdest also auch verzeihen, wenn sich Papa nicht an dir genügen ließe und —“

„Aber liebe Alida, ich bitte dich!“ Valeska war hastig von dem Gitter zurückgetreten, und ihre Stimme klang sehr empört. „Wie kannst du den Respekt so aus den Augen setzen, daß du solche Sachen auch nur denken magst! Ich käme niemals wieder in das Haus deines Vaters, wenn ich denken müßte — nein, laß uns von andern Dingen sprechen und mache mich nicht aufgeregt!“

Alida seufzte ungeduldig. Auf diese Weise endete jede Unterhaltung, die ihre Mutter über die aufgehobne Verlobung führte. Sobald sie fragte, was Frau Valeska in demselben Falle, in dem sie

gewesen war, tun würde, dann wurde die Antwort verweigert.

Valeska hatte sich der Tochter wieder genähert und sprach lebhaft über den Basar, der im Herbste in Hamburg stattfinden sollte, und zu dem man die Schauspieler des Thaliatheaters zur Mitwirkung einladen wollte. Im ganzen sprach Frau Bardenfleth auch lieber über diese Dinge als über ernste Sachen, und sie konnte dann so lebhaft und anregend werden, daß jeder ihr gern zuhörte.

Siebentes Kapitel

Unterdeſſen ſaß Julius Bardenfleth noch am Eßtiſch und blickte den blauen Dampfringen ſeiner Zigarre nach.

Er war in Gedanken verſunken und achtete nicht auf Ilſe, die noch immer neben ihm ſaß und ihn verſtohlen betrachtete. Er dachte an verſchiedne Dinge; zuerſt daran, daß er es geweſen war, der die alte, aber nicht ſehr reiche Firma Bardenfleth zu einem der vornehmſten Handlungshäuſer Hamburgs gemacht hatte. Er ganz allein. Sein Vater, der ſich, einer alten Tradition zufolge, noch den Doktor Juris geholt hatte, ehe er Kaufmann geworden war, hatte keinen weiten Blick gehabt. Er war mehr fürs Studieren als fürs Erwerben geſchaffen geweſen; er hatte alte Bilder, alte Bücher und Handſchriften zu ſammeln verſtanden, aber für große Unternehmungen fehlte ihm jedes Talent. Sein Sohn hingegen war zum Kaufmann geboren. Er hatte zuerſt die Schule und darauf ein Jahr die Univerſität beſucht, wie es ſich für einen vornehmen Kaufmannsſohn ſchickte; dann aber hatte er ſich freudig in das enge Kontor ſeines Vaters ſtecken laſſen. Die Lehrlingsjahre mit ihren Botengängen und langweiligen Nebenbeſchäftigungen waren ihm von dem pedantiſchen Vater nicht erſpart worden,

und ſie hatten ſeinen Eifer nicht gelähmt. Im Gegenteil, er hatte bald Zeit und Gelegenheit gefunden, ſich auf eigne Hand an einer kleinen Spekulation zu beteiligen, und als ſeine Lehrjahre zu Ende waren, kannten ihn ſeine Freunde als einen gewiegten Börſenmann. Dann war er in Südamerika geweſen, dem Lande, mit dem ſeine Firma hauptſächlich handelte, und nach ſeiner Rückkehr gelang es ſeinem Fleiße und ſeiner unermüdlichen Tatkraft, die Firma Bardenfleth immer reicher und mächtiger zu machen. Sein Glück war ſprichwörtlich geworden, und das Geld floß ihm zu; er ſelbſt aber blieb immer der liebenswürdige und anſpruchsloſe Menſch, der er immer geweſen war. Wohl legte er Wert auf ſeinen Reichtum; aber nur in dem Sinne, daß er ihm zu edeln Genüſſen verhelfen ſollte. Der brutale Luxus, mit dem ſo mancher Emporkömmling prunkte, widerte ihn an; aber mancher Künſtler in Deutſchland nannte ſeinen Namen mit Achtung und Ehrerbietung. Manches Meiſterwerk hing in ſeinen Zimmern, und ſeine offne Hand wurde von etlichen vergnügten, aber armen Kunſtjüngern eifrig in Anſpruch genommen. Es fiel aber Bardenfleth nicht ein, auf ſeine Freigebigkeit ſtolz zu ſein. Er gehörte noch zu den alten Hamburgern, denen dieſer vornehme Genuß des Reichtums als etwas Selbſtverſtändliches erſcheint, und die es von ihren Eltern und Großeltern her nicht anders kennen, als daß ſie von ihrem Gelde denen, die nichts haben, ein Teil abgeben müſſen.

Er würde ſich gewundert haben, wenn man ihm dieſe Anwendung ſeines Beſitzes als Verdienſt angerechnet hätte, ebenſo, wie er es natürlich fand, daß er ein guter Kaufmann war. Und dennoch mußte er heute an mancherlei denken, an manche großen Summen, die er an Künſtler oder Studierende verſchenkt hatte, an glänzende Einkäufe, die er gemacht, an Unternehmungen, an denen er ſich beteiligt und achtlos viel Geld verloren hatte.

Denn er mußte ſich ſagen, daß die glänzenden Zeiten der Firma Bardenfleth vorüber ſeien und wahrſcheinlich niemals wiederkommen würden. Die fortwährenden Unruhen in den ſüdamerikaniſchen Republiken trugen die Schuld; er ſelbſt hatte keine daran, und auch nicht die Leute, die für ihn arbeiteten. Es waren die Kriege, die Bombardements, die räuberiſchen Überfälle und die Zerſtörung alles beweglichen Eigentums, die alle zuſammen den Rückgang ſeiner Firma bewirkt hatten. Verluſt über Verluſt war im letzten Jahre über ihn hereingebrochen, und in den eben vergangnen Wochen war es ihm klar geworden, daß es beſſer für ihn ſei, allmählich ſein Perſonal zu vermindern, um alle unnötigen Ausgaben zu vermeiden. Deshalb hatte er den jungen Hüffer, ſeinen erſten, hoch beſoldeten Korreſpondenten, ohne ein Wort der Bitte, zu bleiben, gehen laſſen und hatte ſofort Adrian Schläger engagiert, dem er nur die Hälfte des Gehalts zudachte. Lieber wäre es ihm geweſen, Hüffer zu

behalten, um ihn dann ins Geschäft zu nehmen, das den reichen Teilhaber nur zu gut gebrauchen konnte. Aber dieser Gedanke war nicht zu verwirklichen gewesen, da Hüffer der Freund Lindbergs war und zu ihm hielt. Hätte Alida sich entschließen können, Oskar zu heiraten, dann wäre Hüffer geblieben, und das Ansehen des Geschäfts hätte sich bald wieder gehoben. Aber es hatte nicht sein sollen, und Bardenfleth merkte nur zu deutlich, daß die Firma Lindberg ihm nicht mehr freundlich gesinnt war. Der alte Lindberg, ein guter Jugendbekannter von ihm, ein jovialer, allerdings etwas starrköpfiger Herr, zog sich auffallend von ihm zurück, so auffallend, daß auch andre es merkten. Das war kleinlich von dem alten Freunde, mit dem er sich als Knabe oft gerauft hatte; aber man kennt seine Freunde eben nicht aus, und die Lindbergs waren sehr empfindlich. Sie waren dazu steinreich, und ihr Besitz hatte in den letzten Jahren sehr zugenommen, während Julius Bardenfleth dankbar sein mußte, wenn alles bei ihm so blieb, wie es jetzt war, wenn er Land- und Stadthaus behalten und seine Familie alljährlich auf eine Sommerreise schicken konnte. Wenn er nun aber auch dieses hergeben müßte, und wissen konnte man es nicht — was dann? Er schauerte unwillkürlich ein wenig zusammen.

„Du bist heute furchtbar still, Papa!“ sagte Ilse.

Sie mußte den sorgenvollen Ausdruck in dem sonst so heitern Gesicht ihres Vaters entdeckt haben,

denn sie lehnte den Kopf an seine Schulter und sah ihn aufmerksam an.

Bardenfleth küßte sie auf die Stirn.

„Ach, Kleinchen, bist du noch da? Du solltest in den Garten laufen und ein wenig spielen!“

„Ich spiele ja den ganzen Tag, Papa! Das macht furchtbar müde. Mama sagt immer, ich sollte nichts lernen, weil es mich angreift; aber spielen ist auch angreifend.“

„Hast du denn keine Lehrerin, die ein wenig mit dir lernt, mein Liebling?“

„Doch, Väterchen; Fräulein Schlüter kommt dreimal in der Woche aus Hamburg und lernt mit mir; aber Mama mag sie nicht gern leiden, weil sie alte Handschuhe trägt und neulich auch eine ziemlich schmutzige Bluse anhatte. Mama sagt, sie müßte auf sich halten, wenn sie bei uns unterrichten wollte; aber vielleicht hat sie nicht genug Geld, um sich die Bluse waschen zu lassen. Sie ist sonst nett. Immer freundlich mit mir, und dann erzählt sie sehr hübsch von der alten Geschichte, und in der Geographie weiß sie auch gut Bescheid!“

„Kann sie nicht alle Tage kommen?“ fragte Bardenfleth, den die ernsthafte Unterhaltung seines Töchterchens erheiterte; sie schüttelte aber den Kopf.

„Mama will es nicht. Es könnte mich angreifen. Du weißt, Papa, ich habe etwas am Rücken — eine Geschwulst oder etwas Ähnliches, — das könnte ins Gehirn gehen, meint Mama, und deshalb muß ich mich schonen.“

Sie ſeufzte, und der Vater ſeufzte auch.

„Morgen kommt Großmutter!“ fuhr Ilſe fort, die trotz ihrer Altklugheit die kindliche Gewohnheit hatte, das Geſprächsthema ſehr ſchnell zu wechſeln.

„So? hat ſie es ſagen laſſen?“ fragte Herr Bardenfleth erfreut.

„Nein, ſie hat mir geſchrieben!“ berichtete die Kleine ſtolz. „Sie hat mir einen ſehr netten Brief geſchrieben und mir aufgetragen, Mama zu fragen, ob ihr Großmutters Beſuch angenehm wäre. Mama war es natürlich recht. Sie findet immer, daß Großmutter zu ſelten kommt, aber ſie ſagt, alten eignen Damen ſei nicht leicht etwas recht zu machen. Ihre Großmutter wäre auch oft ſchrecklich geweſen!“

Bardenfleth rauchte ſchweigend ſeine Zigarre weiter. Die innere Disharmonie, die ſeine Mutter und ſeine Frau voneinander fernhielt, quälte ihn ſeit Eingehung ſeiner zweiten Ehe. Aber er wußte, daß er nichts daran ändern konnte, und er wußte auch, daß ſeine Frau von einer ſolchen Disharmonie gar nichts empfand. Nach ihrer Anſicht war es ganz natürlich, daß man ſich mit ſeiner Schwiegermutter nicht beſonders gut ſtand. In jedem Buch, auch in denen, die gut rezenſiert wurden, konnte man davon ein Beiſpiel leſen.

Da klopfte es vorſichtig an die Tür, und dann ſteckte der Bediente ſeinen wohlfriſierten Kopf ins Zimmer. „Draußen iſt eine Frau, Herr Bardenfleth,“ begann er. „Sie ſagt, daß ſie die Herrſchaften hier beſuchen will; ſie ſieht aber nicht danach aus.

Eine gewöhnliche Person, und solche schreckliche Sprache!“

„Wie heißt sie?“ fragte Bardenfleth, und John schloß die Augen.

„Das habe ich nicht verstanden, Herr, vielleicht etwas wie Tine Hauberg!“

„Herrje, meine alte, gute Tine! Laß sie schnell hereinkommen! Und du, John, setze noch einen Teller und ein reines Weinglas her; die Alte muß doch eine kleine Herzstärkung haben!“ Der Kaufherr stand auf, als Tante Tine eintrat.

„Das mag ich leiden, Tine, daß Sie mich einmal besuchen! Nun setzen Sie sich nur rasch und trinken Sie ein Schlückchen — sonst schadet Ihnen der Weg! Sehen Sie, das ist Ilse, meine Jüngste! Ilschen, das ist Tine Hauberg, die bei der Großmutter solange gedient und mir manchmal etwas ganz Apartes und Feines gekocht hat. Ja, Tine, das habe ich Ihnen nicht vergessen — dies Glas Wein soll auch auf Ihr Wohl getrunken werden!“

„Was eine Ehre!“ sagte Tine. Sie war rot geworden und saß bescheiden auf der äußersten Kante des Stuhls. „Nee, Herr Julius, was sind Sie doch gut! Und ümmer derselbigte! Gerade so lustig wie dunnemals! Ja, Sie muß das in diese Welt gut gehen, sonsten is da keine Gerechtigkeit in die Welt! Ach Gott, wo is das hier schön!“

Die alte Frau blickte sich ehrfurchtsvoll in dem Speisesaal um, dessen Wände aus weißem Stuck bestanden, und der in seiner Einfachheit sehr vor-

nehm wirkte. Dann ſah ſie durch die offnen Türen nach der Elbe, auf der unzählige große und kleine Lichter brannten. Ein hellerleuchteter Dampfer fuhr gerade vorüber, und man hörte Muſik ſpielen.

„Oh, wie ſchön!“ ſagte die Alte noch einmal, und dann wiſchte ſie ſich die Augen mit dem ſauber gefalteten Taſchentuch, das ſie in der Hand trug.

„Ich komm ein büſchen ſpät heut abend, Herr Julius; abers da war ein klein Verſpätung auf'n Zug, und denn konnt' ich nahſtens den Weg nich ſo ordentlich finden. Nu is es ſchon dunkel, was mir for Ihnen ſchanieren tut, aber an den hellen Tag hat unſereins ümmer ſo mancherlei zu tun. Was mein Nachbarn is, die Rüppelln, die is krank, und da ſind vier kleine Görens —“ ſie ſtockte, der fragende Blick Ilſes machte ſie etwas verlegen.

„Ja, klein Fräulein, in Hamburg da ſind viele Kinners, die es nich ſo gut haben wie Sie!“

„Ich bin noch gar kein Fräulein!“ ſagte Ilſe, die rot wurde. „Nicht wahr, Papa?“

„Nein, Kind; du haſt ganz recht; das Fräuleinſein kommt früh genug; Tine, nennen Sie Ilſe nur ruhig du!“

Tante Tine ſeufzte erleichtert.

„Nu, ich tu es ja man bloß, weil ich denk', daß Sie eigen ſind und nich mögen, wenn ſo 'n alte Perſon die klein Deern du nennt. Abers ich mein' es nich ſlecht mit dich, mein klein Mädchen!“

Sie ſah die Kleine ſo freundlich an, daß dieſe ſich ganz nahe an den Tiſch ſetzte, beide Arme auf

ihn legte und den fremden, einfachen Gast unverwandt anblickte.

„Wo war die kranke Frau?“ fragte sie.

„Bei mich, auf mein Etage. Hat Brustentzündung, und die kleinen Kinners haben kein' Aufpassung, weil daß der Mann den ganzen Tag fort is!“

„Kann denn nicht das Dienstmädchen für sie sorgen?“

Tante Tine machte ein erstauntes Gesicht.

„Dienstmädchen? Ja, da is ja ein Swester von Rüppellsch — sie heißt Rose und is nicht so uneben, wenn ich ihr auch nich so gern leiden mag, weil daß sie nich gut genug for mein Folkert is — aberssten sie hat Arbeit in einem Laden — sie kann nich pflegen!“

„Hat Ihr Neffe sich hier vielleicht verlobt?“ fragte Bardenfleth. Ihm fiel die Unterhaltung wieder ein, die er im Frühjahr mit Tante Tine gehabt hatte. Er hatte nicht mehr an den Neffen gedacht; nun ließ er sich von ihm erzählen.

„Ja, mein Folkert will heiraten!“ sagte Tante Tine. Sie betrachtete dabei aufmerksam ihr Taschentuch.

„Ich kann da nix bei tun, Herr Bardenfleth, Liebe is Liebe, und Rose is ein Deern, in die ein Mann sich ganzen gewiß weggucken kann. Aberssten die Rüppells Familje — da is nich viel an. Ich pfleg' ihr ja, ich mein' die Frau, weil das ja mein Christenpflicht is; abers —“ sie stockte. Dann strich sie wieder über ihr Taschentuch.

„Ja, Herr Bardenfleth, das is nu nich anders. Jedwerein hat sein Packen zu tragen; bei den ein kann man es sehen, und bei den andern kann man es nich sehen. Und da hilft auch kein Klagen. Abers als der Jung damalen in Aprilmonat zu mich kam und seinen Weg ganzen allein zu mich gefunden hatt' — ein von sein Bekannten hatt' ihn das aufgeschrieben, da meint' ich immer, daß ich ein büschen länger Freude von ihn haben sollt'. So 'n tüchtigen Jungen und so 'n guten Jungen. Abers die Liebe!"

Sie schüttelte den Kopf, und Bardenfleth hörte ihr halb in Gedanken zu. Es war ihm so heimisch, diese Stimme, dieses sonderbare Deutsch zu hören. Es erinnerte ihn an seine sorgenlose Jugend, an seine Knabenzeit, wo er Tante Tine immer nachgesprochen und manchen kleinen Kampf deswegen mit ihr bestanden hatte.

Ilse hatte gleichfalls zugehört, und zwar mit angehaltnem Atem. Ihr kam es vor, als blickte sie in eine neue Welt, und diese Welt gefiel ihr. Sie wußte nur nicht recht, nach wem sie zuerst fragen sollte, weil sie von allem wissen wollte, aber schließlich erkundigte sie sich wieder nach den Rüppellschen Kindern.

Der Diener hatte eine Lampe gebracht, obgleich es die Jahreszeit war, wo es im Norden kaum dunkel wird. Auch verglomm draußen noch das letzte Abendlicht. Dennoch war es behaglich, aus dem grauen Schleier der Dämmerung in den hellen

Schein des Lichtes zu kommen, und Tante Tine blickte sich noch einmal schüchtern um.

„Wenn Rüppells das sehen konnten, daß ich hier sitz' zwischen all die Pracht. Was würden sie sagen! Und was würd' Heine sich freuen! Das is Rüppell sein klein Jung'; der is swach und kann man slecht gehen; denn kommt Line und Rike und Friedrich. Ja, vier Stück, und was der leibhaftige Vater is, der macht sich nix aus sie! Wenn der man alle Woche seine Streikerei und sein Volksversammlung hat und auf die Reichen schelten kann, denn is er froh. Weiter braucht er nix zum Leben. Da is mein Folkert anders. Er sagt, arme Leute müssen sein, und reiche müssen auch sein, und ein soll den andern das nich mißgönnen. Abers wenn er nu Rose heiratet, denn wird er woll auch so 'n So—zi—aldemokrat werden. Ich sagte das letzthin all zu Herrn Släger. ‚Herr Släger' sagt ich, ‚passen Sie man auf, daß Folkert nich so 'n Ideen kriegt, Sie wissen, was ich mein!' Da zuckt er mit die Schultern und sagt: ‚Ja mein' beste Tante Tine, da kann ich nicht viel bei machen. Wenn Folkert nich selbst vernünftig bleibt, denn kann ich ihn das doch nich vorpredigen!' Und da hat er ganzen gewißlich recht, bloß daß es swer is, so was zu denken, weil er nu doch mein einzigen Swester ihr Sohn war!"

„Wer ist Herr Schläger?" fragte Bardenfleth aufhorchend.

„Das is ein feinen jungen Mann, Herr Julius! Er kennt mein Folkert von die Zeit her, wo er

ſelbſt ein klein Jung' war und bei den Paſtoren in Folkert ſein Dorf in Pangſchon war! Er is nu Kaufmann hier; aberſten nich in geringſten ſtolz. Als er hörte, daß ich ſtricken tu', hat er mich einen Auftrag gegeben, und nu komm' ich manchmal zu ihn, wo er mir ümmer gut bezahlt und auch noch ein freundliches Wort for mir über hat, was ein armen, alten Menſchen guttut. Denn die Freundlichkeit is ein großen Stück von das irdiſche Leben, wenigſtens for mir!

„Dann habe ich ihren Neffen noch heute abend geſehen!“ ſagte Bardenfleth lachend. „Ein fixer Kerl, Tine, aber nicht ſehr höflich!“

„Nich?“ Tante Tine ſeufzte und wiſchte ſich mit ihrem Taſchentuch übers Geſicht. „Nu, es kann ſein, daß er ein büſchen grobſlächtig is, er is ja aus die Marſch, Herr Julius; da haben die Leute keine Manierens. Herrjemine, wenn ich nich ſo früh in Dienſt nach die Frau Doktern gekommen wär', denn wüßt' ich mir auch nich zu benehmen. Gott, nehmen Sie ihn das man nich übel, mein beſten Herr Julius!“

„Ganz gewiß nicht! Und nun nehmen Sie noch ein Glas Wein, Tine!“

„Na, wenn dat Nödigen keen Ende hett!“ meinte Tante Tine halb verſchämt, und dann trank ſie vorſichtig und in kleinen Schlucken, während ſie in ihrer harmloſen Manier weiterplauderte, und der Kaufherr ihr mit offenbarem Vergnügen zuhörte.

Ilſe war aufgeſtanden und in den Garten gegangen. Sie ſuchte nach ihrer Mutter und Alida.

Beide saßen auf einer Terrasse, von der man eine weitere Aussicht auf die Elbe und ihre Ufer hatte. Es war noch hell genug, um die Gesichter von Mutter und Tochter genau unterscheiden zu können. Das matte Abendlicht war günstig für Frau Valeska; sie sah in ihrem einfachen weißen Kleide, das ihre dunkle Schönheit vorteilhaft hob, entzückend aus; wer sie so erblickte, der mußte sie für jünger als ihre Stieftochter halten, deren etwas farbloses Gesicht in der grauen Abendbeleuchtung müde und angegriffen erschien.

„Mama, wie bist du heute abend wieder hübsch!“ rief Ilse und zog die Hand der Mutter schmeichelnd an die Lippen. „Ich möchte dich immer ansehen!“

„Nicht so stürmisch, Kindchen!“ sagte Frau Bardenfleth lächelnd. „Ich bin eine alte Frau und gar nicht mehr hübsch! Du weißt doch auch, daß die Schönheit vergeht! Ein guter Mensch ist immer schön!“

Die Stimme der schönen Frau klang gerührt. Sie war immer bewegt, wenn sie einige nichtssagende Worte sprach, die nach ihrer Ansicht Lehren der Weisheit und Tugend enthielten. Ilse hörte niemals darauf.

„Gute Menschen sind oft recht häßlich,“ sagte sie ruhig. „Tante Tine ist häßlich, aber ich mag sie doch leiden! Sie sitzt im Eßzimmer und erzählt sehr nette Sachen!“

„Ach — Tante Tine!“ Frau Bardenfleth strich langsam ihr Kleid glatt. „Ist sie bei Papa? Ja, das ist eine gute, nette alte Person, an der ich

allerdings auszusetzen habe, daß sie ein entsetzliches Deutsch spricht. Solche Leute machen mich immer etwas nervös!“

„Aber wenn sie gut ist, Mama, wie kann sie dich da nervös machen! Gestern sagtest du übrigens, man müsse nicht immer von Nervosität sprechen!“

Frau Bardenfleth machte eine etwas ungeduldige Bewegung.

„Liebe Ilse, wenn ich einmal etwas in einem passenden Augenblick sage, dann mußt du es mir nicht in einem unpassenden wiederholen! Ich fürchte, du mußt strenger erzogen werden, nicht wahr, Alida?“

Die Gefragte antwortete nicht, und Ilse lachte.

„Ach, Mama, sprich nicht immer von Erziehung! Neulich hast du noch gesagt, ein wirklicher Charakter erzöge sich selbst, ohne Beihilfe. Ich will mich auch selbst erziehen. Und nun komm ins Eßzimmer und sage der alten wunderlichen Frau guten Tag! Sie gefällt mir außerordentlich, und du mußt auch mit ihr sprechen!“

„Willst du ihr nicht einen Taler von mir geben und mich ruhig hier sitzen lassen?“ schlug Frau Bardenfleth zögernd vor. „Du weißt, ich hatte heute morgen Kopfschmerzen!“

„Aber, Mama, als neulich der Pastor hier war, hast du doch mit ihm darüber gesprochen, daß man die Almosen zart geben müsse. Ich finde es nun gar nicht zart, wenn ich der alten Tine den Taler von dir gebe. Sie ist sehr nett: sie hat für Papa

immer kleine Extrapuddings gemacht, und weil es doch schon spät ist, könntest du sie auffordern, die Nacht hier zu bleiben!“

Ilses Mutter mußte nun doch laut auflachen.

„Deine Gründe sind kostbar, Goldkind, ganz wundervoll! Wegen der Extrapuddings vor mehr als dreißig Jahren ein Nachtquartier!“

Alida lachte gleichfalls; aber Ilse sah beide Damen etwas ernsthaft an.

„Lacht nur nicht so furchtbar über mich, ihr beiden! Ich mag die alte Frau gern leiden, weil sie sich verspätet hat! Nicht, weil sie dumm oder unpünktlich war, sondern weil sie Frau Rüppell pflegen muß, die Brustentzündung und gar kein Mädchen hat! Vier Kinder sind dort, und Heine, der älteste, kann nicht ordentlich gehen. Vielleicht hat er etwas am Rücken, gerade so wie ich auch manchmal Rückenschmerzen habe. Ich kann mich schonen, und ihr sagt, ich dürfe keine Treppen steigen. Er aber muß jeden Tag vier Treppen steigen!“

Ilses Stimme war weinerlich geworden, und Frau Bardenfleth stand hastig auf.

„Ich gehe schon mit dir, Liebling, du darfst nur nicht traurig werden! Aber allzuviel an andre Menschen denken mußt du auch nicht! Alle Not auf Erden können wir doch nicht ändern, und wir haben auch unsre schweren Sorgen!“

Ilse nickte. „Ja, ich weiß! Mit dem Basar, und neulich wollte deine Taille nicht sitzen, und du weintest! Wir haben alle unsern Packen zu tragen;

bei dem einen sieht man es, und bei dem andern sieht man es nicht. So sagt die alte Tine, und nun sage ihr guten Abend!“

Frau Bardenfleth hatte eine instinktive Scheu, mit den Leuten aus der niedern Klasse zu verkehren, und da sie gerade mit Alida über einige neue Kleider gesprochen hatte, so fand sie diese Störung grausam.

Als sie jetzt aber das Eßzimmer betrat, war sie freundlich und ruhig wie immer, und nur ihr Mann empfand, daß ihr der Besuch der alten Frau langweilig war. Vielleicht auch merkte Tante Tine, daß die vornehme Dame nur gezwungen herablassend war, denn sie verlor ihre Unbefangenheit, als Valeska ihr gegenübersaß. Sie wischte immer in ihrem Gesicht herum, was Valeska etwas unappetitlich fand, und als diese sie einlud, die Nacht zu bleiben, fuhr die Alte erschrocken vom Stuhl auf.

„O, ganzen gewiß nich! Herzlichen Dank, abers so was is nich möglich! Frau Rüppell wartet auf mir, und da geht auch alle Stunde ein Szug. Ich graule mich nich im geringsten, allein nach die Bahn zu gehen — so 'n alte Person wie mich tut kein ein was zuleide!“

Sie hatte entschieden einen großen Schrecken vor der Aussicht, die Nacht über bleiben zu sollen, und alles Zureden half nichts. Da ließ Herr Bardenfleth seinen kleinen Ponywagen anspannen, um die Alte wenigstens zum Bahnhof bringen zu lassen. Der Kutscher machte allerdings ein saures

Gesicht, als er plötzlich aus seiner beschaulichen Abendstimmung gerissen wurde, um eine alte, einfach und nicht nach Trinkgeld aussehende Frau fortzufahren. Aber Herr Bardenfleth beachtete die Miene seines Kutschers nicht und auch nicht das spöttische Gesicht des Dieners, der sich kaum eines Lachens erwehren konnte, als der Herr dieser sonderbaren Frau zum Abschiede herzhaft die Hand schüttelte und sie wiederholt einlud, ihn noch einmal, aber dann länger, zu besuchen. Und doch hatten beide Diener bei der letzten Reichstagswahl für den sozialdemokratischen Kandidaten gestimmt und beabsichtigten auch, es immer zu tun.

Als Tante Tine schnell durch den dunkeln Landweg gefahren wurde, betastete sie vorsichtig ein Geldstück, das Bardenfleth ihr noch zum Abschied in die Hand gedrückt hatte.

„Warraftigen Gott, das is ein Zwanzigmarkstück! Was is er doch gut, und was is es da fein, und was is sein Frau wunderhübsch! O, was 'ne Frau!“ Tine legte den Kopf zurück und schloß die Augen.

„Abers was die älteste is, die Fräulein Alida, die gar nix sagte und mir doch so freundlich anluckte — die mag ich doch noch lieber leiden als die wunderhübsche Madamm! Zwanzig Mark! O, was freu' ich mir, nu können Rüppells Kinder morgen mal was Ordentliches in ihren kleinen Snabel kriegen!“

Achtes Kapitel

Ja, Frau Rüppell war sehr krank, und obgleich sie nicht das Muster einer guten Hausfrau war, so wurde ihre Krankheit doch von ihrer Familie sehr schwer empfunden. Besonders von den vier kleinen Kindern, die den ganzen Tag nichts mit sich anzufangen wußten und meist auf den dunkeln Treppen herumhockten. Denn Tante Tine hatte genug mit der Wartung der kranken Frau zu tun, die zu viel Pflege in Anspruch nahm, als daß sie den Kindern viel Zeit hätte widmen können. Sie mußte auch Folkerts Zimmer, der ja bei Rüppells wohnte, sowie ihre eigne Wohnung in Ordnung halten und das Essen für die Familie kochen. Da fanden sich nur wenige Augenblicke, wo sie mit den Kleinen, wie ehemals, Schule spielen und ihnen die ewig neuen Geschichten der Bibel erzählen konnte. Zum Glück war es ja Sommer, und es tat den Kleinen nichts, wenn sie auf der Treppe oder im Hofe spielten. Es war auch nicht heiß. Dann nämlich schien die Sonne mit unbarmherziger Glut in Frau Rüppells Fenster; bis jetzt aber war der Sommer kühl und regnerisch gewesen.

Rüppell ließ sich nicht viel bei seiner Frau sehen. Er ging früh auf Arbeit, nahm seine Mahlzeiten außerhalb des Hauses ein und kehrte erst spät

wieder heim. Ihm war die Krankheit seiner Frau äußerst lästig; aber er empfand überhaupt seine Familie als solche Bürde, daß er wenig Gefühl für sie hatte. Jedesmal, wenn Tante Tine ihn um Geld anging, behauptete er, nichts zu haben, und dann schalt er über den Staat, der so gar nichts für seine Frau und Kinder tue.

So blieb Tante Tine nichts übrig, als nach besten Kräften für die Familie zu sorgen, und Folkert half ihr etwas dabei. Aber der Dithmarscher hatte nicht mehr soviel Geld wie in den ersten Wochen seiner Arbeitszeit in Hamburg. Seine Ausgaben waren sehr viel größer geworden, besonders seitdem er am Sonntage mit Rose Valentin ausging und ihr jedesmal Geschenke machte. Wohl hatte er noch immer einen freundlichen Blick für Heine, auch hin und wieder einen Groschen oder einen Kuchen, aber seine Gedanken waren mit andern Dingen beschäftigt. Die schöne Rose hatte es ihm angetan, und wenn er von der Arbeit kam, dann warf er sich schnell in andre Kleider und versuchte das Mädchen noch zu treffen, um mit ihr spazieren oder in ein Gartenlokal zu gehen.

„So sind nu die Mannsleute!“ sagte Tante Tine eines Tages, als Folkert, den sie eben in seinem schmutzigen Arbeitsanzug die Treppe hatte hinaufgehen sehen, plötzlich im besten Sonntagsstaat bei ihr vorüberging.

„So sind sie nu!“ setzte sie noch einmal hinzu. „Alle und alle, wenn ein Deern sie die Köpfe verdreht,

und noch dazu ein Deern, wo nix an is. Na, klagen hilft nix, komm, mein Heine, faß mal den Teller an. Da will ich Mudder ein büschen Milchsuppe eingießen. Vielleicht, daß sie das mag! Und dich will ich gleich hinterher was geben! Wein man nich!"

Diese Bemerkung war ganz überflüssig, denn Heine weinte eigentlich niemals. Er konnte nur manchmal einen Blick in den Augen haben, der andern Leuten das Herz weich machte. Jetzt stand er ganz still auf seinen krummen Beinen und achtete sorgsam darauf, daß nichts von der Suppe verschüttet würde.

Den ganzen Tag hatte es geregnet, und da das Dach des alten Hauses an verschiednen Stellen schadhaft war, so standen Wasserlachen auf dem Boden, dessen abgekleidete Kammern die Behausung von der Familie Rüppell, von Tante Tine und von Familie Putzig bildeten. Die Kinder waren natürlich über das Wasser sehr erfreut; da sie in den strömenden Regen nicht hinaus konnten, so platschten sie in den kleinen Pfützen. Artur Putzig, der ein erfindungsreicher Geist war, hatte eine Zeitung in kleine Stücke zerrissen und ließ sie auf dem Wasser schwimmen. „Das seien Schiffe," sagte er, „und das Wasser sei die Elbe." Worauf Line Rüppell erklärte, „das Wasser sei die Alster", von der sie mehr wußte, obgleich sie sie bis jetzt nur vom Hörensagen kannte. Beide Kinder hatten sich darauf geprügelt und viel Lärm gemacht, waren auch nicht still geworden, obgleich Tante Tine mit einem schadhaften Besen

zwiſchen ſie gefahren war. Nicht aus Wut, und um ihnen weh zu tun, ſondern aus reiner Verzweiflung. Denn obgleich der ſtellvertretende Kaſſenarzt, ein junger Mann mit einem gleichgültigen Geſicht, gemeint hatte, Frau Rüppell könne noch wieder geſund werden, ſo hatte Tante Tine doch eine beſtimmte Ahnung, daß es bald mit ihr zu Ende gehen würde. Frau Rüppell war plötzlich ſo ruhig geworden, nachdem ſie die letzten Tage nichts getan hatte als jammern und ſtöhnen, und nun lag ſie ganz ſtill in dem großen zweiſchläfrigen Bett mit den weiß und rot karierten Überzügen und blickte ſchläfrig in den ſcheidenden Tag.

Es war noch ganz klar geworden. Ein blauer, friſcher Himmel ſah in das ſchrägliegende Bodenfenſter hinein, und kleine weiße Wolken glitten an ihm vorüber. Tante Tine hatte das Fenſter geöffnet, und eine weiche, milde Luft kam in die dumpfe Krankenſtube. Aus der Ferne hörte man das Geräuſch der großen Stadt, aber es klang nur gedämpft bis hierher, und auch die Kinder draußen auf dem Boden waren ſtill geworden. Artur, der ſtreitſüchtigſte unter ihnen, war eben von ſeiner Mutter unter heftigem Schreien zu Bette gebracht worden; die andern ſaßen in Tante Tines Stube auf dem Sofa und erzählten ſich Geſchichten. Sie ſchliefen ſchon ſeit einiger Zeit bei der guten Alten auf der Erde; heute aber war es noch ſo hell, und ſie hatten keine Luſt, ſich ſchon auf die dünnen Decken auszuſtrecken, die ihr hartes Lager bildeten.

Tante Tine sah die Treppe hinunter. Ob denn Rüppell nicht käme? Er war schon seit zwei Tagen nicht nach Hause gekommen, und seine Frau hatte wiederholt nach ihm gefragt.

Jetzt sah sie Tante Tine wieder fragend an, als diese mit der Milchsuppe eintrat.

„Glauben Sie, daß er kommt?“ fragte sie mit matter Stimme, und die Alte zuckte die Achseln.

„Kann sein, und kann nich sein, Rüppelln; quälen Sie sich man nich! Essen Sie ein büschen Milchsuppe, das bringt Sie zu Kräften!“

Die Kranke gehorchte; aber nach einigen Löffeln schon legte sie sich wieder zurück.

„Lassen Sie nur, Tante Tine — ich mag heute nichts — vielleicht mag ich überhaupt nichts mehr!“

Sie sah den Himmel über sich, und dann atmete sie etwas schneller.

„Wenn ich mir das denke! Zweiunddreißig Jahre hab' ich doch nur gelebt, und nun soll's schon zu Ende sein!“

„Nu nu, Rüppellsch, wer spricht von so was!“ sagte Tante Tine, mit zitternder Hand den Teller beiseite stellend. „Sie sind noch jung, Rüppellsch, Sie holen es durch!“

Frau Rüppell antwortete nur durch ein ungeduldiges Zucken der Brauen. Dann sah sie sich suchend um.

„Wollen Sie etwas?“ fragte Tante Tine. Die andre schüttelte den Kopf.

„Nein — lassen Sie nur — sie ist doch nicht da —

Rüppell hat ſie einmal in den Ofen geworfen, als die Feuerung knapp war — nun iſt ſie nicht mehr da!“

Sie hatte leiſe geſprochen — jetzt wurde ihre Stimme kräftiger.

„Solange ich geſund war, iſt's mir auch einerlei geweſen, aber nun, wo es ans Sterben geht, möcht' ich das alte Buch doch wieder haben; bei der Konfirmation hab' ich die Sprüche daraus gelernt, und als ich getraut wurde, wollte ich noch vorher darin leſen — Rüppell lachte mich aber aus. Er hat gut lachen — er iſt nicht hier, wenn ſeine Frau ſtirbt, und wenn ich tot bin, dann wird er die Roſe nehmen!“

„Rüppellſch, regen Sie ſich nich auf!“ begütigte Tine. „Sie ſnacken auch Unſinn, meine Beſte! Roſe is verlobt mit mein Sweſterſohn!“

Frau Rüppell lachte ein wenig, aber als ſie antworten wollte, kam ſie ins Huſten, und nachher vergaß ſie wohl, was ſie hatte ſagen wollen.

Wiederum lag ſie ganz ſtill und ſah in den blauen Himmel über ſich, in dem ein Stern nach dem andern matt aufglänzte.

Tante Tine hatte ſich ihre eigne alte Bibel geholt und begann leiſe daraus vorzuleſen. Sie wußte, wenn Rüppell käme, würde er grob gegen ſie werden; aber ſie wollte doch der armen Sterbenden einen kleinen Troſt mitgeben auf den dunkeln Weg. Und Frau Rüppell hörte ſtill zu. Ob ſie noch viel verſtand von den ſanften Worten des Welterlöſers,

Digitized by Google

der zu den Sündern gekommen war und nicht zu den Gerechten, der zu den Armen sprach wie zu den Reichen, war nicht ersichtlich. Sie war aber ruhig geworden, und dann hatte sie plötzlich die Hände gefaltet und den Kopf auf die Seite gelegt, und Tante Tine merkte, daß die Besinnung sie verließ.

Als Rüppell am andern Morgen gegen Mittag nach Hause kam, begegnete ihm in der Haustür der Arzt. Es war nicht der Kassenarzt selbst, sondern sein sehr jugendlicher Vertreter, der, wie Rüppell schon einmal höhnisch bemerkt hatte, noch nicht trocken hinter den Ohren war. Bei seinem Anblick fiel ihm die Krankheit seiner Frau ein, und er redete ihn etwas herablassend an.

„Nun, was macht denn die Alte oben? Ich bin Rüppell, Sie kennen mich doch?“ setzte er beinahe drohend hinzu. Der junge Bengel mußte ihn doch kennen, ihn, Rüppell, der schon so manches Jahr seinen Beitrag zur Krankenkasse bezahlte.

Der junge Arzt ließ seinen Blick mit Mißfallen über die Gestalt Rüppells gleiten, dem man den Trunk nur zu deutlich ansah. „Sie ist tot“, sagte er kühl. Er wußte, was für ein zärtlicher Familienvater Rüppell war, und hielt es nicht für nötig, ein Wort hinzuzusetzen.

Rüppell war zusammengefahren. „Sie ist tot?“ wiederholte er mechanisch. Dann lehnte er sich schwer gegen den Türpfosten, und das Blut wich ihm aus dem Gesicht. Er blickte dem Arzt starr ins

Geſicht und rang nach einem Wort. Der aber wandte ihm kurz den Rücken und ging davon.

Rüppell ſah ihm mit einem Ausdruck des Haſſes nach. So waren ſie alle, dieſe Bourgeois — gleichgültig und herzenskalt. Dieſer junge Fant mit ſeiner Geheimratsmiene hatte kein Wort der Teilnahme für ihn, der doch ſoeben ein Stück ſeines Lebens verloren hatte! So kam es ihm wenigſtens vor, während er mit ſchwerem Tritt die Treppen emporklomm, und er bildete ſich ein, ſeine Frau noch immer geliebt zu haben. Als er dann aber vor der Lagerſtatt ſtand, auf der ſeine Frau gebettet lag, ſchauderte er zurück. Er beachtete nicht den friedlichen Ausdruck in ihrem Antlitz, den ſie in den letzten Jahren niemals gehabt hatte — er wandte ſich mit finſterm Geſicht ab und dachte an den Doktor, der es nicht der Mühe wert gehalten hatte, ihm zu kondolieren. Das gehörte ſich doch, das war der Mann ihm ſchuldig! Glaubte der verfluchte Bourgeois, er habe kein Herz? Und über dieſem Gedanken brach er in Tränen aus.

So fand Tante Tine ihn, die mit einer Handvoll Roſen und Immergrün ins Zimmer trat. Sie hatte die Blumen billig erſtanden, denn es war ja die Roſenzeit, und auf dem Hopfenmarkt gab es gutmütige Vierländerinnen, die einer armen alten Frau mehr für wenige Groſchen gaben, als ſie tragen konnte. Aber als ſie den gebeugten Mann am Totenbett ſeiner Frau fand, zog ſie ſich haſtig zurück und ging leiſe in ihr Zimmer. „Das is man

gut!“ ſagte ſie halblaut vor ſich hin. „Das is würklich gut, daß er nu malen einſieht, wie allens nix is gegen den Tod, und denn kann er ſich auch da mal über bedenken, daß er doch eigentlich ſlecht gegen ihr geweſen is!“

Folkert hatte ſchon am Morgen, ehe er auf Arbeit gegangen war, von dem Ableben Frau Rüppels erfahren. Er war am Abend vorher recht ſpät heimgekehrt, weil er mit Roſe in ein Gartenkonzert gegangen war. Das Mädchen ſchien nicht geahnt zu haben, wie krank ihre Schweſter ſei, wenigſtens hatte ſie niemals davon geſprochen, ſie pflegen zu wollen, und Folkert hielt es auch in ſeiner Verliebtheit für viel richtiger, wenn die alte Tante ihre geringen Kräfte in der Pflege anſtrengte, als daß ſeine ſchöne Braut ihren feſten, jugendlichen Schlaf aufgab.

Als er nun aber erfuhr, daß Frau Rüppell geſtorben ſei, war er ſehr nachdenklich geworden, und wie er gegen Abend heimkehrte, freute er ſich, Roſe in der engen Gaſſe vor ſich gehen zu ſehen. Mit wenigen Schritten hatte er ſie eingeholt.

„Weißt du, was paſſiert is?“ fragte er mit halblauter Stimme, und ſie nickte.

„Gewiß — Rüppell iſt ſchon in der Mittagspauſe bei mir geweſen! Es iſt traurig!“

Ihre Stimme klang gleichgültig, aber Folkert beachtete dies nicht. Er ſah entzückt in ihr feines Geſichtchen, das in der letzten Zeit etwas mehr Farbe bekommen hatte. Sie trug einen großen Strohhut,

unter dem ihre Augen leuchtend hervorſahen. Das helle Sommerkleid ſaß ihr wie angegoſſen, und an den Händen trug ſie ſeidne Handſchuhe, gerade als wenn ſie eine Dame wäre.

Den Dithmarſcher überkam plötzlich das heiße Verlangen, ſie an ſein Herz zu ziehen und ihr zu ſagen, wie lieb er ſie habe. Deshalb faßte er ſie leicht an der Schulter und ſchob ſie in das Haus. Vielleicht hoffte er, in der Stille von Tante Tines Stübchen Gelegenheit zu finden, ſeine Braut zu umarmen. Sie aber drängte ihn ziemlich unſanft zurück und machte ſich an ihrem Kleide zu ſchaffen.

„Ich kann es nicht!“ ſagte ſie dann mit unterdrückter Heftigkeit. „Eben habe ich mir mein Sommerkleid gekauft, und im Laden ſehen ſie es auch nicht gern!“

„Was nich?“ fragte Folkert.

„Nun, das kann doch kein Menſch von mir verlangen, daß ich traure! Zur Beerdigung kann ich mir ja ein ſchwarzes Kleid leihen, aber damit muß es auch genug ſein!“

„Ich kann dich ein ſwarzes Kleid ſchenken“, ſagte Folkert, den ein Gefühl des Unbehagens ergriff.

Sie ging vor ihm her die dunkeln Treppen hinauf. Jetzt wandte ſie ſich zu ihm um und ſtrich ſchmeichelnd über ſeinen Arm.

„Du biſt ein guter Junge, Folkert; gib mir aber lieber eine neue helle Sommerjacke! Die habe ich nötiger!“

Und da sie jetzt duldete, daß er sie einen Augenblick fest an sich drückte, so wurde es Folkert wieder leichter ums Herz.

Rüppell war in den nächsten Tagen sehr still und in sich gekehrt; als aber die Beerdigung stattgefunden hatte, merkte man ihm wenig Trauer mehr an. Er war nur in seinen Worten noch bittrer geworden, besonders wenn die Rede auf die Reichen und Vornehmen kam. Um seine Kinder kümmerte er sich gerade so wenig wie früher und überließ Tante Tine die Sorge für sie als etwas Selbstverständliches. Diese aber war, trotz aller Güte, doch zu praktisch angelegt, als daß sie nicht eingesehen hätte, wie wenig dieser Zustand von Dauer sein könnte, und eines Tages, als sich Rüppell von ihr hatte Essen kochen lassen und noch dazu über die Kartoffeln gebrummt hatte, die seiner Ansicht nach nicht salzig genug waren, da setzte sich Tante Tine ihm gegenüber und verschränkte die Arme übereinander.

„Hören Sie mal, mein guten Rüppell, mit Sie mocht' ich woll einmal ein vernünftiges Wort snacken. Nu is das schon an die fünf Wochens, daß ich hier in Ihre Wirtschaft den Hausstand führ' und Ihr' Kinder wasch' und anzieh'. Davon, daß ich Ihr' Frau gepflegt hab' bis an ihr selig Ende, davon will ich nich snacken. Das is Christenpflicht, und wenn ich in mein Alter Gelegenheit hab', ein Menschen ganz still und friedlich in die Ewigkeit gehn zu sehen, denn is das for mir eine Freude, weil daß ich hoffen kann, auch einmal ganz leise zu mein

Herrgott zu kommen, und mich die Angſt vor'n Tod denn auch nich mehr ſo unterkriegt. Nee, davon ſnack ich nich. Abers ich mocht' woll Ihre Meinung hören, was nu aus die ganze Geſchichte werden ſoll. For die Kinners will ich ganzen gern weiter ſorgen, weil mich das Freude macht; abers all das Eſſenkochen kann ich nich mehr; hab' auch ſelbſtens was zu tun, wenn die Arbeit nu auch man flau is. Abers was der Herr Släger is, der hat mich allerhand Strickerei beſorgt, for ihn und for ein paar Bekanntens, und da muß ich mir doch auch mal hintermachen und ein büſchen Geld verdienen. Denn Sie wiſſen ſelbſt, Rüppell, daß Sie mich wenig Groſchens zum Leben gegeben haben, und daß beinah allens aus mein Taſche gekommen is. Wenn ich reich wäre, dann würd' ich da kein Wort um verlieren; ich ſoll aber ſelbſtens meine Miete bezahlen und hab' ſie man knapp zuſammen!"

Tante Tine war ganz atemlos geworden vom Sprechen; nun ſchwieg ſie und ſah Rüppell erwartungsvoll an, der zuerſt ungeduldig mit den Schultern gezuckt, ſpäter aber doch ſtill zugehört hatte.

Nun ſteckte er ſich eine Kartoffel in den Mund. „Jawohl, Tante Tine," ſagte er, „Sie haben eigentlich recht; ſo, wie's iſt, kann's nicht mehr bleiben. Ein Mann wie ich iſt auch ſchlimm daran — niemand hilft mir, und der Staat, der es müßte, tut's auch nicht."

Er ſah ſtarr in das Salzfaß auf dem Tiſch.

„Ich muß wohl wieder heiraten — das hilft nicht!“

„Gott, o Gott, Rüppell,“ rief Tante Tine entſetzt. „Wo können Sie an ſo was denken? Eben iſt Ihr Frau tot, da denken Sie all wieder an Heiraten! Sie ſind auch 'ne ſlechte Partie, Rüppell, mit Ihren vier Kindern und ſwachen Verdienſt!“

„Schwacher Verdienſt?“ Der Mann lachte. Dann ſtand er auf und reckte die Glieder. „Pah — der Verdienſt iſt ſo ſchlecht nicht, und wenn ich 'ne Frau kriege, die mit mir umzugehn weiß, der bringe ich auch mehr Geld nach Hauſe als der andern!“

Er beſah ſich in dem kleinen, halb zerſprungnen Spiegel, der über dem Sofa hing.

„Früher bin ich ein hübſcher Kerl geweſen, Tante Tine,“ ſagte er. „Die Mädchen wollten alle mit mir tanzen, und die Minna war wild vor Freude, als ich ſie nahm. Aber die Ehe bringt einen herunter; ganz gewiß; ſie tut es!“

„Na, denn verſuchen Sie es man nich gleich wieder,“ bemerkte Tante Tine trocken. „Wenngleich es mich woll ſo vorkommt, als wenn die Ehe kein' Schuld an Ihre rote Naſe hätt'!“

Sie war böſe, die gute Alte. Nicht allein, weil Rüppell ihr nicht ein Wort des Dankes für ihre aufopfernde Pflege ſagte, ſondern mehr noch, weil ſie die Herzensroheit und Gleichgültigkeit des Mannes tief empörte. Ohne Gruß verließ ſie das Zimmer, und ihr gutes Geſicht nahm erſt wieder

seinen gewohnten Ausdruck der Milde an, als sie in ihrem kleinen Stübchen bei der Strickarbeit saß, während Heine und Line Rüppell neben ihr auf zwei Holzschemeln hockten und mit einer Holzpuppe spielten. Heine und Line waren die ruhigsten des Rüppellschen Geschlechts. Sie konnten selbst an Sommertagen ganz still unter dem heißen Dach sitzen und auf das Gezwitscher der Sperlinge hören, während Rike und Friedrich, die jüngsten, am liebsten im Hofe spielten und jeder Drehorgel nachliefen, die in ihre Hörweite kam. Friedrich hatte sich schon einmal ganz weit verlaufen, obgleich er erst drei Jahre alt war; aber weil niemand ihn gesucht hatte, war er auch ganz von selbst wieder gekommen.

Was wohl aus den Kindern werden sollte? Tante Tine dachte sorgenvoll darüber nach, während sie die beiden hellen Köpfe betrachtete, die sich so eifrig über ihr Spielzeug beugten; dann schüttelte sie aber den Kopf.

Das wird unser Herrgott besser als ich wissen, was mit die kleinen Görens anzufangen is; da will ich mir man nich mit quälen!

Als Rose Valentin diesen Abend aus dem Geschäft kam, stand Rüppell an der Tür und wartete auf sie. Er war sehr ordentlich gekleidet und begrüßte sie höflich.

„Willst du ein bißchen mit mir auf dem Wasser fahren, Rose?“ fragte er, und das Mädchen musterte ihn mit einem erstaunten Blick.

„Folkert wartet auf mich“, begann sie; ihr Schwager aber machte eine ungeduldige Bewegung.

„Laß den schwerfälligen Jungen warten und komm mit mir! Ich bin dein Schwager und passe besser zu dir als der dumme Holsteiner!“

Er drängte das Mädchen fast gewaltsam in eine Straße, die zum Hafen hinabführte, und in einer Viertelstunde saßen beide auf einem der sogenannten grünen Dampfer, die bis nach Nienstedten und Blankenese fahren.

Rose hatte wenig zu der herrischen Anmaßung des Schwagers gesagt. Gegen die Wasserfahrt hatte sie nichts einzuwenden, denn es war im Laden zum Ersticken schwül gewesen, und wenn sie es sich recht überlegte, so war sie ebenso gern mit Rüppell wie mit Folkert zusammen.

Jetzt saß sie nachlässig zurückgelehnt auf der Bank und sah träumerisch ins Wasser, während Rüppell sie unverwandt betrachtete und gar nicht bemerkte, daß ein junger eleganter Herr das Mädchen gleichfalls mit bewundernden Blicken ansah.

„Rose, du mußt mich heiraten!“ sagte Rüppell jetzt plötzlich. Seine Stimme klang heiser vor Erregung, sonst merkte man ihm nicht an, daß er etwas Besondres sagte.

Rose sah einem Schiffe nach, das von einem Schlepper bugsiert an ihnen vorbeiglitt; dann wandte sie sich zu ihrem Schwager.

„Wie lange ist Minna eigentlich tot?“ fragte sie, und er wurde rot.

„'s ist nicht lange, ich weiß es; aber bei mir geht's nicht ohne Frau, und du bist die Nächste dazu. Du bist die Schwester, und dir werden die Kinder am ersten anhangen!“

Sie sah ihn mit ihren flackernden Augen an.

„Ist das dein einziger Grund?“

„Mein einziger?“ Rüppell begann lauter zu sprechen. „Du weißt so gut wie ich, daß ich dich immer gern gehabt habe.“

„Zu gern, für einen ordentlichen Mann!“ warf das Mädchen dazwischen. „Mit der Minna bist du nicht gut gewesen; meinst du, ich hätte Lust, deine Frau zu werden?“

Er sah sie drohend an, aber er erwiderte nichts. Er konnte wohl im allgemeinen seine Worte machen und Reden über ganz gewöhnliche Dinge halten; wenn er aber über Sachen sprechen sollte, die sein Gefühl angingen, dann versagte ihm die Zunge.

Rose lächelte ihm halb verführerisch, halb spöttisch zu; dann stand sie auf und ging an die andre Seite des Schiffes, dorthin, wo der elegante Herr stand, mit dem sie bereits verstohlen einige Blicke gewechselt hatte.

Als Rüppell ihr nach zehn Minuten folgte, hatte sie eine blaßrote Rose in der Hand und roch mit Entzücken daran. Ihr Schwager achtete aber nicht auf die Blume. In seiner heftigen und rücksichtslosen Weise hatte er sich in das hübsche Mädchen verliebt und konnte nicht begreifen, daß sie nicht

ſogleich ſeinen Heiratsantrag annahm. Er bedachte gar nicht, daß er, wie Tante Tine ſagte, eine ſchlechte Partie, daß ſein Hausſtand nicht eben einladend war, und er meinte, was für ſeine erſte Frau gut genug geweſen ſei, würde es auch für die Roſe ſein. Sie ſollte von ihm beſſer behandelt werden, das nahm er ſich gleich vor; aber ſie ſollte auch ſein werden. Er kam indeſſen nicht dazu, ſeinen Antrag noch einmal zu wiederholen. Roſe ſprach von ganz andern Dingen und wußte ihm auch unter den Händen zu entſchlüpfen. In Altona hatten außerdem zwei Bekannte von Rüppell das Boot beſtiegen und ihn auf ſeinen eben erlittnen Verluſt angeredet. Da ſah er doch ſelbſt ein, daß er nicht vor ihren Augen einem jungen Mädchen den Hof machen könne, und hielt ſich etwas von Roſe zurück. So konnte er alſo nicht bemerken, daß ſie wieder in lebhafte Unterhaltung mit dem jungen Herrn gekommen war, und er ſah nicht, wie ihre Augen aufflammten und ihr Geſicht mit heißer Röte bedeckt war. Das Schiff legte eine Zeitlang in Nienſtedten an und fuhr dann wieder nach Hamburg zurück. Die meiſten Paſſagiere hatten das Boot verlaſſen; aber einige neue waren gekommen, unter dieſen ein junges Mädchen aus Blankeneſe, das dort einen Platz als Kammerjungfer hatte und eine flüchtige Bekanntſchaft von Roſe war. Mit ihr ſetzte ſich Roſe in eine geſchützte Ecke und begann eine eifrige Unterhaltung, die gerade ſo lange dauerte wie die Fahrt des Schiffes. Als das Boot wieder an der

Sankt-Pauli-Brücke anlegte, nickte Rose ihrem Schwager zu.

„Danke schön für die Fahrt! Du brauchst mich nicht nach Hause zu bringen; ich gehe noch ein Endchen mit der Christine!“

Wütend ging Rüppell die schmale Straße entlang, die vom Hafen in das Innere der Stadt führte. Er zürnte mit Rose, die er eine leichtfertige Person nannte, und ärgerte sich, daß er ihr das Dampfschiffsbillett bezahlt hatte. An Folkert dachte er keinen Augenblick, auch nicht daran, daß er unrecht gegen den Dithmarscher handelte, wenn er ihm die Braut abspenstig machen wollte. Aber er fühlte sich so geärgert und war so unzufrieden mit der Welt, daß er in eine kleine Schenke trat und dort bis zum frühen Morgen blieb. Ein Zechgenosse brachte ihn schwer betrunken nach Hause.

Neuntes Kapitel

Immer noch war der Sommer regnerisch und kalt, obgleich der Juli schon eine Zeitlang ins Land gezogen war, und die Sommerferien begonnen hatten. Frau Doktor Bardenfleth erklärte jeden Tag, auf dem Landsitze ihres Sohnes in Dockenhuden sei es ihr eigentlich zu kalt, und sie sehne sich nach ihrem kleinen gemütlichen Hause in Harvestehude. Aber sie blieb doch noch immer draußen. Teilweise, weil in ihrem Hause eine größere Reparatur gemacht werden mußte, und dann auch, weil sie weder ihren Sohn noch Alida durch ihre Abreise betrüben mochte. Beide waren so glücklich, die Großmutter einmal auf längere Zeit bei sich zu haben, und zeigten ihre Freude so deutlich, daß das Herz der alten Dame weich wurde, und sie sich in manches fand, das ihr sonst nicht angenehm war. Ihr kam es immer vor, als könne niemand mit Frau Valeska ein vernünftiges Wort sprechen, und wenn sie dann hörte, wie ihre Schwiegertochter mit der größten Sicherheit über Dinge redete und urteilte, die sie gar nicht verstand, dann wurde es ihr schwer, ihr nicht einmal gründlich die Meinung zu sagen. Aber sie nahm sich zusammen und wurde auch wieder für ihre Geduld belohnt, da nicht allein Ilse, sondern die beiden erwachsnen

Söhne Valeskas mit großer Liebe an ihr hingen und ihr dadurch gewissermaßen für ihr Schweigen dankten.

Die beiden Jünglinge hatten Gymnasialferien und erfreuten sich ihrer Freiheit in großem Maße, so daß man wenig von ihnen zu sehen bekam; Ilse hingegen hing wie eine Klette an der Großmutter.

Die kurze, etwas scharfe Art der alten Dame gefiel dem verwöhnten Kinde ganz besonders gut, und da der Arzt ihr täglich einige Stunden Streckbett verordnet hatte, bat sie die Doktorin immer so lange, bis sich diese mit ihrer Handarbeit neben sie setzte.

„Nun erzähle mir etwas aus deinem Leben, Großmutter!“ begann Ilse dann, und die alte Dame gab zuerst immer dieselbe Antwort.

„Erlebt habe ich nicht viel, Kind! Es ist alles ruhig mit meinem Leben verlaufen. In soviel Konzerte und Theater, wie es heutzutage gibt, bin ich niemals gekommen, und Wohltätigkeitsbasare gab es auch nicht alle Jahre. Wenn ich Geld für die Armen ausgeben wollte, dann gab ich es ihnen direkt und machte mir nicht noch viele andre Ausgaben, nur, damit ich auch noch ein Vergnügen dabei hätte!“

„Aber der Hamburger Brand, Großmutter!“

„Nun ja, Kind, den Brand habe ich freilich erlebt!“

Und dann begann das Erzählen; nicht allein vom Hamburger Brand, bei dem das Bardenflethsche Familienhaus gesprengt worden war, sondern

auch von allerhand andern Dingen. Die Doktorin verstand es gut zu erzählen, und die Kleine hörte nicht allein atemlos zu, sondern wußte auch durch geschickt gestellte Fragen die alte Dame immer wieder anzuspornen, daß sie in den Ecken ihres Gedächtnisses suchte und allerhand Schönes fand.

So waren es für die alte Doktorin doch schöne, friedliche Sommerwochen in Dockenhuden, und wenn es auch viel regnete, und die Söhne Fred und Oswald laut über die Ungunst des Himmels klagten, die ihnen die Sommerferien verdürbe, so gab es doch gemütliche Stunden in dem großen Gartensaale, wo die Türen auch bei schlechtem Wetter immer weit offen standen, und von wo aus man die Elbe mit ihren Schiffen sah. Hier lag Ilse meist, wenn sie ihre täglichen vier Stunden abliegen mußte, hier saß die Doktorin, und Alida war oft die Dritte im Bunde. Alida war frisch und fröhlich wie lange nicht. Obgleich es ihr manchmal vorkam, als habe ihr Vater seine ursprüngliche Heiterkeit noch nicht wiedererlangt, und als sähe er häufig sorgenvoll aus, so suchte sie doch alle trüben Gedanken zurückzudrängen, schon im Bestreben, sich den Ihrigen heiter zu zeigen. Mit großem Fleiße erfüllte sie ihre kleinen häuslichen Obliegenheiten und beschäftigte sich dann mit Brennen und Malen, Dingen, über die ihre Großmutter den Kopf schüttelte, obgleich eine Truhe doch Gnade vor ihren Augen fand.

Manchmal kam auch Frau Valeska und setzte

ſich mit einer Handarbeit in den kleinen Kreis. Sie und die Schwiegermutter verſtanden ſich ſehr wenig. Beide verſuchten allerdings, dies nicht merken zu laſſen, dennoch wollte eine behagliche Unterhaltung nicht gleich aufkommen, wenn die ſchöne Frau länger blieb. Ihre Intereſſen lagen auch weitab von denen der alten Doktorin. Sie ſprach viel von den eleganten Freunden, von Baſars und von Aufführungen, von modernen Büchern und von den neueſten Ereigniſſen der Hamburger großen Welt. Sie war nicht aufdringlich oder unfein in ihren Mitteilungen; aber man empfand deutlich, daß ihre Gedanken ſich nur mit dieſen Dingen beſchäftigten, und daß ſie trotz vieler ſchönen Worte nur Sinn für die Freuden dieſer Welt hatte.

Die Doktorin empfand dies oft ſchmerzlich, und es gab Augenblicke, wo ſie ihrer Schwiegertochter am liebſten ſcharf die Wahrheit geſagt hätte; Herrn Bardenflcths Gegenwart wirkte aber meiſt beſänftigend auf die alte Dame. Der Kaufherr verſtand es, mit ſeiner liebenswürdigen Freundlichkeit jedes Unbehagen aus ſeiner Nähe zu verbannen. Niemand merkte ihm an, daß er hin und wieder etwas gezwungen fröhlich war. Nur Alida blickte ihn manchmal forſchend an und kämpfte vergebens gegen ein Gefühl des Unbehagens, das ſich ihr manchmal aufdrängen wollte.

Die Abende, die Herr Bardenfleth im Kreiſe der Seinen zubrachte, wurden durch ihn fröhlich und belebt, und die Gäſte, die er gelegentlich mit-

brachte, fühlten sich behaglich und wohl bei ihm. Auch Adrian Schläger, der manchmal zu diesen Gästen zählte, dachte, daß es doch schön sein müsse, so frei und sorglos leben und eine vornehme Gastfreundschaft wie etwas Selbstverständliches ausüben zu können.

Er war etwas befangen gewesen, als er den Damen zuerst vorgestellt worden war, und doch hätte er sich dieses Gefühl gänzlich ersparen können. Die Doktorin Bardenfleth empfing ihn wohlwollend wie jeden Angestellten ihres Sohnes, und Frau Valeska war indolent freundlich gegen ihn wie gegen jeden stattlich hübschen Herrn. Im Grunde ihres Herzens empfand sie natürlich kein Interesse für ihn; als sie aber seine schlanke Figur mit einem raschen Blicke musterte, beschloß sie doch gleich, ihn im nächsten Winter zu ihren Bällen einzuladen. Er sah gut aus; das war ein wichtiges Erfordernis für diese Feste, an denen es doch manchmal an eleganten Tänzern fehlte. Adrian dachte wenig über Frau Bardenfleth nach; ja er hatte sie und ihre Schönheit vergessen, als er vor Alida stand und in die schönen Augen des jungen Mädchens blickte. Er hatte diese klaren, grauen Augen nicht vergessen, seit er sie zuerst gesehen hatte, und jetzt stieg ein übermächtiges Gefühl in ihm auf, das er kaum zu verbergen vermochte.

Alida reichte ihm unbefangen die Hand. Sie erinnerte sich flüchtig des jungen, etwas schweigsamen Mannes, mit dem sie gelegentlich getanzt

hatte; und ſie erinnerte ſich auch, daß ſie ihn immer gern hatte leiden mögen.

„Sie wiſſen gewiß nicht, daß wir ſchon zuſammen getanzt haben, Herr Schläger!“ ſagte ſie heiter. „Es iſt aber doch ſo!“

„Ich werde es niemals vergeſſen!“ erwiderte er. Seine Stimme klang verſchleiert, und unwillkürlich ſah Alida noch einmal in ſeine ernſten Augen, die mit einem eigentümlichen Blick auf ihr ruhten. Es lag etwas Weiches, Bittendes in dieſem Blick, und das junge Mädchen dachte unwillkürlich darüber nach, daß man ſie noch niemals ſo angeſehen habe.

Sie wurde etwas verwirrt und freute ſich, daß ſich die Doktorin in das Geſpräch miſchte.

„Herr Schläger kann dich doch gar nicht vergeſſen haben, wenn er öfters mit dir getanzt hat“, bemerkte ſie unwillig, und ihre Enkelin wandte ſich lächelnd zu ihr.

„Doch Großchen! Viele Herren, die am Abend vorher mit mir getanzt haben, grüßen mich nicht am nächſten Morgen!“

„Unmöglich!“ rief Adrian in einem ſo entrüſteten Tone, daß die Doktorin ihm beifällig zunickte.

„Brav, Herr Schläger; Sie würden meine Enkelin nicht ſo ohne weiteres vergeſſen!“

Er antwortete nicht gleich; ſeine Augen aber wandten ſich wieder zu Alida und redeten ihre eigne Sprache.

Ich vergeſſe dich niemals! ſtand deutlich in ihnen

geschrieben, und ein bis dahin unbekanntes Gefühl machte das Herz des jungen Mädchens schneller klopfen. Halb träumend stand sie neben dem Manne und hoffte, daß er einige gleichgültige Worte sprechen würde, die sie aus einem ihr unerklärlichen Banne erlösen sollten; aber er sagte noch immer nichts, und die Doktorin sprach eifrig auf ihn ein.

„Zu meiner Zeit waren die Herren noch nicht so blasiert wie jetzt. Sie hatten weniger Vergnügen und bildeten sich weiter. Ein Kaufmann muß viel lernen!“

„Ganz gewiß!“ versicherte Adrian, der seine Unbefangenheit wiedergefunden hatte. „Ich bin zwar bis zur Prima auf dem Gymnasium gewesen, aber die Kenntnisse, die man zum Handelsstande nötig hat, muß ich mir erst allmählich erwerben!“

Die Doktorin betrachtete ihn wohlwollend. Ihr gefiel der junge Herr, und bald saß er neben ihr und erzählte ihr von seinem Leben. Da war nun allerdings nicht sehr viel zu berichten, denn Adrian hatte noch nicht allzuviel erlebt; aber dann kam er auf sein Elternhaus zu sprechen, das in einem kleinen Orte Hannovers gestanden hatte, und bei dieser Gelegenheit kam es heraus, daß seine Mutter und die Doktorin früher einmal korrespondiert hatten. Es war allerdings nur eines Dienstmädchens wegen gewesen; aber es war doch eine Beziehung, und der Doktorin hatten die klaren, vernünftigen Briefe der Frau Amtsgerichtsrat sehr gut gefallen.

„Was macht Ihr Dithmarscher?“ fragte jetzt Herr Bardenfleth, der im Zimmer auf und ab ging und der Unterhaltung mit halbem Ohr zugehört hatte.

„Dem Dithmarscher geht es hoffentlich gut,“ versetzte Adrian. „Ich habe in der letzten Zeit wenig von ihm gesehen — seitdem er verlobt ist, vernachlässigt er seinen alten Freund.“

„Ich habe gehört, daß der Neffe meiner alten Strickerin mit Ihnen bekannt ist,“ sagte die Doktorin; „und ich freue mich, daß Sie die alte Jugendfreundschaft aufrechterhalten!“

„Das wäre doch schlecht von mir, wenn ich es nicht täte; Folkert hat mich mit eigner Lebensgefahr aus dem Wasser gezogen; ohne ihn wäre ich längst tot. So etwas vergißt sich nicht!“

Ilse hatte die Unterhaltung aufmerksam zugehört. Jetzt zog sie ihre Schwester am Arm.

„Frage ihn mal nach Rüppells und nach der kranken Frau!“

Adrian wußte indessen nicht viel von dieser Familie zu berichten. Frau Rüppell war vor kurzem gestorben, wie ihm seine Freundin, Tine Hauberg, berichtet hatte; mehr wußte er nicht. Folkert war seit reichlich vierzehn Tagen nicht bei ihm gewesen und war außerdem so schweigsam, daß er ungefragt nichts erzählt hätte.

„Auch nichts von seiner Liebe?“ fragte Ilse gespannt. Sie sprach gern mit Adrian, der so freundlich auf ihre Fragen einging. Aber jetzt sah er sie

doch erstaunt an, und die Großmutter räusperte sich mißbilligend.

„Liebes Kind, wovon sprichst du eigentlich?“

„Nun ja, Tine Hauberg erzählte doch von der hübschen Rose und sagte: ‚Liebe ist Liebe — dabei ist nichts zu machen.‘ Und nachher sprach sie noch einmal davon. Dann muß dieser Folkert doch verändert sein, wenn man es so an ihm merken kann. Macht denn Liebe ganz anders?“

Die Kleine hatte doch stockend gesprochen. Die Großmutter sah zu ernsthaft aus, und Herr Schläger errötete etwas. Nur Alida lächelte, und strich mit leiser Hand über den Blondkopf, der schon so sonderbare Sachen dachte.

„Herzchen, an deiner Stelle würde ich mich nicht über Dinge quälen, die dich gar nichts angehen. Wir kennen diesen Folkert gar nicht einmal! Wie sieht er denn eigentlich aus, Herr Schläger, und was sprechen Sie mit ihm, wenn er Sie besucht?“

Auf diese Weise lenkte das junge Mädchen die Unterhaltung wieder in ein andres Fahrwasser, und bald sprach man gar nicht mehr von Folkert. Frau Bardenfleth erzählte von ihren Reiseplänen. Sie hatte die Absicht, nach der Insel Wight und dann ins Engadin zu gehen, und konnte ihren Mann nicht begreifen, der von ihren Wünschen nichts wissen wollte.

Es war ein milder, bedeckter Sommertag gewesen, an dem Adrian zuerst das Landhaus an der Elbe besuchen durfte, und er prägte sich ihm

feſt ein. Die ganze ungeſucht-vornehme und dabei ſo einfache Art, mit der Julius Bardenfleth ihn empfangen hatte, das ruhige Zuſammenleben und der ſorgloſe Lebensgenuß der weiblichen Familienmitglieder hatten ihm großen Eindruck gemacht. Da war kein Prunken und Prahlen, wie er es in reichen Emporkömmlingsfamilien gefunden hatte; alles, was das Leben verſchönerte, wurde als etwas Selbſtverſtändliches hingenommen, ohne daß man deswegen auf andre, mit irdiſchen Gütern weniger reich geſegnete Menſchen hinabſah.

Als Adrian an dieſem Abend in ſeine einfache Wohnung zurückkehrte, ſaß er lange ohne Licht und ſchaute in den grauen Sommerhimmel. Er liebte Alida Bardenfleth ſeit dem Tage, wo er ſie zuerſt geſehen hatte. Das war vor zwei Jahren auf einem Feſte geweſen, das einer der Senatoren gegeben, und auf dem ein Freund Adrian das zierliche Mädchen mit den Worten gezeigt hatte: Das iſt die kleine Bardenfleth! Auffallend nett; aber ſie darf nur einen Millionär heiraten! Alſo nichts für uns, Adrian! — Adrian hatte gar nicht mit der jungen Dame tanzen wollen, und dann hatte er es doch getan, und dann war ganz plötzlich die Liebe in ſein Herz gezogen. Die große Liebe, an der er nun ſchon zwei Jahre trug; ohne Hoffnung, ohne jegliche Ausſicht auf Gegenliebe. Er war nicht krank geworden an dieſer Liebe, aber ſie hatte ihn oft gequält, ſo gequält, daß er ſich freute, als er von Alidas Verlobung hörte. Nun

mußte das heiße, hungrige Gefühl doch vorübergehen, er würde vergessen und später über seine Torheit lachen! — Und nun war Alida wieder frei, die unvernünftige Sehnsucht war noch in ihm: was sollte daraus werden?

Liebe ist Liebe! Dabei ist nichts zu machen! klang ihm Ilses Kinderstimme ins Ohr, und er atmete tief auf und biß die Zähne zusammen.

Seit jenem ersten Abend war Adrian öfters in Dockenhuden. Herr Bardenfleth hatte sich sehr an ihn und an sein kluges Urteil gewöhnt; er war der einzige, mit dem er sich gelegentlich wohl auch einmal aussprach; wenn er ihm auch noch nicht über seine ganze Geschäftslage reinen Wein einschenkte. Aber es gewährte ihm eine gewisse Beruhigung, einen Menschen zu haben, dem gegenüber er sich nicht immer zusammenzunehmen hatte; und Adrian war vorsichtig und verschwiegen. Und an den Abenden in Dockenhuden durfte er später neben Alida sitzen, ihre süße Stimme, ihr leises Lachen hören, und es gab Stunden, in denen er das Schönste und Beste für sich zu erreichen hoffte.

Mittlerweile waren die Gymnasialferien zu Ende gegangen, und Fred und Oswald, die Bardenflethschen Söhne, mußten ihr Bündel wieder schnüren. Unter lautem Gejammer natürlich. Beide junge Herren waren liebenswürdig und lustig; aber das Lernen in der kleinen Stadt gefiel ihnen durchaus nicht mehr. Die Kameraden vom Ham-

burger Johanneum hatten es beſſer als ſie, behaupteten ſie zu wiederholten Malen, und ſie quälten ihre Mutter gründlich, ſie doch die letzten Jahre ihrer Gymnaſialzeit in Hamburg verleben zu laſſen.

Obgleich Frau Valeska nicht gerade dafür war, die Nähe ihrer großen Söhne immer zu genießen, ſo hatte ſie doch verſucht, Herrn Bardenfleth dieſem Plane geneigt zu machen. Es war aber ein entſchiedner Abſchlag erfolgt.

„Die Jungen ſollen einfach erzogen werden, liebes Kind. Hier in Hamburg geht es nicht!“

„Weshalb nicht, Julius? Wir leben im Grunde genommen doch ſehr einfach! Denke doch, wie viel glänzender zum Beiſpiel Lindbergs leben. Herr Lindberg hat neulich ſeiner Frau gleich den Achenbach geſchenkt, der bei Bock hing, und ein Pendant dazu. Beide haben zuſammen nur zwanzigtauſend Mark gekoſtet!“

„Lindberg iſt ſehr viel reicher als ich!“ erwiderte Bardenfleth kurz.

Valeska ſeufzte tief. „Und zu denken, daß Alida Oskar laufen läßt!“ ſagte ſie; „nur um einer Bagatelle wegen! Er würde ihr alles geben, was ſie haben wollte, während andre Menſchen immer Abſchläge bekommen!“

„Liebes Kind —“ Bardenfleth fuhr etwas ärgerlich in die Höhe. Seine Frau legte aber ihre weiße Hand auf ſeine Schulter.

„Laß nur, Uli; ich finde mich in alles, auch

darein, daß Fred und Oswald wieder fort müssen! Es ist hart für eine Mutter, aber ich finde mich!“

Sie fand sich sehr gut in den Abschied von den Söhnen, die denn schließlich mit sehr viel Taschengeld und dem Versprechen, in den Michaelisferien wiederkommen zu dürfen, abreisten. Sie behaupteten, im August, wenn sie die Schulbänke drücken müßten, würde es wieder heiß werden; aber niemand glaubte an ihre düstere Prophezeiung, da bis dahin der Juli und der Anfang des August kühl und regnerisch gewesen waren.

Das Haus wurde sehr viel stiller. Fred und Oswald hatten viel Leben hineingebracht, und vor allem die alte Doktorin entbehrte die frischen Stimmen ihrer Enkel, an denen sie in ihrer Gegenwart viel auszusetzen gehabt hatte. Sie wurden nach ihrer Meinung ganz verkehrt erzogen; aber sie war es doch gewesen, die ihnen zum Abschiede ein reichliches Geldgeschenk gemacht hatte. — „Damit ihr lernt, mit Geld umzugehen!“ sagte sie mit drohender Stimme, und beide Enkel hatten sie jubelnd umfaßt und ihr die heiligsten Versprechungen wegen des vernünftigen Gebrauchs des Geldes gegeben; Versprechungen, die natürlich nicht gehalten wurden.

„Nun muß ich auch bald wieder nach Hause“, sagte die Doktorin eines Abends nach dem Mittagessen.

Die Familie saß auf der Terrasse hinter dem

Hauſe, und man hatte gerade darüber geſprochen, daß die Tage doch ſchon bemerkbar abnähmen.

Es war an dieſem Tage ſehr heiß geweſen, und es ſchien, als ob die Prophezeiung der Söhne in Erfüllung gehen ſollte.

„Wir geben dir noch keinen Urlaub, Mama,“ ſagte ihr Sohn. „Nun kommt die Hitze, und du wirſt es in Harveſtehude viel wärmer haben als hier an der Elbe!“

Herr Bardenfleth hatte heute mittag etwas gedankenvoll ausgeſehen, und ſeine Mutter betrachtete ihn einen Augenblick.

„Du ſiehſt angegriffen aus, Julius; die Geſchäfte gehen wohl nicht beſonders? Ich hörte ſchon neulich von andrer Seite, daß unſer Handel ſehr danieder-liegen ſoll!“

„Oh —“ Bardenfleth zuckte die Achſeln. „Du weißt, wir Kaufleute ſind wie die Landleute: wir klagen eigentlich immer. Allerdings habe ich auch beträchtliche Verluſte gehabt, und wenn ich nachdenklich ausſehe, ſo iſt dies dem Umſtande zuzuſchreiben, daß Adrian Schläger mir eine allerdings recht großartige Unternehmung vorgeſchlagen hat, die ich mir noch überlegen muß! Aber vielleicht —“

Er hatte unwillkürlich lebhafter geſprochen, und Frau Valeska ſeufzte tief auf.

„Ach, liebſter Julius, mußt du denn wirklich in allen Mußeſtunden von Geſchäften ſprechen?“

Sie hatte in einem klagenden Tone geſprochen,

und die Doktorin sah sie starr an, während ihr Gatte die Achseln zuckte.

„Mein verstorbner Mann hat mit mir immer von seinen Unternehmungen gesprochen, und ich war ihm dankbar, daß er mir soviel Vertrauen schenkte!“

„Das haben Sie mir schon öfter erzählt, Mama, und dann antwortete ich Ihnen stets, daß der Geschmack verschieden ist!“ lautete Valeskas ruhige Antwort. „Ich kann mich nicht dafür interessieren, zu welchem Preise Julius hundert Sack Kaffee oder drei Fässer Rosinen einkauft. In unsrer Familie ist niemals der Krämergeist herrschend gewesen, und die weiblichen Mitglieder lebten der allgemeinen Bildung und der Kultur, von denen bei Kaffee oder Rosineneinkäufen doch wenig zu spüren ist!“

Die Doktorin strickte fleißig.

„Man sollte denken, liebe Valeska, daß du aus einer Familie kämest, in der hundert Sack Kaffee und etliche Rosinen eine Hauptrolle spielten. Bei den Unternehmungen der Hamburger Großkaufleute handelt es sich um andre Dinge, die sich wohl mit Kultur und Bildung vereinen lassen. Wenigstens sind die Handelsherren stets die Träger der Kultur gewesen. Ob ihre Frauen nur Sinn für Kleider und Wohltätigkeitsbasare hatten, weiß ich allerdings nicht!“

Valeska wollte antworten, da legte sich Alida ins Mittel. Sie wunderte sich heimlich, daß der Vater die Plänkelei der zwei Damen nicht schon

unterbrochen hatte. Er aber saß anscheinend teilnahmlos und starrte ins Leere.

„Denke dir, Großchen, heute kam eine Gemüsefrau hierher, die uns erzählte, in Hamburg sei die Cholera!“

„Die Cholera!“ Frau Valeska fuhr etwas zusammen. „Unsinn!“ sagte sie dann nach einer Weile. „Eine Art Sommerkrankheit kommt ja in jedem Herbste und Spätsommer. Aber ich will doch mit Ilse nach dem Engadin gehn. Es wird hier in der Hitze sowieso nicht zum Aushalten sein. Alida kann ja hier bleiben bei euch zwei beiden“ — sie sah ihren Mann und ihre Schwiegermutter an —, „und ich nehme dann nur die Jungfer mit. Im September können wir immer noch in ein Seebad gehn. Nicht wahr, lieber Mann?“

„Von der Cholera habe ich heute auch gehört,“ bemerkte der Kaufherr. Er schien die letzten Worte seiner Frau gar nicht verstanden zu haben. „Sie soll am Hafen auftreten und durch ein französisches Schiff hergebracht sein. Das kann unserm Geschäft sehr schaden.“

Die Doktorin zuckte die Achseln.

„Man muß von diesen Dingen nicht allzuviel Aufhebens machen! Wir haben in Hamburg wer weiß wie oft die Cholera gehabt und niemals viel davon gesprochen. Da sind immer Leute, die unmäßig unreifes Obst essen und dann infolge ihrer Unmäßigkeit sterben. Jetzt wird alles gleich an die große Glocke geschlagen!“

„Die Gemüsefrau sagte, das Leitungswasser sei vergiftet!“ bemerkte Alida.

„Unsinn!“ Jetzt mußte Frau Valeska doch auch ihre Meinung sagen. „Das Elbwasser ist sehr gut! Wie schön werden die Gärten damit begossen! Zu trinken braucht man es ja nicht.“

„Aber die armen Leute, die kein andres Wasser haben?“

„Liebes Kind, die haben dies Wasser jahraus jahrein getrunken und sind daran gewöhnt. Wie sollte das Wasser plötzlich anders geworden sein?“

„Wir bauen ja auch eine neue Wasserleitung mit Filtrationsgeschichten und allen modernen Erfordernissen!“ setzte Vardenfleth hinzu. „Schon seit Jahren bewilligen wir große Summen dafür in der Bürgerschaft!“

„Ich kenne eine Dame, die, wenn sie Aalsuppe essen will, ihrer Köchin den Auftrag gibt, sie möge doch einmal in der Wasserleitung nachsehen, ob dort nicht ein Aal herauskäme,“ erzählte Valeska lachend. „Es sitzen manchmal große Fische in den Röhren!“

Sie erzählte dies nur, um ihre Schwiegermutter ein wenig zu ärgern, die denn auch sehr strenge aussah.

„Schlechte Witze kann man über alles machen,“ erwiderte sie; „und ich möchte die Suppe deiner Freundin, aus Wasserleitungsaalen gekocht, auch nicht essen. Vielleicht hat sie diese Geschichte in irgendeinem dummen Witzblatt gelesen!“

Der Diener hatte schon lange die Windlampen

gebracht, und Ilse, die merkwürdig schweigsam gewesen war, stand auf, um gute Nacht zu sagen. Nach ihrer Gewohnheit ging sie zu allen, und jeder von der Familie bekam einen Kuß. Als sie ihr Gesicht an Alidas Wange drückte, zog diese sie zu sich hinab.

„Was ist dir, lieb Herz, du bist so still!“

„Nichts Besondres,“ sagte die Kleine mit ernstem Gesicht. „Nur der alte Schmerz im Rücken. Aber Tine Hauberg sagt: ‚Jeder hat seinen Packen zu tragen!‘“

Die andern hatten die Unterhaltung nicht gehört und achteten auch nicht darauf, daß Alida leise aufstand und der Schwester folgte.

Zehntes Kapitel

Das Elbwaſſer war gut, wie die alten Hamburger ſagten, und die Cholera war ſchon oft in ihren Mauern geweſen, ohne daß ſie dem grimmen Feinde große Beachtung geſchenkt hatten. Deshalb wunderten ſie ſich, daß die Zeitungen jeden Tag Choleranachrichten brachten, und ſagten, das ſei alles übertrieben!

Die Mitte des Monats Auguſt war überſchritten, und die Hitze nahm noch immer zu. Ein wolkenloſer Himmel ſpannte ſich über der alten Hanſeſtadt, in der es ſonſt mehr regnet als in einem andern Orte Deutſchlands. Dumpf brütete die Hitze über der Elbe und dem Hafen, und wenn einmal ein Windſtoß vom Waſſer herkam, dann wirbelte er Wolken von Staub in den Straßen auf. Was half es, daß die Sprengwagen zweimal täglich über jede breitere Straße fuhren; das Waſſer wurde in wenigen Minuten von der ausgedörrten Erde aufgeſogen, und nach kurzer Zeit legte ſich wieder grauer Staub über alles.

An einem der neuen Kais ſaß Folkert und blickte ſtarr in das träge fließende Waſſer des Elbſtroms. Er hatte ſeit Tagesanbruch beim Ausladen eines Schiffes gearbeitet; nun war die Arbeit getan, und er konnte gehn. Aber er hatte keine

Luſt dazu. Er fühlte ſich müde und ſchwerfällig und dachte mit Grauen an ſein heißes Zimmer. Noch immer war er der Einlogierer von Rüppell und er hatte bis vor kurzem an der engen, niedrigen Dachſtube nichts auszuſetzen gehabt. Jetzt aber, ſeitdem die Sonne mit unbarmherziger Glut vom Morgen bis Abend auf das Dach ſchien, meinte er, in dieſem kleinen Raume erſticken zu müſſen. Lieber wollte er draußen am Waſſer bleiben, als in dieſe glühende Luft hinaufſteigen. Und dann war noch etwas andres, was ihn abhielt, in die enge Straße zurückzukehren: Rüppell hatte ihm geſtern abend mitgeteilt, daß er Roſe Valentin heiraten werde.

„Roſe Valentin?“ Folkert hatte den andern ſtarr angeſehen, und dieſer hatte die Achſeln gezuckt.

„Nun ja; ſchrei nicht ſo, Folkert. Es iſt ſo!“

„Abers ſie is meine Braut!“ hatte der Dithmarſcher mit funkelnden Augen geſagt.

Rüppell hatte gelacht: „Das kann ſein, daß du ſie für deine Braut angeſehen haſt. Aber Mädchen wie Roſe ſind nicht immer gleich zu haben!“

Er hatte dann einen Augenblick geſtockt; als er aber das finſtre Geſicht Folkerts ſah, hatte er ihn mit rauher Gutmütigkeit auf die Schulter geſchlagen.

„Es gibt noch mehr Mädchen auf der Welt, Folkert; laß dir doch um die Roſe keine grauen Haare wachſen! Sieh mal, für mich paßt ſie nun einmal gut; ſie iſt die Schweſter von meiner ver-

ſtorbnen Frau, und dann — nun, ich hab' ſie auch gern; es wird 'ne nette Frau geben!"

Er lächelte wohlgefällig bei dieſen Worten und ſtrich ſich über ſein breites Geſicht.

Folkert hatte bewegungslos zugehört. Nun öffnete er den Mund. „Willſt denn bald heiraten?"

Der Gefragte ſah etwas weniger ſiegesgewiß aus.

„Vorm Winter muß es ſchon ſein — aber von Hochzeit will die Roſe nun noch nichts hören. Sie ſagt, das Trauerjahr muß zu Ende ſein!"

Damit war er gegangen, um gleich darauf wieder umzukehren.

„Hör, Folkert, könnt'ſt du mir nicht ein paar Mark borgen? So 'n Brautſtand iſt koſtſpielig, und die Roſe will alles vom Beſten haben!"

„Hab' ſelbſt nix!" ſagte der Dithmarſcher mit heiſerer Stimme, und brummend ging der andre davon, etwas von geizigen Holſteinern zwiſchen den Zähnen murmelnd.

Dieſe Unterredung hatte alſo am geſtrigen Abend ſtattgefunden, und Folkert konnte bis jetzt an nichts andres denken. Roſe hatte ihn verlaſſen. Böſe war er ihr kaum deswegen; er wußte ja, daß ſie zu gut für ihn war, und nur freundlich wurde, wenn er ihr etwas ſchenkte. Deshalb hatte er ihr auch ſo viel gegeben: nicht allein Kleider und Schmuck, ſondern auch Geld. Und weil ihm das Geld ausgegangen war, hatte er ſchon bei Tante Tine Schulden gemacht. Vielleicht wußte Roſe dies und wollte nichts

mehr von ihm wiſſen, weil er ihr bald nichts mehr ſchenken konnte. — So waren die Mädchen gewiß alle, und er war töricht geweſen, als er ſich auf ein ſtilles, warmes Neſt, auf ein behagliches Leben mit dem Mädchen, das er liebte, gefreut hatte. Nun war dieſe Freude vorbei — ganz vorbei!

Alſo Rüppell war in Roſes Augen beſſer als er? Rüppell, den Folkert verachtete? Dieſer Schwätzer, der ſo oft betrunken war, der ſeine erſte Frau mißhandelt hatte, der ſeine Kinder vernachläſſigte, der den Erlös ſeiner Arbeit faſt nur für ſich verbrauchte?

Folkert hatte den Kopf in die Hand geſtützt und atmete mühſam. Er hatte in der letzten Nacht keinen Augenblick geſchlafen; die ſchwere Arbeit nachher hatte ſeine Sinne halb betäubt; nun kam ein Gefühl grenzenloſen Elends über ihn, und es war ihm, als ſollte er erſticken.

Die grüne Marſch mit ihrem kühlen Winde tauchte vor ſeiner Seele auf. Wenn er doch auf dem hohen Deiche ſtehen könnte, wo der See- und der Landwind miteinander kämpften, wo man in die Unendlichkeit ſah, dort würde er nicht mehr an Roſe denken, und auch nicht an Rüppell, und an all das Elend der großen Stadt. Er wußte nicht, daß er in dieſem Augenblick das bitterſte Heimweh hatte, aber er wußte, daß das Leben für ihn keine Freude mehr barg. Da legte ſich ihm plötzlich eine Hand auf die Schulter.

„Folkert Dierks! Kriegt man dich auch noch

mal zu ſehen! Hab' mir ſchon die Augen aus dem Kopf geguckt, ſo oft ich mit dem Dampfer von Brunsbüttel kam; aber Folkert Dierks war niemals zur Stelle."

Es war Sören Lauritzen, der ſo ſprach, derſelbe, mit dem Folkert vor etlichen Monaten zuerſt nach Hamburg gekommen war. Folkert hatte ſich ſchwerfällig erhoben.

„Sören — biſt auch mal wieder da? Was macht denn das Geſchäft?"

„Was ſollt's machen? Schlecht geht's! Und nun wird's wohl bald noch ſchlechter gehn, wenn's wahr iſt, was die Leute ſagen."

„Was ſagen ſie denn?" Folkert öffnete ſeine müden Augen gewaltſam, und der Viehtreiber ſchlug mit der Peitſche an ſeine hohen Stiefel.

„Die Krankheit iſt ja da, Folkert! Die Krankheit — du weißt —" und er ſah ſich ſcheu um. „Und dabei die Hitze. Gottsdonner, hab' ich heute morgen nicht ſchon ſechs Seidel Bier getrunken?"

„Sechs Seidel!" Folkert blickte aufmerkſam in das rote gedunſene Geſicht ſeines Freundes. „Junge, dat is ein büſchen viel!"

„Ja ja" — Sören ſetzte ſich auf einen Haufen Balken —, „du glaubſt nicht, was ich durſtig war; ſeit Klock' vier heut morgen auf den Beinen, und dreimal mit den Ochſen hin und retour nach dem Pferdemarkt. Ich hatt' keine Hilfe — mein Viehjunge liegt mit'n Stich im Rücken!"

„Wie is er dabei gekommen?" Folkert fragte

nur, weil Sören eine Pauſe machte, nicht weil er die geringſte Neugierde empfunden hätte.

„Nu, das kam von einem Ball in Sank Margreten. Er hat 'ne Braut und wollt' mit ihr tanzen, und ſie wollt' lieber mit'n Mariner tanzen, und da wurde er böſe, und der Mariner wurde auch doll, und da kriegt mein Peter ein mit'n Seitengewehr! Ich glaub' nicht, daß er wieder aufkommt!"

„Was ſagt ſeine Braut dazu?"

„Oh, die ſagt nicht viel. Zuerſt hat ſie furchtbar geweint — und nun geht ſie mit 'nem andern! — Oh!"

„Was is los?" fragte Folkert wieder, aber er ſah gar nicht zu Sören hinüber, ſondern dachte an Roſe und ihre Treuloſigkeit. Eine glühende Wut überkam ihn plötzlich, ein ingrimmiger Zorn auf alle Weiber und auf Rüppell. Warum hatte er ihn nicht auch geſtern abend totgeſtochen? Er ſtieß einen heiſern Laut aus.

„Folkert, hilf mir doch!" ſagte Sören jetzt. Er hatte bereits mehreremal in einem jammervollen Ton gerufen, aber Folkert hatte ihn nicht gehört. Er beachtete ihn auch noch nicht, ſondern griff in die Taſche ſeines weiten Beinkleides. Oh — er hatte auch ein Meſſer, wenn's auch kein Seitengewehr war, und Rüppell würde ihm wohl noch einmal begegnen. Auf der Treppe, die ſo dunkel war — nein, doch nicht! Seine Sache war gut, er konnte ſie auch im Hellen abmachen, unter Gottes freiem Himmel. Und er blickte trotzig in

den hellblauen, von Hitze durchfluteten Raum über sich.

„Folkert, Folkert!“ klang es wieder hinter ihm, und der Angerufne drehte sich nun doch um. Da saß der Nordschleswiger zusammengekrümmt auf den Balken. Er war fahl im Gesicht geworden und rieb sich seine Beine.

„Was is los!“ rief Folkert, hastig auf ihn zutretend, und der andre sah ihn aus dunkelumränderten Augen an.

„Weiß nicht,“ stöhnte er. „Ich kann nicht hochkommen, Folkert, meine Beine ziehn mich zusammen!“

„Du hast zuviel Bier getrunken!“ tröstete Folkert und versuchte den Leidenden zu stützen. „Komm mit! Ich leg' dir in mein Bett!“

Sören versuchte aufzustehn, aber er vermochte es nicht, und der andre konnte den riesigen Körper nicht allein bewältigen, soviel er sich auch abmühte. Er sah sich nach Hilfe um, aber die Arbeiter waren vom Kai weggegangen, und nur in der Ferne sah er Menschen. Schon begann er nach Hilfe zu rufen, da faßte ihn Sören am Arm.

„Laß man — es geht schon besser!“ Er stotterte noch einige dänische Worte, dann lachte er und streckte seine langen Glieder. Er war tot.

Ungläubig und entsetzt starrte Folkert den leblosen Körper an. Er beugte sich zu ihm nieder, er schüttelte ihn, er rief; aber es half ihm nichts. Der, mit dem er vor wenigen Augenblicken ge-

ſprochen hatte, Sören, der für ihn der Inbegriff kraftſtrotzender Geſundheit geweſen war — er lag leblos vor ihm, dahingemäht von etwas Unbegreiflichem, Schrecklichem. Folkert hatte Roſe und ſeinen eignen Zorn vergeſſen, mit geſträubten Haaren ſtand er neben der Leiche des Freundes, und ſeine Hände falteten ſich unwillkürlich. Er hatte noch niemals daran gedacht, daß auch er ſterben könnte; nun hob ſich neben ihm eine dunkle, ſchattenhafte Geſtalt und flüſterte ihm ins Ohr: „Auch du wirſt ſo ſterben! Auch auf dich warte ich!“

Ein wahnſinniges Grauen überkam ihn plötzlich: er vergaß die Hitze und ſeine eigne Erſchlaffung und ſtürzte davon.

Tante Tine ſaß in ihrem Stübchen und las in dem alten Geſangbuch, das ſie noch von ihrer Mutter her hatte. Dort ſtanden die kräftigen alten Troſtlieder drin, die ihr immer, in allen ſchweren Stunden geholfen hatten, und deren ſie auch jetzt bedurfte. Es waren böſe Tage für ſie gekommen. Erſt die ausdörrende, ſchreckliche Hitze, und dazu die Arbeitsloſigkeit. Denn kein Menſch, ſelbſt der gute Herr Schläger dachte daran, ſich jetzt wollne Strümpfe oder gar Unterjacken ſtricken zu laſſen, und die alten Kunden, von denen Tante Tine manchmal im Auguſt ſchon wieder gehört hatte, weil es kälter wurde, ſchienen ihre Strickerin ganz vergeſſen zu haben.

Sogar die Doktorin Bardenfleth, die um dieſe Zeit gewöhnlich eine größere Beſtellung für ihre

in China lebende Tochter gemacht hatte, ließ gar nichts von sich hören. Tante Tine seufzte recht herzlich bei diesem Gedanken und blätterte in dem Buche nach: „In allen meinen Taten laß ich den Höchsten raten, der alles kann und weiß!“ Dann rückte sie an ihrer Hornbrille, und der Gedanke kam ihr, daß sich auch in frühern Jahren die Herbstmonate immer durch wenig Arbeit ausgezeichnet hatten.

„Ja ja,“ murmelte sie, „das war ümmer die flaue Zeit, bloß, daß ich da nich soviel von merkte, weil ich mit mein Geld in voraus war. Und diesmal wär's auch so gekommen, wenn Rüppellsch nich so krank gewesen wär', und wenn der Jung', mein einzigen Swester ihr Sohn, mich nich was abgeliehen hätt'. Und allens bloß, weil er so narr'sch in Rose verliebt war. Allens wollt' sie haben, und allens sollt' sie kriegen. Jeden und jeden Abend aus, und dann die Geschenkens. Und was is davon gekommen? Nu sagt Rüppell, daß er ihr heiraten will, und daß sie auch will, was ich mich nich denken kann. Rüppell gegen Folkert, gegen meinen Swesterssohn! Abers ich gönn' Rüppell die Person eher, als ich sie mein Folkert gönn'. Wenn mich man bloß die kleinen Krabauters nich so bannig leid täten! Oh, mein Gott, was kriegen die für'n Mutter! Na, uns' Herrgott, der muß es ja wissen!“

Und Tante Tine las halblaut weiter: „Nichts ist es spät und frühe um alle meine Mühe, mein Sorgen ist umsonst!“

Da klopfte es, und ehe Tante Tine die Brille abnehmen und Herein! rufen konnte, ſtand Roſe Valentin ins Zimmer.

Sie trug ein helles Waſchkleid ſowie einen großen italieniſchen Strohhut mit ſchneeweißen Straußenfedern und ſah ganz wunderhübſch aus.

Was 'n Hut! dachte Tante Tine ſtrafend, und da ſie daneben den nicht ganz unberechtigten Gedanken hatte, Folkert könnte das Geld zu den Federn hergegeben haben, ſo begrüßte ſie Roſe etwas ſteif.

„Nu, mein Deern, kommſt auch mal zu mich? Na, ſetz dir man!“

Das ſchöne Mädchen ſchob den zweiten und letzten Stuhl Tante Tines zu der Alten ans Fenſter.

„Hier iſt's heiß!“ ſagte ſie und fächelte ſich mit einem feinen Taſchentuch Luft zu.

„Heiß is es nu auch woll anderswo!“ gab die alte Jungfer gleichmütig zur Antwort, und Roſe konnte dieſer Bemerkung nicht widerſprechen.

„Tante Tine,“ ſagte ſie plötzlich, nachdem ſie einige vergebliche Unterhaltungsverſuche gemacht hatte, „nicht wahr, Sie ſind doch immer meine gute Freundin geweſen?“

„Ich?“ Die Gefragte ſah etwas erſtaunt aus. „Nu ja, ich hab' dir ja woll denn und wenn bei Rüppells geſehen.“

„Sie nennen mich ja auch noch du!“ ſchob Roſe hier ein, der das Duzen der Alten entſetzlich war.

„Ja, du nenn' ich dir, mein Deern; aber nich aus Freundſchaft, ſondern weil daß ich es von mein

Jugend her gewöhnt bin, zu allen Dienstens du zu sagen!“

„Ich bin kein Dienstmädchen!“ murrte Rose, deren dunkle Augen zornig aufflammten.

„Nich? Ich mein' doch, daß du in Dienst bist, und daß du auch ein Mädchen bist! Bloß, daß ich for meine Person die kleinen niedlichen Kötschens und Hausmädchen lieber leiden mag als die blassen Deerns in'n Laden, die patuh Fräulein genannt werden wollen und ebensowenig Fräuleins sind als du und ich!“

Rose schluckte vor Zorn; aber sie nahm sich zusammen und gewann es über sich, freundlich zu lächeln und ihre kleinen weißen Zähne zu zeigen.

„Nun, Tante Tine, du bist wohl böse auf mich, daß ich deinen Folkert nicht heiraten will? Aber ich kann das wirklich nicht tun!“

„Da sollt' ich böse über sein? Nee, mein' Beste, da dank' ich meinen himmlischen Vater für! Grade wie du ein kamest in die Stube, hab' ich noch im Gesangbuch gelesen, daß man sich um nix quälen soll! Ich hatt' mir nämlich gequält, was nu werden sollt', wenn mein klein Stakkels*)-Folkert an so 'n Deern wie du kämest; nix auf'n Leib als Plunder, und nix ins Herz als Plunder. Abers nu is mich die Sorge ja abgenommen, wenn mich auch dein Swesterkinder leid genug tun. Um Rüppell is mich das nu nich leid! Den kannst for meinswegen jeden

*) Armer Mensch.

Abend und jeden Morgen ordentlich durchhauen, der hat es verdient, daß er 'ne ſlechte Frau kriegt!"

Roſe hatte mehrmals verſucht, den Redeſtrom der Alten zu unterbrechen; es war ihr aber nicht gelungen, und ihr einziger Troſt beſtand in einem höhniſchen Gelächter.

„Tante Tine!" rief ſie, und dabei ſchlug ſie die Hände zuſammen. „Wie ärgern Sie ſich, daß ich Folkert nicht nehme! Aber ich kann nichts dafür, er iſt viel zu dumm und ſo ungeſchickt, und dann ſo verliebt, ach, ſo verliebt! Alles konnte ich mit ihm anfangen, alles; das war langweilig!"

Und ſie legte ſich in den Stuhl zurück und lachte noch einmal.

Tante Tine war verſtummt. Sie ſah ſelbſt ein, daß Roſe glauben mußte, ſie ſei ſehr böſe, und das wollte ſie doch nicht zeigen. Nein, das Mädchen ſollte nicht von ihr gehn und triumphierend überall erzählen, Tante Tine ſei ſo böſe, weil ſie Folkert verſchmähte.

Da griff die Alte mit den zitternden Händen nach ihrem Geſangbuch und blätterte ein wenig darin.

„Ich bin nich ärgerlich, Deern!" ſagte ſie kurz. „Ich ſag' dich man bloß ein büſchen von mein eigne Meinung, weil daß du doch kein' Mutter haſt und ganzen allein in die Welt ſtehſt. Und nun ſag' mich auch man mal, was du bei mich willſt! Bloß deinen prachtvollen neuen Hut zeigen?"

„Nein!" Roſe ſchien ihren Ärger gleichfalls ver-

wunden zu haben. „Mein Hut ist hübsch, und die Federn haben sechzig Mark gekostet — na — schreien Sie nur nicht, Folkert hat's nicht bezahlt. Er war ja nicht geizig, gegen seine Geschenke will ich nichts sagen: so etwas konnte er aber nicht tun. Ist auch nicht jedermanns Sache, soviel Geld auf einmal auszugeben!"

Das Mädchen strich sich die Haare aus den heißen Schläfen und lächelte selbstgefällig. Sie sah reizend aus, wie sie halb zurückgelehnt vor der Alten saß; selbst Tante Tines Augen waren nicht verschlossen gegen diese Schönheit, und sie mußte unwillkürlich seufzen, obgleich sie sich den Grund dieses Seufzers nicht hätte sagen können.

In der Ferne klangen die Kirchenglocken. Es schlug sechs Uhr nachmittag, und durch die heiße Luft des Zimmers kam es wie ein Zugwind. Aber das kam daher, weil jemand Tante Tines Kammertür geöffnet und dann leise wieder geschlossen hatte. Beide Frauen achteten nicht auf den kleinen Zwischenfall — denn Rose begann gerade sehr eifrig zu sprechen.

„Tante Tine," sagte sie, und ihre Stimme klang schmeichelnd, „Sie könnten mir einen großen Gefallen tun. Ich bin ja so allein auf der Welt, und meine Mutter lebt schon lange nicht mehr; da sollen Sie mir helfen. Ich kann Rüppell nämlich nun doch nicht heiraten, und Sie müssen ihm das sagen!"

„Ich?" Tante Tine sah wie versteinert aus.

„Nun ja, Sie sind doch die Nächste dazu, wo Sie

Rüppell so gut kennen und seine Frau gepflegt haben und die Kinder leiden mögen. Ich getraue mir nicht, es zu sagen! — Er ist immer so heftig, wissen Sie! Wahrhaftig, ich bin an der ganzen Geschichte unschuldig, ganz unschuldig, denn ich habe ihm niemals gesagt, daß ich mich als mit ihm verlobt betrachtete! Gewiß nicht, Tante Tine! Aber er ist ja gleich immer so wild und regiersüchtig, da mochte ich nichts gegen ihn sagen, und daß er mich ein bißchen ausgeführt und mir ein paar Geschenke gemacht hat, da ist denn doch nichts dabei. Er ist nun einmal mein leiblicher Schwager!"

Rose hatte in der Erregung ihren kostbaren Hut abgenommen und bewegte ihn langsam auf und nieder. Als Tante Tine sie noch immer starr ansah und kein Wort sagte, fuhr sie mit klagender Stimme fort zu sprechen.

„Nein, Tante Tine; kein Mensch kann's mir verdenken, wenn ich Rüppell nicht nehme. Jedesmal wenn ich mit ihm aus war, hat er was im Kopf gehabt, und gegen meine Schwester ist er auch nicht gut gewesen. Und die Kinder mag ich erst recht nicht leiden!"

Sie schwieg und holte tief Atem.

„Das soll ich allens an Rüppell sagen?" fragte Tante Tine in einem ziemlich trocknen Tone. „Da gibst mich ein slechten Auftrag, Deern, und ich kann nich sagen, daß ich ihm leiden mag. Kannst nich ein Brief an ihm schreiben?"

Das Mädchen errötete etwas. Sie trug einen

kostbaren Federhut und kleidete sich auch sonst wie eine Dame; aber die Kenntnisse, die sich sie als barfüßiges Kind in der schlesischen Volksschule geholt hatte, waren lange vergessen.

„Schreiben mag ich nicht so gern!“ meinte sie dann. „Sagen Sie's ihm nur, Tante Tine, er wird sich schon trösten; er kann natürlich viele Mädchen kriegen, denn heiraten wollen sie alle!“

„Du auch, Deern?“ fragte die alte Jungfer mit einem prüfenden Blick in das hübsche Gesicht vor ihr. Rose aber stand hastig auf.

„Hier kann ich's nicht länger aushalten, Tante Tine! Warum setzen Sie sich nicht unten in die Straße!“

„Ich bin nicht gewennt, mitten auf Straße zu sitzen, und wenn uns' Herrgott die Hitzigkeit schickt, denn muß ich ihr ohne Murren tragen!“ lautete die Antwort.

„Na, denn man zu!“ lachte die andre. Sie hatte sich vor den kleinen Spiegelscherben Tante Tines gestellt und setzte ihren Hut langsam wieder auf. „Bestellen Sie's nur gut an Rüppell, und sagen Sie ihm, wir wollten darum doch Freunde bleiben, und wenn's mir später gut geht, schicke ich mal Geld für die Kinder! Aber er soll nicht wieder in meine Wohnung kommen!“

Mit kurzem Gruße lief sie aus der Tür, um gleich darauf einen lauten Schrei auszustoßen. Denn eine rauhe Hand hatte sie gefaßt und schüttelte sie ingrimmig hin und her. Es war Rüppell, der vor

Tante Tines Tür gestanden und die ganze Unterhaltung mit angehört hatte.

„Falsche Schlange!“ knirschte er, und die Augen traten ihm vor Wut fast aus dem Kopfe. Mehr konnte er nicht sagen; es war, als ob der maßlose Zorn ihm die Sprache genommen hätte.

Aber Rose schrie wild um Hilfe, und Frau Putzig, die andre Bodenbewohnerin, erschien in leichtem Anzug in ihrer Tür, stemmte die Arme in die Seiten und lachte zufrieden. Sie war, wie sie behauptete, vor Hitze krank gewesen und hatte auf dem Bette gelegen; aber die Aussicht auf einen kleinen Skandal machte sie schnell wieder gesund.

„Falsche Schlange!“ knirschte Rüppell noch einmal, und während er mit einer Hand die Arme des Mädchens wie in einem Schraubstock hielt, griff er mit der andern in seine Tasche. Dort war sein Messer, und er wollte ihr zeigen, daß sie ihn nicht ungestraft beleidige.

Es war, wie immer, dämmrig auf dem Bodenraum, aber durch die geöffneten Türen von Tines und Frau Putzigs Kammern fiel doch Licht genug auf die beiden miteinander ringenden Gestalten, denn Rose hatte sich von ihrem Schreck erholt und kämpfte jetzt für ihr Leben.

„Rüppell, Rüppell!“ rief Tante Tine mit schriller Stimme. „Man keine Versündigung! Lassen Sie ihr geruhig gehen, hören Sie mir?“

Aber Rüppell hörte nicht. Rose kreischte und machte verzweifelte Anstrengungen, sich von seinem

Griffe zu befreien, aber er hatte ſie mit eiſerner Fauſt an einen Balken gedrängt, und dann blitzte ein funkelnder Gegenſtand durch die Luft: Frau Putzig ſchrie hell auf, und Tante Tine hatte in wortloſer Angſt die Hände gefaltet — da fuhr das Meſſer knirſchend in den morſchen Balken, und Rüppell ſtieß einen wilden Fluch aus. Er ſelbſt lag auf dem Boden, und zwei ſtarke Arme hielten ihn ſo feſt, daß er ſich nicht rühren konnte.

„Steh auf, Deern, und mach', daß du wegkommſt!“ ſagte Folkerts Stimme.

Roſe, die leblos vor Angſt neben dem Balken niedergeſunken war, ſprang ſchluchzend in die Höhe und ſtürzte die Treppe hinunter, ſo ſchnell ſie ihre Knie tragen konnten.

„Oh, welche Wirtſchaft!“ jammerte ſie. „Noch niemals bin ich ſo behandelt worden! Ich gehe zur Polizei, ja, zur Polizei!“

Nach dieſen atemlos hervorgeſtoßenen Worten war ſie verſchwunden, und Frau Putzig ſchlich ſich leiſe aus der Tür, um einen Gegenſtand aufzuheben, der bei dem Kampfe unter die Füße Rüppells gekommen und von dieſem ſpäter weggeſchleudert worden war. Es war Roſens zertretener Hut, an dem die Federn ſchmutzig und geknickt herunterhingen; Frau Putzig betrachtete ihn aber doch mit Wohlgefallen und ſchob ihn unter ihr Bett. Zur nächſten Klubausfahrt — Putzigs waren natürlich in einem Klub — konnte er doch noch ganz ſchön zurechtgemacht werden.

Folkert hatte Rüppell losgelaſſen, und dieſer ſtand langſam auf.

„Was ſtörteſt du mich?“ murrte er, mit blutunterlaufnen Augen den andern anblickend. „Was ſchert dich, was ich tun will?“

Folkert zog bedächtig das Meſſer aus dem Balken.

„Ich mag nich ſo 'n Spengtakel!“ ſagte er gleichmütig. „Und allens um ſo 'n Deern!“

Er ſpuckte verächtlich aus, und Rüppell preßte die Lippen zuſammen.

„Sie läßt mich auch laufen! Mich!“ ſtieß er endlich hervor, und der Dithmarſcher nickte.

„Kann ich mich denken. Sonſten hätteſt ihr woll nich ſtechen und denn ins Zuchthaus kommen wollen. Und was hätt' denn aus die kleinen Kinners werden ſollen? Und allens um ſo 'n Deern!“

Rüppell erwiderte nichts. Er ſtand einen Augenblick und ſtarrte mit einem Ausdruck glühenden Haſſes die Treppe hinunter — dann ging er mit ſchweren Schritten in ſeine Kammer, die er hinter ſich abſchloß. Auch Frau Putzig hielt es für richtiger, die Tür zu ſchließen und ſich auf ihre Krankheit zu beſinnen. Folkert wollte gerade zu Tante Tine hineingehen, als er ſich am Arm gefaßt fühlte.

„Mein Hut, Folkert!“ flüſterte Roſe angſtvoll. „Gott o Gott, mein Hut, mein ſchöner Hut!“

Das Mädchen war die Treppe wieder hinaufgeſchl chen, und ihre Lippen zuckten vor Aufregung.

„D'e teuern Fe'ern!“ ſetzte ſie haſtig hinzu. „Er wird doch nicht verdorben ſein? Folkert, ant-

worte doch!“ Dieſer ſah mit ſeinem gleichgültigſten Geſicht an Roſe vorbei und zuckte die Achſeln.

„Was weiß ich von dein Hut!“ antwortete er ſchließlich, und darauf ſtreifte er mit raſcher Bewegung die Hand des Mädchens von ſeinem Arm.

Sie ſah ihn mit funkelnden Augen an.

„Gib ihn heraus! Du haſt ihn genommen, um mich zu ärgern! Gib ihn her, oder ich verklage dich!“

Sie hatte ganz vergeſſen, daß er ihr wahrſcheinlich das Leben gerettet hatte, und dachte nur an den Hut.

Aber er würdigte ſie keiner Antwort, und während er in Tante Tines Zimmer ging und Roſe die Tür vor der Naſe zuſchlug, jammerte ſie erſt in leiſen und dann in lauten Tönen über das große ihr widerfahrne Unrecht. Erſt als Frau Putzig ihre Kammertür öffnete und in unſchuldigem Tone fragte, was da nun wieder los ſei, entſchloß ſich Roſe, die Treppe hinunterzugehn und das Haus zu verlaſſen. Sie war ſehr böſe auf Folkert. Denn wenn ihr auch einfiel, daß ſie ohne ſeine Dazwiſchenkunft vielleicht ermordet worden wäre, ſo wußte ſie doch nicht, was ſie mit einem Leben anfangen ſollte, aus dem der wertvollſte Beſitz, ein Straußenfederhut, geſchwunden war. Und in ihren verzweiflungsvollen Gedanken ſah ſie ſchon Tante Tine mit ihrem neuen Hut einherſtolzieren.

Digitized by Google

Elftes Kapitel

Ein sonniger, goldiger Morgen! Tausend Funken zittern auf den blauen Fluten der Elbe, und an ihren Ufern duften die Rosen. Aber es ist ein fast betäubender Duft, und wenig Augen nur erfreuen sich an dem wolkenlosen Himmel, an dem funkelnden Wasser, an der Wärme, die auf Garten und Feld liegt.

Die Doktorin Bardenfleth wollte noch immer nicht glauben, daß die Cholera eine Gefahr für Hamburg bedeute. Mit ungläubigem Kopfschütteln las sie die ernsten Berichte der Zeitungen und wunderte sich, daß der Senat heutzutage den Zeitungsschreibern erlaube, so lügenhafte Geschichten in die Welt zu setzen. Die Warnungen, dies oder jenes nicht zu genießen, befolgte sie grundsätzlich nicht und trank mit viel Behagen rohe Milch und aß rohes Obst dazu. Herr Bardenfleth, der jeden Tag in die Stadt fuhr, war ebenfalls nicht sehr ängstlich und hörte vor allen Dingen nicht gern von dieser unangenehmen Krankheit sprechen. Da sein Kontorpersonal diese Eigenheit kannte, so hütete sich jeder, ihm viel von der Cholera zu erzählen, an die überhaupt kein Hamburger gern glauben wollte. So kam es, daß, wenn jemand ihn auf Ehre und Gewissen nach dem Stande der

Krankheit gefragt hätte, er faſt gar nichts hätte angeben können.

Für die Villa in Dockenhuden war dieſer Zuſtand der Unwiſſenheit angenehm, denn auch Frau Valeska fühlte ſich mit ihrer Schwiegermutter ganz einig darin, daß ſie nicht an den Ernſt der Epidemie glaubte. Nach ihrer Anſicht war alles gut, was in Hamburg war; und wenn die Katholiken an den unfehlbaren Popſt glauben, ſo glaubte ſie an den unfehlbaren Senat von Hamburg. Ein Großonkel von ihr war außerdem einmal Senator geweſen, ein Vetter wollte es gern werden, ihre Verwandten aber konnten nur einer auserleſnen Geſellſchaft angehören. Deshalb lachte ſie ganz laut, als ihr von ihrer Freundin, Frau Haberlandt, aus der Schweiz ein Zeitungsausſchnitt zugeſchickt wurde, in dem der Hamburger Senat und einige Beamten ſehr angegriffen wurden.

„Welcher Unſinn!“ ſagte ſie, Alida das Papierblättchen hinſchiebend. „Denke dir, man behauptet draußen im Auslande, unſre Waſſerleitung ſei nicht gut, und unſre Stadtregierung gleichfalls nicht! Als ob die Menſchen draußen etwas von unſern großartigen Einrichtungen verſtünden! Wir bekommen überhaupt in einigen Jahren eine neue Waſſerleitung, was viele Leute ſehr überflüſſig finden. Denn dieſes Waſſer iſt ausgezeichnet zum Begießen und Sprengen der Gärten, weil es ſo viele Keime enthält!“

„Der Medizinalinſpektor hat aber ſchon ſeit Jahren

auf beſſeres Waſſer gedrungen!“ meinte Alida, und ihre Mutter zuckte die Achſeln.

„Lieber Gott, ja! Solch ein Medizinalmenſch iſt ja nur dafür da, um über alles zu brummen! Unſer Waſſer iſt zum Putzen und Waſchen gut genug, und zum Trinken braucht es doch niemand. Du weißt doch, daß wir unſern Gäſten immer Mineralwaſſer oder dünnen Tee zum Mundſpülen hinſtellen!“

„Alle Menſchen können ſich dieſen Luxus doch nicht erlauben,“ begann Alida. „Die Armen zum Beiſpiel —“ aber Valeska unterbrach ſie mit leichtem Kopfſchütteln.

„Herzchen, die Armen haben es ſehr gut in Hamburg, laß uns darüber nicht mehr ſprechen; es klingt ſo wunderbar, wenn man immer nur ein Thema zur Unterhaltung hat! — Ich ſchrieb übrigens heute nach Frankfurt wegen einiger Proben zu Reiſekleidern; in Hamburg war gar nichts zu bekommen! Denke nur, geſtern habe ich meine Reiſe bei Papa durchgeſetzt; Ilſchen ſieht plötzlich ganz erbärmlich aus, und ich fühle mich auch matt. Willſt du uns nun nicht begleiten?“

„Lieber nicht, Mama!“ ſagte Alida haſtig. Am Abend vorher war Adrian draußen geweſen; ſie hatte wenig von ihm geſehen, aber ſie hatte ihn mit ihrem Vater ſprechen hören. Sollte ſie viele Wochen hindurch auf den Klang ſeiner Stimme verzichten? Alida war ſich nicht klar über ihre Gefühle; ſie wollte es auch nicht ſein. Es war

indeſſen ſo ſchön, halb träumend dahinzuleben und die Gegenwart zu genießen.

Beide Damen ſaßen auf der Gartenterraſſe, und das junge Mädchen blickte halb in Gedanken auf die Elbe, deren Schiffsverkehr erſtaunlich abnahm. Dann rüttelte ſich Alida gewaltſam aus ihren Träumen.

„Mama, Ilschen gefällt mir gar nicht. Sie klagt ſeit mehreren Tagen über heftige Rückenſchmerzen, und als ich ſie heute unterſuchte, entdeckte ich eine Geſchwulſt gerade im Kreuz!“

Valeska machte eine Bewegung des Schreckens.

„Ilschen darf nicht krank werden, wo ich ſie gerade mit mir nehmen will, daß ſie ſich gründlich erholt.“

In dieſem Augenblick kam Ilſe ſelbſt auf die Terraſſe. Sie ging etwas gebückt und legte ſich gleich auf das für ſie bereitſtehende Streckbett.

„Aber Kindchen,“ begann ihre Mutter zärtlich, „du ſollſt ja mit mir reiſen und nicht krank ſein! Soll der Doktor kommen?“

„Ich habe geſtern ſchon an ihn geſchrieben und ihn gebeten, einmal nach unſerm Würmchen zu ſehen!“ ſagte Alida, die meiſt dieſe Art von Korreſpondenz beſorgte, und Frau Valeska nickte.

„Das iſt gut — ich wollte Doktor Dümont auch einmal vor der Reiſe konſultieren!“

Sie ſah nun doch aufmerkſam in Ilſes Geſicht. Es war wirklich blaß geworden, und die tiefen Augen des Kindes hatten einen ſo unergründlichen

Ausdruck angenommen, daß die schöne Frau plötzlich ein Angstgefühl am Herzen spürte. Sie kniete bei Ilse nieder und sah sie zärtlich an.

„Goldkind, du willst doch nicht krank werden? Du sollst mit deiner Mama reisen — weit, weit fort, wo es kühl ist, und wo die dumme Hitze nicht hinkommen kann!“ Das Kind nickte zerstreut.

„Hier ist es ja schön, Mama; weshalb willst du fort? Und ob es anderswo kühler ist als hier, kannst du auch nicht sagen!“

„Hast du viele Schmerzen?“ fragte die Mutter mit erneuter Angst, aber das Kind schüttelte den Kopf.

„Heute nicht mehr als gestern und vorgestern! Liddy weiß es!“ Ein zärtlicher Blick traf die große Schwester. „Jeder hat überhaupt seinen Packen zu tragen; den einen trifft es so, und den andern so!“ Und bei jedem „so“ machte Ilse eine kleine altkluge Handbewegung, während Frau Bardenfleth nicht einen Seufzer unterdrücken konnte. Tante Tines Redensarten waren nicht gerade ihre Schwärmerei, wie sie Alida nachher gestand; diese aber meinte, wenn die Kleine aus solchen Worten Trost schöpfe, so solle man ihr die Freude lassen.

Die alte Doktorin war den Vormittag auf ihrem Zimmer geblieben; als sie zum zweiten Frühstück herunterkam, fuhr gerade der Wagen des Doktors Dümont vor, eines ältern, wohlrasierten Herrn, der seine Hauptpraxis unter den Millionären der Hansestadt hatte und es verstand, mit ihren Damen umzugehen.

„Lieber Doktor," rief Valeska, indem sie sich von ihrem Platz erhob, „wie angenehm, Sie einmal zu sprechen! Mir scheint, als hätten wir lange keine Bekannten gesehen; es gibt wohl gar nichts Neues in Hamburg? Aber bitte, berichten Sie mir keine Cholerageschichten, an die ich doch nicht glauben kann!"

„Ihre Nerven sollen meiner Schonung sicher sein!" versicherte der Doktor, die Hand Frau Bardenfleths an die Lippen ziehend. Er schien indessen eilig und zerstreut.

„Es ist doch nicht wahr, daß unser Hafen geschlossen werden soll?" fragte die Doktorin, die das Fragen trotzdem nicht lassen konnte.

Der Arzt machte eine etwas ungeduldige Bewegung. „Man darf nicht allen Gerüchten Glauben schenken, Verehrteste! Darf ich übrigens fragen, wozu man mich gerufen hat? Meine Zeit ist heute leider bemessen!"

„Nach dem Frühstück möchte ich Sie bitten, Ilses Rücken zu untersuchen," sagte Valeska. „Alida hat mich ängstlich gemacht —"

„Frühstücken darf ich heute leider nicht bei Ihnen!" fiel der Doktor ihr ins Wort. „In der Stadt erwarten mich einige Schwerkranke, und ich muß gleich wieder hineinfahren!"

„Ja, die Hitze erzeugt viel Krankheit!" seufzte die Doktorin. „Die Leute nehmen sich mit ihrer Lebensweise nicht in acht!"

Der Doktor sah sie mit einem eigentümlichen

Ausdruck an, zuckte aber ſtatt aller Antwort die Achſeln und bat darum, Ilſe gleich unterſuchen zu dürfen. Die Kleine ließ alles geduldig mit ſich geſchehen, und Alida, die ſie entkleidet hatte, wunderte ſich über ihre Ruhe.

„Sterben eigentlich viele Leute in Hamburg an der Cholera?“ fragte Ilſe plötzlich. Der Doktor hatte gerade die Unterſuchung beendet und machte einige Notizen in ſein kleines Taſchenbuch. Nun blickte er überraſcht auf.

„O ja,“ ſagte er langſam, „es ſterben wohl Leute an der Cholera — allerdings nicht in meiner Praxis!“

„Weshalb nicht in Ihrer Praxis?“ fragte das Kind, und er ſtrich freundlich über ihren feingeformten Kopf.

„Was ſolch Kindskopf doch fragen kann! Die Cholera iſt am Hafen, im Hammerbrook, dort, wo die ſogenannten kleinen Leute wohnen; bei dieſen Herrſchaften habe ich nur vereinzelt zu tun; ich behandle nur Prinzeſſinnen wie dich!“

„Frau Neumann ſagt, in Hamburg ſtürben die Leute auf der Straße!“ verſicherte Ilſe vollſtändig ernſt, und der Doktor und Alida mußten lachen. Denn Frau Neumann, die Arbeitsfrau im Garten, war keine ganz lautre Quelle für Neuigkeiten, das wußten ſowohl Fräulein Bardenfleth wie auch der Doktor, der dieſe würdige Dame einmal wegen Bruſtſchmerzen behandelt hatte. Dann begab ſich der Arzt ſchleunigſt zu Frau Valeska hinunter, die er um eine Unterredung unter vier Augen bat.

Die Dame führte ihn in ihr kleines, zierlich ausgestattetes Privatzimmer und setzte sich ihm lächelnd gegenüber.

Sie sah sorglos und freundlich aus wie immer, denn sie erwartete nur einige allgemeine Verhaltungsmaßregeln.

„Ilse muß sofort operiert werden!“ begann Dümont nun ohne weitere Einleitung.

„Ilse?“ Sie sah ihn verständnislos an. „Operiert?“

Er nickte hastig. „Heute noch. In ihrem Rücken hat sich eine Geschwulst gebildet, die absolut tödlich wirken muß, wenn sie nicht schleunig entfernt wird!“

Und mit großer Klarheit, ohne jede Umschweife, setzte der Arzt die Art des Leidens auseinander.

Frau Valeska hörte ihm kaum zu. Ihr klangen die Worte in den Ohren: „Heute noch!“ und das schreckliche: „Absolut tödlich!“

Fassungslos rang sie die Hände; er aber stand eilig auf.

„Sie müssen sich beeilen, Gnädigste; lassen Sie schnell anspannen, und fahren Sie mit der Kleinen ins Altonaer Krankenhaus. Hier ist mein Zettel; die Ärzte dort sind sehr geschickt! Leider kann ich nicht mit Ihnen fahren, da ich mehrere Schwerkranke auf der Uhlenhorst habe, die mir sehr viel Zeit wegnehmen!“

„Ins Altonaer Krankenhaus?“ fragte Frau Valeska erstaunt. „Ist denn in Altona ein Krankenhaus?“

„Ganz gewiß, und ein sehr gutes.“ Doktor Dümont stand auf. „Lassen Sie die Kleine dort nur operieren; morgen sehe ich selbst nach ihr!“

„Aber wozu haben wir denn das Krankenhaus in Eppendorf?“ fragte Valeska. „Ist es nicht das schönste in Europa?“

„Gewiß, gewiß — nur daß — nun, ich halte es für besser, daß sofort etwas geschieht; nur gleich!“ Dem Arzt waren Geduld und Zeit ausgegangen; er war überhaupt verändert und nicht so höflich wie sonst. Hastig wiederholte er nochmals, daß Ilse sofort operiert werden müsse, daß jeder Chirurg diese Operation kenne, dann fuhr er davon, Frau Valeska in einem Zustande größter Verzweiflung und Ratlosigkeit zurücklassend. Sie rief sofort Alida, der sie alles mitteilte.

„Wir sollen ins Krankenhaus, Ilse und ich! Papa ist nicht hier: was soll ich anfangen?“ schloß sie ihre Erzählung.

„Laß mich mit Ilse nach Altona fahren,“ bat Alida mit weißen Lippen. „Die Ärzte sollen so gut im Krankenhaus sein, und die Einrichtungen auch!“

Aber Valeska rang nur noch erregter die Hände. „Bitte, nicht nach Altona! Was weiß ich von Altona und seinem Krankenhause! Altona ist doch nur eine Kleinstadt gegen Hamburg! Nach Hamburg soll sie, und ich allein bringe sie hin! Ich muß ihr doch das Beste geben, was ich kenne, und Hamburg ist das Beste!“

Sie wurde erſt ruhiger, als ſie mit Ilſe im geſchloſſenen Wagen ſaß.

Die Kleine hatte wohl eine dunkle Ahnung von dem, was ihr bevorſtand; aber ſie ſtieg doch gelaſſen zu der Mutter in den Wagen. Abſchied hatte ſie von niemand genommen, weder von der Großmutter, die in wortloſer Erregung im Speiſeſaal auf und nieder ſchritt, noch von Alida, die mit verhaltnen Tränen die kleine Geſtalt an ſich vorüberſchreiten ſah. Nur als der Wagen abfuhr, ſah Ilſe nachdenklich die ſtattliche weiße Villa und die ſamtgrünen Roſenflächen an; dann lehnte ſie ſich in den Wagen zurück und ſchloß die Augen.

Frau Bardenfleth war in fieberhafter Aufregung, die ſie dadurch zu verdecken ſtrebte, daß ſie auf den Doktor und auf Altona ſchalt. Als echte Hamburgerin kannte ſie Altona gar nicht. Sie war wohl tauſendmal durch die Straßen der Stadt gefahren, ſie kannte auch einige reiche Leute, die dort Häuſer hatten, aber im ganzen kam ihr die Stadt vor wie ein großes Dorf, das eigentlich völlig unnütz auf der Welt war und ſeine Exiſtenz ausſchließlich Hamburg verdankte. Ilſe hörte wenig von den Worten der Mutter; nur hin und wieder öffnete ſie die Augen und blickte um ſich.

Es war um die zweite Nachmittagsſtunde, und die Sonne brütete über der ausgedörrten Gegend. Der Wagen wurde aber von ſchnellen Pferden gezogen, und bald tauchten die Vororte von Hamburg auf. Nun rollte die Equipage durch die be-

rühmten Alleen von Harveſtehude. Aber ſie wurde jetzt von andern Wagen überholt — andre wieder begegneten ihr — es war für den heißen Sommertag ein ungemein lebhafter Verkehr auf den Wegen. Was war das für ein Rieſenfuhrwerk, das ſo hart an dem herrſchaftlichen Wagen vorüberfuhr, daß er ihn faſt ſtreifte? Frau Valeska ſah unwillig und dann ungläubig aus dem Fenſter. Waren es wirklich Särge, die an ihr vorübergefahren waren, und was ſollte mit denen geſchehen?

Plötzlich fuhr der Wagen im Schritt. Wieder ſah Frau Bardenfleth aus dem Fenſter, und da ſah ſie, daß ſie in einer Reihe von dunkeln, zum Teil unheimlich, zum Teil ſonderbar ausſehenden Wagen fuhr. Gerade ſo, als wenn Bülowkonzert wäre! dachte ſie unwillkürlich, und dann fiel ihr ein, daß man auch bei den Beerdigungen ſo in einer Reihe führe. War ſie in eine ſolche hineingekommen? O nein, hinter ihr fuhr ein echter Brautwagen, mit Silberfranſen am Kutſchbock und Silberzierat auf dem Dache. Eine Roſengirlande hing noch an beiden Fenſtern; aber ſie war vertrocknet. Valeska ſchüttelte den Kopf und wollte dem Kutſcher etwas zurufen; der aber ſaß mit ſo blaſſem Geſicht auf ſeinem Platz, daß ſie ſeufzend beſchloß, das langſame Fahren auszuhalten.

Aber es blieb nicht beim langſamen Fahren; der Wagen hielt an, fuhr einige Schritte weiter weiter und hielt wieder an. Valeska öffnete die große Spiegelſcheibe des Rückſitzes und fragte den

Kutscher, was das alles bedeute. Er schüttelte finster den Kopf.

„Wenn ich's man wüßte, Frau Bardenfleth! Aber das ist ja wohl —" er stockte und wurde aschgrau im Gesicht.

Im schnellsten Trabe versuchte ein kleiner Wagen an der Equipage vorbeizukommen. Er war gelb lackiert, und das Wort: Feine Konditorwaren prangte in großen schwarzen Lettern auf seinen Seiten. Die nach hinten gehende Tür war aber geöffnet, und man sah zwei Menschen in ihm liegen. Der eine glitt bei der schnellen Bewegung des Gefährts halb aus dem Wagen, und seine Beine berührten fast die Erde. Er schien es aber nicht zu fühlen.

Valeska hatte sich wieder zurückgesetzt und die Hand über die Augen gelegt. Sie fühlte eine dumpfe, entsetzliche Angst in sich aufsteigen und wußte doch nicht, was es alles bedeutete. Einen hastigen Blick warf sie noch zur Seite auf Ilse, diese aber, von Hitze und Müdigkeit überwältigt, war in einen Halbschlummer gefallen und rührte sich nicht.

Die Stunden vergingen. Schon lange war die Sonne verschwunden, und der Himmel hatte sich mit bleigrauem Dunst überzogen. Gelbliche Staubwolken umwirbelten die Wagen, und langsam rückten die Pferde der Equipage vor. Sie steckten jetzt in einem Knäuel von Fuhrwerken aller Art, der sich nur langsam weiter fortbewegte, während die Kutscher und Führer fluchten und schrien. Ein Gefühl der Stumpfheit kam über Frau Valeska.

Digitized by Google

Es war ihr, als habe sie ihr ganzes Leben nichts getan, als in glühender Hitze und in einem unheimlichen Gedränge im Wagen gesessen und gewartet, als gäbe es auf der Welt nichts andres mehr als zu warten, zu warten. Und als jetzt der Wagen mit einem Ruck hielt und der Schlag aufgerissen wurde, ward es ihr kaum klar, daß sie vor dem Portal des Krankenhauses hielt.

„Heraus aus dem Wagen!“ sagte eine ungeduldige Stimme, und ein Mann im weißen Krankenwärterkittel griff nach Valeskas Arm, um sie herauszuziehen. Sie fuhr hastig zurück.

„Ich bin nicht krank; meine Tochter soll operiert werden!“ stieß sie hervor. „Wo ist der Oberarzt?“

„Her mit der Tochter! schnell! Meinen Sie, daß wir lange Zeit haben, wo die Hunderte zu uns kommen?“ Und der Mann, aus dessen jugendlichen Zügen Überanstrengung und Erschöpfung sprachen, hatte schon Ilse auf seinen Arm genommen und war mit ihr verschwunden. Das Kind war zu müde, als daß es nicht alles mit sich hätte geschehen lassen; als aber Frau Valeska einen Schrei ausstieß und aus dem Wagen stürzen wollte, schlug eine andre Hand den Schlag zu, und eine rauhe Stimme rief: „Weiterfahren, Kutscher! Da warten noch Hunderte hinter Ihnen! Ein Schuft, der uns heute die Zeit raubt!“

Als Frau Valeska am dunkeln Abend wieder vor ihrem Landhause ankam, mußten Herr Bardenfleth und der Diener sie aus dem Wagen tragen.

Sie war lange ohnmächtig gewesen und konnte kaum sprechen.

Schreckliche Stunden waren es auch gewesen, die die Zurückgebliebnen verbracht hatten. Schon früh am Nachmittage war Herr Bardenfleth nach Hause gekommen und hatte berichtet, daß sich das Aussehen von Hamburg verändert habe. Auf den Straßen führen Wagen in endloser Zahl; aber sie bärgen nur Cholerakranke oder gar Tote. Auf mehreren Plätzen seien tote Menschen gefunden worden, und die Behörden hätten die Schulen schließen lassen. Es war Adrian Schläger gewesen, der den Handelsherrn über die drohende Gefahr aufgeklärt und ihn zugleich gebeten hatte, fürs erste die Stadt nicht wieder zu betreten.

Ungern und ungläubig hatte Julius die Berichte gehört, als er aber vernahm, daß die Vergnügungslokale geschlossen seien, und daß der Hausmeister eines bekannten und berühmten Zirkusbesitzers gleichfalls in wenigen Stunden gestorben sei, da mußte er selbst zugeben, daß die Seuche doch ernster aufträte, als er zuerst geglaubt hatte. Und wie er nun zurückkehrte und in seinem Familienkreise das altgewohnte Behagen und den Lebensgenuß zu finden hoffte, den er so schwer entbehren konnte, da mußte er hören, daß seine Frau und sein geliebtes Kind nach dem Hamburger Krankenhause gefahren seien. Nach dem Krankenhause, von dem Adrian ihm eben erzählt hatte, daß es von Kranken und Sterbenden belagert sei, so sehr, daß die Ärzte und

Pfleger schon seit mehreren Tagen nicht aus den Kleidern gekommen und zum Umsinken müde seien.

Und nun kam Valeska wieder; ohne das zarte Kind, von dem sie nicht einmal sagen konnte, wo es geblieben sei!

Niemand aus der Familie fand in dieser Nacht Ruhe. Stöhnend ging Valeska durch die langen Zimmerreihen, ohne zu wissen, was sie tat und was sie sagte. Alida, der das Herz fast brechen wollte, versuchte sie und ihren Vater zu trösten, der regungslos auf der Terrasse saß und den Blick nicht von dem dunkeln Himmel abwenden konnte, an dem hin und wieder einige Blitze zuckten. Aber das langersehnte Gewitter wollte nicht zum Ausbruch kommen, und die Luft war ebenso drückend schwül wie am Tage zuvor.

Neben ihrem Sohne saß die Doktorin. Sie hatte seine Hand gefaßt und sprach ihm in ihrer ruhigen Weise Trost zu. Im ganzen konnte sie die laute Verzweiflung der Eltern nicht begreifen, wie sie sich auch kein Bild davon zu machen vermochte, daß Ilse in dem Krankenhause nicht gut aufgehoben sei. Es war doch das beste auf dem Kontinent. So stand in allen konservativen Zeitungen zu lesen, was tat es denn, daß das Kind dort allein gelassen war?

„Aber die Cholera, Mutter," wandte Julius ein. „Die Leitung unsers Krankenwesens ist die beste von der Welt, natürlich; aber auf unvorhergesehene Epidemien sind die besten Ärzte doch nicht eingerichtet!"

„Liebes Kind, ihr Jungen ſeid immer gleich ſo aufgeregt! Gerade wie die heutigen Zeitungen, in denen womöglich ein Telegramm ſteht, wenn in irgendeinem Neſte ein Mädchen aus dem Fenſter gefallen iſt! Lieber Gott, ſolche Unglücksfälle ſind traurig genug, beſonders, da man ſie meiſt auf eine entſetzliche Unvorſichtigkeit zurückführen kann. Die ganze Welt braucht doch nicht davon zu erfahren! Aber ihr modernen Menſchen wollt immer eine Aufregung nach der andern haben. Dabei vergeßt ihr denn auch, daß der alte Gott noch lebt, in deſſen Händen wir alle ſind!“

So ſprach die Doktorin und ſtreichelte Hände und Haar ihres Sohnes, und er hörte ihr traumverloren zu. Vorhin war er ſich plötzlich ſo arm, ſo grenzenlos verlaſſen vorgekommen, nun fühlte er doch, daß er noch viel beſaß — viel mehr, als er eigentlich gedacht hatte. Alles, was er liebte, war um ihn, und Ilſe, ſein Liebling, die Wonne ſeines Herzens, ſie ſollte morgen wiederkommen, und zuſammen wollten ſie lachen über das Elend, das ſich heute ſo verſtohlen an ihre Ferſen geheftet hatte.

Dort, wo Hamburg lag, färbte ſich der Himmel glühend rot. Die Nacht war vergangen, der kommende Tag ſollte alle Bardenfleths wieder bereit finden, dem Leben friſch entgegenzutreten.

Zwölftes Kapitel

Der folgende Morgen brachte Adrian heraus, dem Julius gleich telephoniert hatte. Sein Erſcheinen wirkte ebenfalls beruhigend auf Alida und die Doktorin, während Valeska zu Bette gegangen war; und ſeine warme Teilnahme an dem ſeltſamen Geſchick der Kleinen ſowie ſein Anerbieten, ſofort nach dem Hoſpital zu fahren und ſich nach ihrem Ergehen zu erkundigen, machte einen ſehr wohltuenden Eindruck. Wie er vor der alten Dame ſtand und mit ihr ſprach, hatte Alida das Gefühl, als habe ihre ganze Familie keinen treuern Freund als den jungen, eben in das Geſchäft eingetretenen Korreſpondenten.

Ihr Vater, der Adrian auf ſeiner Fahrt zum Krankenhauſe begleiten wollte, machte ſich eben dazu bereit, und ſie fand Gelegenheit, mit Adrian ein unbemerktes Wort zu ſprechen.

„Sagen Sie doch, Herr Schläger, iſt es wirklich ſo ſchlimm mit der Cholera? Papa kam geſtern ganz geſchlagen heraus, und das Abenteuer Mamas war wirklich zu entſetzlich, wenn ſie nicht übertrieben hat. Sie ſowohl wie Friedrich, der Kutſcher, wußten kaum mehr, was ſie ſagten, und ich kann mir gar nicht denken, daß unſerm Kinde etwas begegnet iſt. Denken Sie, in unſern geregelten Verhältniſſen, in unſrer Stadt Hamburg!“

Trotz der durchwachten Nacht sah das junge Mädchen so lieblich aus, daß Adrian sie mit Entzücken betrachtete. Aber ihre eignen Worte gaben ihm die Besinnung wieder.

„Von geregelten Verhältnissen kann man in diesen Tagen wohl nicht sprechen," berichtete er zögernd. „Die Epidemie spottet jeder Regelmäßigkeit, und wenn auch nicht alles zu glauben ist, was erzählt wird, so sieht es doch ernst genug bei uns aus!"

Er wollte noch mehr sagen, aber die Doktorin Bardenfleth trat zu ihnen, und so schwieg er. Die alte Dame klopfte ihm freundschaftlich auf die Schulter.

„Richten Sie meinen Sohn ein wenig auf, lieber Herr Schläger! Das ist seit gestern abend hier ein höchst wunderbarer Zustand! Julius tut, als ob Hamburg noch einmal in Flammen stünde, und als ob er sein Kind niemals wiederzusehen bekäme! Und sie ist doch so gut aufgehoben!"

Adrian antwortete nicht gleich, und die alte Dame blickte ihn durchdringend an.

„Sie scheinen kein guter Hamburger zu sein!" bemerkte sie dann mißbilligend.

„Hoffentlich kann ich Ihnen einmal das Gegenteil beweisen!" erwiderte er mit einem Versuche zu scherzen. Indessen, er konnte es nicht über sich gewinnen, in diesem Tone weiterzusprechen. Gerade am heutigen Morgen hatte er Dinge erlebt, die ihn noch nachträglich schaudern machten. Aber

Digitized by Google

er ſuchte ſeine trüben Gedanken gewaltſam zu beherrſchen, und als er mit Herrn Bardenfleth im Wagen ſaß, erzählte er dieſem, daß er telegraphiſch einige ſehr gute Nachrichten über ein geſchäftliches Unternehmen erhalten hätte, zu dem ſich der Kaufherr auf ſeinen Rat entſchloſſen hatte. Julius hörte hoch auf. Es war ein Unternehmen geweſen, auf deſſen Gelingen er durchaus nicht gerechnet hatte, und nun ſah er mit kaufmänniſchem Scharfblick, daß er ſich vielleicht ein ganz neues Abſatzgebiet für eine Ware erringen könnte, von der er viel gekauft hatte, und deren Verkauf nicht geglückt war. War dieſes der Fall, dann konnte er ſeine Verluſte bald einholen.

Aber er ſelbſt war es nicht geweſen, ſondern Adrian, der zuerſt auf den rettenden Gedanken gekommen war, und Julius dachte viel zu gerecht, als daß er dem jungen Manne ſeine Anerkennung hätte verſagen können. „Sie ſind ein tüchtiger Kaufmann, Schläger, ich danke Ihnen für Ihren guten Rat! Wenn ſich das Geſchäft weiterentwickelt, ſollen Sie einen Anteil am Gewinne haben!“

Adrian wurde rot vor Freude. Er hatte natürlich noch keinen vollſtändigen Einblick in alle Unternehmungen Bardenfleths; aber ihm war nicht alles als unbedingt gewinnbringend aufgefallen. Nun freute er ſich doppelt.

„Es iſt merkwürdig,“ fuhr der Kaufherr fort, „wie wir alten Kaufleute hin und wieder doch Fehler machen, die den jungen Menſchen mit

Handelstalent nicht passieren würden. Ist es der frühere Erfolg, der uns gewissermaßen blind und denkfaul macht, oder liegt es in einem Naturgesetz, daß die jüngere Generation uns allemal überflügeln muß?"

„Ich glaube nicht an ein Überflügeln der jüngern Generation," meinte Adrian. „Vielleicht, weil unser Verstand noch nicht allumfassend ist, können wir uns manchmal besser mit Einzelheiten beschäftigen!"

Bardenfleth wollte antworten, sah dann aber unruhig aus dem offnen Wagen.

„Was bedeuten denn alle diese mit Koffern beladnen Fuhrwerke, die uns begegnen?" fragte er.

„Es sind Hamburger Flüchtlinge, die nach Altona, nach Blankenese, Nienstedten oder in die holsteinische Marsch, an die See fliehen!" sagte Adrian ernst.

Julius sah überrascht aus.

„Aber gestern habe ich noch nichts von einer Flucht bemerkt!" sagte er, und der andre zuckte die Achseln.

„Am späten Abend begann es und hat schon die ganze Nacht hindurch gedauert. Heute früh zwangen zwei Männer einen Droschkenkutscher vor meiner Tür, sie hinauszufahren. Er wollte nicht, aber sie bedrohten ihn so lange, bis er sich für einen hohen Preis dazu bereit fand. Als dann die zwei Herren einsteigen wollten, fiel der eine in Krämpfen vom Trittbrett herunter und starb buchstäblich auf der Straße. Der andre sah sich gar nicht mehr nach

ihm um. Er hielt sich ein mit Karbol getränktes Taschentuch vor die Nase und fuhr davon!“

Bardenfleth antwortete nicht mehr. Er sah sich mit entsetzten Blicken um. Der Wagen war wieder in eine lange Reihe von Fuhrwerken hineingekommen, über deren Inhalt er nicht mehr im unklaren sein konnte. Hier und dort preßte sich ein blasses, verzerrtes Gesicht gegen die Scheiben — hier und dort sah man in Decken gehüllte Gestalten. Die Kutscher schrien wieder und peitschten auf ihre Pferde — dazwischen riesengroße Möbelwagen, deren Ladung aber nicht aus Möbeln bestand, sondern aus Särgen.

Das Warten wiederholte sich wie am Tage vorher. Als Bardenfleth und sein Begleiter am Krankenhause hielten, war es um die glühende Mittagszeit. Sie ließen ihren Wagen, der nicht halten durfte, weiterfahren und wollten den großen Park betreten, der die einzelnen Krankenhäuser umgibt. Aber der Eintritt wurde ihnen verweigert, und als sie sich ihn erzwangen, hatten sie nichts erreicht. Was half es ihnen, daß sie die todmüden, abgehetzten Ärzte nach dem Verbleib eines kleinen Mädchens fragten, was halfen Herrn Bardenfleth die Geldstücke, die er einem Wärter in die Hand zu drücken versuchte? Der Wärter nahm das Geld mechanisch und steckte es in die Tasche, aber seine Augen sahen ebenso finster und verwacht aus wie zuvor, und er konnte auch nicht Rede und Antwort stehen, denn von allen Seiten wurde nach ihm ge-

rufen. Wagen auf Wagen entlud ſeinen Inhalt. Was das Krankenhaus an Pflegekräften hatte, war aufgeboten, zu helfen und zu pflegen — aber die Ärzte und Pfleger waren auch nur Menſchen, ſie konnten nicht mehr! Wen Bardenfleth auch fragte, kein Menſch hatte ſein Kind geſehen, niemand entſann ſich, es in Empfang genommen zu haben. Ob es operiert war? Die Operationsſäle waren geſchloſſen — alle andern Kranken hatten dem entſetzlichen Gaſt weichen müſſen, man glaubte nicht, daß das Kind geſtern noch behandelt worden ſei.

Wo war es?

Verzweiflungsvoll irrte Bardenfleth umher, und als ihm endlich ein junger todmüder Arzt begegnete, da faßte er ihn am Arm, ſchüttelte ihn und nannte ihn mit rauher Stimme den Mörder ſeines Kindes. Er nannte alle Mörder — alle, die dort mit blaſſen, überwachten Mienen umherliefen, die übermenſchlich arbeiteten und doch nichts gegen die entſetzliche Hochflut des Todes vermochten.

Und der Doktor wußte dem halb Unzurechnungsfähigen nichts andres zu antworten, als daß er ihn in eine Halle führte, wo die lagen, die der Todesengel in wenig Stunden dahingemäht hatte.

Mit einem unwillkürlichen Schauder fuhr Bardenfleth zurück. Er wollte ſtark ſein, er wollte ſeine Augen auf die Geſtalten richten, die neben-, manchmal ſogar übereinanderlagen — alle ſtill, alle ſchweigend, und alle mit dem Stempel des Todes auf den blaſſen Zügen; aber er vermochte es nicht.

In der Tür stand er zähneklappernd, und als seine Füße unter ihm schwankten, setzte er sich auf einen mit Teer bestrichnen Kasten.

Adrian war stärker. Er ging durch die Reihen der Toten, er suchte nach den kindlichen Zügen, die ihn beim ersten Erblicken so angezogen hatten; aber er fand sie nicht. Wohl traf er Kinderleichen, und einige so rührend schön, daß er den Blick immer wieder zu ihnen wenden mußte — aber er fand keine Ilse. Ein Wärter hatte sich zu ihm gesellt; ein redseliger Mann, der, obgleich er vor Erschöpfung kaum mehr gehen konnte, doch noch die Zunge zu rühren vermochte.

„Ja, Herr," sagte er, nachdem er Adrians Begehr erfahren hatte; „die klein' Deern wird woll weg sein. Da is nix bei zu machen, und niemand kann das helfen. Wenn die Menschens tot sind, denn müssen sie aus die Bettens raus, weil da andre rein wollen, und von die Leichenhalle kommen sie so snell wie möglich auf'n Kirchhof. Was sollen sie auch noch hier — da is kein Platz for ihnen! Und nach'n Namen können wir ihnen woll fragen, abers wenn sie kommen, dann sind sie mehrstens so krank; da mögen sie ganz und gar nix mehr sagen. Na, und unsern Herrgott is es auch ja woll einerlei, womit sie hier gerufen worden sind, weil er ihnen doch kennt."

„Wie konnte es doch so schlimm werden!" murmelte Adrian, und der andre zuckte die Achseln.

„Ja, das weiß uns' Herrgott allein. Uns' Kranken-

haus is gut genug, und wär' die Kollera man so freundlich gewesen, daß sie pöh und pöh gekommen wär', heute hundert und morgen hundert und übermorgen hundert, denn wär' allens gut gegangen. Aber wenn sie zu drei- und vierhundert und noch mehr kommen, und ümmer mehr und ümmer mehr — du lieber Gott, wer kann da gegen an!"

Nein, niemand konnte etwas gegen die entsetzliche Schnelligkeit der Krankheit machen! Adrian, der klaren Geistes war und unparteiisch empfand, konnte die Worte des Wärters verstehen; aber er verstand auch, daß sein Prinzipal, als er ihm das erfolglose Suchen mitteilte, mit einem Röcheln zusammensank und zum ersten Male in seinem Leben bittre Worte über die Einrichtungen der geliebten Vaterstadt ausstieß.

Es dauerte eine Weile, bis Herr Bardenfleth seinen Sitz verlassen konnte, und als er merkte, daß es ein Sarg war, auf dem er Ruhe gefunden hatte, entsetzte er sich nicht einmal. Ihm kam es vor, als habe er seit dem gestrigen Tage ein Jahrhundert durchlebt, und als sei ein Sarg die einzige Ruhestätte, die er sich noch auf dieser Welt wünschen könnte. Er erschien Adrian um Jahre gealtert, als er endlich mit ihm den Wagen bestieg, der in einiger Entfernung vom Krankenhause gewartet hatte.

Friedrich saß mit finsterm aber sehr gerötetem Gesicht auf dem Bock und hörte kaum darauf, als Adrian ihm befahl, wieder fortzufahren. Hastig nahm er noch einen Schluck aus einer kleinen Flasche,

Digitized by Google

und Adrian entsann sich jetzt, einen Mann mit einer Handkarre gesehen zu haben, der den Kutschern der Leichen- und Krankenwagen Fläschchen mit Kognak verkaufte. Dort hinten, wo die Wagen in langer Linie herankamen, hielt er jetzt auch, und jeder Kutscher nahm ihm ein, wenn nicht zwei Fläschchen ab. Daher waren sie auch fast alle betrunken, gerade so wie Friedrich, der mit zitternden Händen die Zügel hielt und laut vor sich hin brummte, eine solche Fuhre, wie er schon einmal hätte machen müssen, brauche sich kein ordentlicher Kutscher auch nur einmal gefallen zu lassen. Er wolle kündigen, denn sein Leben wäre ihm gerade so lieb, als wenn er ein feiner Herr wäre.

Bardenfleth achtete gar nicht auf ihn, und Adrian versuchte ihn nicht zu hören. Der Heimweg war förmlich blockiert von Wagen und Fußgängern, die aus Hamburg flohen. Auch Radfahrer, junge, kräftige Leute, flogen auf der Straße dahin, vor sich ein Päckchen mit Kleidungsstücken, und Adrian sah ihnen erstaunt nach. War es möglich, daß diese auch ihrer Vaterstadt den Rücken kehrten?

Zwei zerlumpte Kinder liefen schreiend über den Weg. Da der Wagen langsam fuhr, konnte man hören, daß sie nach ihrer Mutter riefen, die von einem schwarzen Wagen geholt worden sei.

Bardenfleth fuhr plötzlich aus seiner Betäubung auf. Wäre nicht gerade ein Konstabler gekommen, der die beiden Kleinen an der Hand nahm, der Kaufherr würde sie zu sich in den Wagen genommen

haben. Friedrich mußte dieſe Abſicht ahnen; er fuhr plötzlich viel ſchneller und murmelte, daß er ſich nicht anſtecken laſſen wolle.

Bardenfleth zog ſein Scheckbuch hervor und ſchrieb einige Worte auf eins der abgeriſſenen Blätter, das er dann Adrian in die Hand drückte. Er konnte nicht ſprechen — auch nicht, als es wieder friedlich und ſtill um ihn wurde, als er in ſeinen ſchönen Park einfuhr und geborgen ſchien vor allem, das die Welt Übles brachte. Seine Familie umringte ihn, jeder wollte zuerſt von ihm hören, welchen Beſcheid er mitgebracht habe, auch die Dienſtleute drängten ſich in die große Vorhalle. Denn die kleine Ilſe war der Liebling des ganzen Hauſes geweſen, und niemand konnte ſich denken, daß ihr etwas Schlimmes geſchehen ſei.

Mit ſtummer Handbewegung wies Bardenfleth die ängſtlichen Frager zurück und ging in ſein eignes Zimmer. Dort war es ſtill; die Fenſter ſtanden weit geöffnet, und man blickte auf die in vollem Sonnenglanze liegende Elbe.

Einige Minuten lang ſtarrte Bardenfleth auf den Strom, deſſen Fläche unbelebt und wie tot erſchien. Dann ſchlug er ſeine Hände vor die Augen und weinte, wie er ſeit ſeiner Kindheit nicht geweint hatte. Er weinte aber nicht allein um ſein Kind; er weinte um ſeine heißgeliebte und jetzt ſo geſchlagne Vaterſtadt.

Dreizehntes Kapitel

„Wie nett von Ihnen, Haubergen, daß Sie mich einmal beſuchen!“ ſagte die Doktorin Bardenfleth.

Sie ſaß im Gartenzimmer ihres eignen Hauſes, war in tiefe Trauer gekleidet und nähte eifrig an einem Kinderröckchen.

„Setzen Sie ſich, Tine, und erzählen Sie mir etwas. Man bekommt keinen Menſchen zu ſehen. Die Bekannten ſind geflohen, oder ſie ſchließen ſich in ihre Häuſer ein!“

„Frau Doktern hätten auch man in Dockenhuden bleiben ſollen“, wagte Tine zu bemerken.

Sie hatte ſich an ihren gewohnten Platz, dicht an die Tür geſetzt und verbreitete einen ſcharfen Karbolgeruch.

Die Doktorin hob den Kopf.

„Sie riechen ſehr ſchlecht, Haubergen! Was haben Sie nur?“

„Bloß ein büſchen Kolleragestank aufs Taſchentuch!“ ſtotterte Tante Tine. „Ich krieg' ihm ja umſonſt, und ich dachte —“

„Werfen Sie Ihr Tuch auf den Flur!“ ſagte die Doktorin ſtreng. „Meinen Sie, daß das Karbol alles Leid und alle Krankheit fernhält?“

Sie ſah bei dieſen Worten ſo traurig und abge-

härmt aus, daß Tante Tine haſtig das übelriechende Tuch aus der Tür warf und dann wieder auf ihren Platz zurückkehrte.

„Weinen Sie man nich, Frau Doktern," ſagte ſie mit zitternden Lippen. „Was Gott tut, das is wohlgetan, es bleibt gerecht ſein Wille!"

„Ja, ja", murmelte die Doktorin. Dann ließ ſie die fleißigen Hände ſinken und blickte vor ſich hin.

„Andre Leute kann man immer ſo gut tröſten!" ſetzte ſie mit einem Anflug von Bitterkeit hinzu. — „Ich weiß auch viele ſchöne Worte, die ich an meine Freunde geſchrieben habe, wenn das Leid über ſie kam. Aber wenn es einen ſelbſt packt, und ſo packt —" ſie ſtand auf und warf ihre Näharbeit von ſich. „Haubergen, wir kennen nicht ihr Grab — wir wiſſen nicht, wo ſie eingebettet iſt — wir können ihr keine Blume bringen, keinen Kranz, und ſie hatte die Blumen ſo gern!"

Sie atmete kurz und ging mit kleinen, eiligen Schritten im Zimmer hin und her. Ihre Geſtalt war viel gebückter geworden, und ihr Geſicht trug einen Ausdruck der Bekümmernis, den es früher nicht gehabt hatte.

Über Tante Tines Geſicht liefen die Tränen.

„Frau Doktern," ſagte ſie leiſe. „Gott im Himmel weiß, daß ich mit Sie weine! Ich kann das auch gar nicht begreifen, daß unſer Herrgott mir leben läßt, wo ich doch ganz und gar nix nütze bin, und daß er ſo 'n ſüße kleine Deern ſterben läßt! Sie war woll zu gut for dieſe Welt — unſer Herrgott

will auch mal was Nützliches in sein Himmel haben, wo er in diese Zeit so viel Slechtes kriegt. Denn, Frau Doktern, was da heutzutage for Pack stirbt, das kann ich Sie gar nich sagen! Und zwischendurch soviel unschuldige Kinners und Mütter, die gar nicht entbehrt werden können! Ja, ich kann den lieben Gott warraftig nich begreifen, wo so'n altes Frauenmensch wie ich noch immer gesund ist!"

Die Doktorin lächelte flüchtig. Sie hatte sich wieder gesetzt und sah gütig zu der Alten hinüber. „Tine," meinte sie dann sanft, „Sie müssen nicht solche Fragen aufwerfen. Mit Ihren ersten Worten hatten Sie mehr recht: was Gott tut, muß eben wohlgetan sein! Sonst könnte ich ja auch fragen, weshalb ich, die alte, nutzlose Frau, noch lebe, während mein junges Enkelkind sterben mußte!"

„Frau Doktern sollen Herrn Julius trösten!" rief Tante Tine. „Was is der gut daran, daß er noch sein' Mutter hat, wo er sein Kopf an ihr' Schulter legen und sich mal ausweinen kann!"

Über das starre Gesicht der alten Dame flog ein Zucken. Ach, sie hätte wohl die Arme öffnen und das Haupt ihres armen Sohnes hineinbetten mögen; aber es war ihr niemals gegeben gewesen, zärtlich mit ihren Kindern zu sein. Es hatte überhaupt eine derartige Verzweiflung und Aufregung in dem schönen Landhause geherrscht, daß die Doktorin beschlossen hatte, die ganz gebrochne Valeska der Gesellschaft ihres Mannes und ihrer Stieftochter allein zu überlassen. — Nun saß sie in dem

verödeten Hamburg und wußte nicht recht, ob sie gut daran getan hatte, ihren Sohn und seine Familie zu verlassen.

„Der arme Herr Julius!“ fuhr Tante Tine fort. „Sein Herzblatt is von ihn genommen, und er sucht ihr noch ümmer!“

Ihr alte Herrin schüttelte den Kopf. „Ich weiß es wohl, Tine; er und Alida sowie der junge Herr Schläger suchen das arme Kind in allen Richtungen, als ob es fortgelaufen wäre; aber es ist nutzlos, ganz nutzlos!“

„Ich sollt' das auch denken!“ stimmte Tante Tine zu; „so 'n klein' Deern kann doch nich anderswo verlorengehen! Abers was der Herr Julius is, der is in alle Höfens herumgelaufen und hat nach ein klein' Mädchen gefragt. Nu, verdenken kann ihn das kein ein — und er tut sonsten, was er kann, for sein Vaterstadt!“

„Das ist seine Pflicht!“ schaltete die Doktorin ein, und Tine fuhr eifrig fort:

„Ja, abers man sieht ihm überall — in alle Kommissionens is er, und überall läuft er hin, wo er denkt, daß er nutzen konnt! Ich hab's ja immer gesagt: unser Herr Julius is ein tapfern, fixen Mann!“

„Er war einer der ersten, der die energische Hilfe in Hamburg organisiert hat!“ sagte seine Mutter stolz. „Gerade so wie sein Vater, Tine; immer der erste beim Helfen und der letzte am Platze! Aber,“ setzte sie hastig hinzu, „jeder Hamburger tut sein

Digitized by Google

möglichſtes, nein, ſein unmöglichſtes! Die Leute in den andern Städten haben Böſes von uns geſagt; ſie wiſſen nicht, welch guter Kern in den Hamburgern ſteckt!“

„Der alte Doktor hätt' man die klein Deern nich nach'n Krankenhaus ſchicken ſollen!“ murrte Tante Tine jetzt.

„Der Doktor war es ja nicht! Tine, wir ſind alle blind geweſen, und wir wollten nicht ſehen!“

„Na, unſereins mußte ſchon was ſehen!“ Tante Tine faltete die Hände und legte ſie auf die Knie. „Du mein Heiland — ich mein immer, daß ich den Tod ſelbſtens geſehen hab', wie er durch die Straßen lief. Von ein Haus zum andern, von ein Kammer in die andre. Was die Herrſchaften ſind, die wußten noch von nix, und wir hatten all ſchon das Gräſen. Klein Artur Putzig auf unſre Etage fing an. Hat Waſſer getrunken und da viel Pflaumens ein gegeſſen — es is ja ſo 'n feines Obſtjahr, und die Pflaumens kann man überall geſchenkt kriegen —, na, alſo der klein' Jung' kriegt das Brechen, und ich lauf' nach'n Kaſſenarzt. Der is nich zu Hauſe, und der zweite Doktor is nich zu Hauſe, und als ich zum dritten komm', fällt der gerad um und ſläft ein. Seine Frau ſagt, daß er in vier Tagen und vier Nächten nich aus die Kleiders gekommen is, obgleich die Leute noch immer ſagten, in Hamburg wär' kein Kollera. Na, wie ich nu mit'n vierten Doktor ankomm', is mein klein' Artur all tot. Die Sanitätskolonne kommt und macht allens voll

Kalkwasser und Gestank, und nich lang hinterher kriegt ein' Frau in den Keller die Krankheit, und ehe die Männer sie holen, stirbt sie auf die Treppe. Das war ein Putzmachersch, die ein' Hut von Frau Putzig in Verwahrung gehabt hat zum Zurechtmachen. Frau Putzig will ihm holen, weil sie bange vor die Kalkmilch is — wie sie abers unten ankommt, fühlt sie all Smerzen, und die Männers von den Kollerawagen nehmen ihr mit. Is sie tot? Is sie labendig? Ich weiß es nich! Und so viele andre, die mich gekannt haben, sind auch tot; sie haben mir Tantine genannt und mannichmal über mir gelacht, weil sie sagten, ich wär' ein verdrehte alte Jumfer! Nu können sie nich mehr über mir lachen!"

Tante Tine trocknete sich die Augen, und die Doktorin blickte sie voller Teilnahme an.

„Arme Tine, Sie haben viel Trauriges erlebt und sich gewiß immer tapfer benommen! Wir können alle von Ihnen lernen! Wollte Gott, ich vermöchte mehr zu tun! Aber ich kann nur für unsre armen Cholerawaisen nähen!"

Sie betrachtete ihr Kinderröckchen mit einem halben Seufzer; Tante Tine glitt zu ihr hinüber und fädelte ihr eine Nadel ein.

„Frau Doktern haben mehr getan als nähen!" sagte sie. „Was der Milchmann von Ihre Straße is und der Brotmann — die haben sich gefreut, als Frau Doktern wiederkam. Das hab' ich wohl gehört, und die andern Leute auch. Da sind so

Digitized by Google

viele Herrschaften davongelaufen, und all die Lieferantens haben den Schaden!“

„Haubergen—“ die Stimme der Doktorin klang wieder etwas entschiedner —, „ich habe an meine Lieferanten gedacht, als ich wiederkam, und auch an meine zwei Dienstmädchen. Es war meine Pflicht, zu ihnen zurückzukehren; es war überhaupt mein Platz hier. Wenn's meinem geliebten Hamburg schlecht ergeht, dann darf ich es nicht verlassen, das ist ganz natürlich. Darum aber dürfen Sie doch die nicht schelten, die die Stadt verlassen haben. Denken Sie an alle Leute, die kleine Kinder haben, und die hier nicht geschützt werden konnten!“

„Da is mancherein ausgerückt, der gar kein' Kinder hat!“ murmelte Tante Tine. Aber die Doktorin antwortete nicht. Sie blickte auf eine kleine Photographie Ilses, die vor ihr auf dem Nähtische stand. Sie hatte nicht geglaubt, das Kind so zu lieben, wie sie es jetzt empfand. Immer glaubte sie noch ihre Stimme, ihre oft lächerlichen kleinen Bemerkungen zu hören; und der Mund, der so süß gesprochen hatte, war für immer verstummt!

„Fred und Oswald kamen am Tage nach Ilses Verschwinden nach Dockenhuden,“ berichtete sie langsam. „Sie wußten noch gar nichts von Ilses Schicksal; aber sie hatten dunkle Gerüchte über Hamburg gehört. Sie waren ihrem Lehrer davongelaufen und wollten Krankenwärter oder so etwas werden. Es war ihnen einerlei, was, sie wollten nur helfen. Sie liefen nicht davon; sie kamen,

als sie von der Gefahr ihrer Vaterstadt hörten. Wir mußten sie wieder fortschicken, es ging nicht anders; aber es war jammervoll, ihre Verzweiflung zu sehen. Ihre Verzweiflung über alles, über das Schwesterchen, über das Elend. Mein Sohn und Alida, die selbst so schwer Geprüften, mußten trösten und zureden, wo niemand einen Trost hatte!"

Sie schwieg, und Tante Tine fädelte ihr noch einen Faden ein — die Hände der Doktorin waren so zittrig geworden. Dann setzte sich die alte Dienerin von neuem.

„Ja, Frau Doktern," sagte sie. „Was die jungen Bardenfleths sind, die sind wie die alten; immer zuerst an die Sprütz'! Das liegt ins Blut, und was die echten Hamborgers sind, die haben gutes Blut in die Adern! Ich weiß auch woll, daß die echten Hamborgers bei ihre Vaterstadt bleiben und sie nich verlassen! Neulich hab' ich mir so geärgert! Da stand in eine Zeitung zu lesen, die Hamborgers wären geldstolz und wären Kaffeesäck und Heringsprinzen, und was hier passierte, das wär' die Strafe für all ihre Sündens! Frau Doktern, is das nu menschenmöglich, daß Christenmenschen so was von ihre Brüder schreiben können!"

„Es ist vieles möglich!" erwiderte die Gefragte. Sie hatte ihre Arbeit sinken lassen und blickte auf Ilses Bild. „Es mag sein, daß wir schlechte Menschen sind," setzte sie mit müdem Lächeln hinzu. „Mir kommt es vor, als seien die Hamburger

Digitized by Google

immer die ersten gewesen, wenn es galt, fremde Not zu lindern; ich kann es mir aber einbilden; denn man wirft uns von allen Seiten Selbstgefälligkeit vor. Soviel aber weiß ich" — und ihre Augen blitzten auf —, „noch niemals habe ich meine Vaterstadt so lieb gehabt wie jetzt! Nein, noch niemals, trotz allen Leides!"

„Mit mich is das das nämliche!" bestätigte Tine, sich eine Träne abwischend.

Beide Frauen schwiegen eine Weile, dann fragte die Doktorin nach Folkert.

Ihm ginge es gut, berichtete Tante Tine. Er sei Wärter in einer der Baracken und scheine Freude an seinem neuen Berufe zu haben. Am Hafen sei ja nichts mehr zu tun gewesen, und Arbeit hätte er haben müssen. Am gestrigen Tage habe sie einen Brief von ihm erhalten, daß es ihm gut gehe, daß er aber viel zu tun habe. Der Brief hätte eigentlich eine Stunde im Backofen vor seiner Eröffnung liegen müssen, aber Folkert habe diese Weisung erst am Schluß seiner Zeilen geschrieben, und da sei es zu spät gewesen.

Tante Tine berichtete noch mehr. Sie hatte die Empfindung, die alte gebeugte Frau, die so eifrig nähend an ihrem Fenster saß, etwas aufheitern zu sollen, aber was sie erzählte, war eigentlich nicht erheiternd. Es waren lauter Geschichten von der Cholera, andre Geschichten gab es nicht in Hamburg, und die Doktorin hörte alles geduldig an.

Sie wußte nicht, wer Rüppell ſei, aber ſie erfuhr, daß er Kutſcher bei den Leichenwagen wäre, deren dumpfes Rollen ſie jede Nacht hörte. Seine vier Kinder hatten alle die Cholera bekommen, und ob ſie noch lebten, vermochte kein Menſch zu ſagen. Er kam jeden Morgen ſchwer betrunken nach Hauſe; aber er lebte noch.

Tante Tine brach plötzlich in Tränen aus, weil ſie an Folkert dachte.

„Er trinkt gar nicht, und er muß gewißlich ſterben!“ ſchluchzte ſie, aber die Doktorin ſuchte ſie freundlich zu tröſten. Sie war ſo viel milder geworden, daß Tine darüber noch mehr weinte.

Beide Frauen begaben ſich nach einer Weile in den Garten. Der kleine, ſonſt im friſcheſten Grün prangende Fleck Erde ſah vertrocknet und dürr aus, überall lag trocknes Laub herum, und auf dem Raſen lag eine dicke Staubſchicht. Denn noch immer brütete die Hitze erbarmungslos über der Stadt.

„Wir dürfen nicht mehr ſprengen und nicht mehr begießen!“ ſagte die Doktorin. „Unſer Waſſer iſt zu Gift geworden!“

„Und regnen tut's auch nich mehr!“ ſeufzte Tante Tine. „Oh, Frau Doktern, neulich, da war ein Regenbogen über Hambuch; wir haben ihm all angeluckt, und ich dachte, der Herrgott wollt' uns ein büſchen tröſten; aberſten beſſer is es mit die Krankheit noch nich geworden!“

„Es iſt viel beſſer geworden!“ verbeſſerte die Doktorin ſie, und in ihrem Ton klang die alte

Strenge. „Wo Unordnung war, ist alles zur Ordnung geworden; überall werden die besten Maßregeln ergriffen! Ich glaube, keine andre Stadt hätte sich so schnell aufgerafft, wie Hamburg es getan hat!“

„Und die Menschens, die verswunden sind?“ Tante Tine fragte es ein wenig zaghaft, aber sie mußte es fragen.

Die Doktorin hatte sich auf eine kleine Gartenbank gesetzt und sah nachdenklich in die Ferne. Sie antwortete nicht, und Tante Tine erwartete auch keine Antwort. Sie setzte sich in bescheidner Entfernung von ihrer einstigen Herrin nieder, und beide Frauen horchten auf das Rollen der Wagen, das von der Landstraße zu ihnen herüberklang. Das waren die Wagen mit Kranken und Sterbenden, mit Toten und mit Särgen, die noch immer unermüdlich ihrem Bestimmungsorte, den Baracken und dem Friedhofe, zufuhren.

Ja, der Regenbogen hatte über Hamburg gestanden, die Tatkraft seiner Bewohner hatte sich nach dem ersten panischen Schrecken von neuem bewährt, aber der böse Feind stand noch mitten in der Stadt, und Tante Tine tat wohl daran, für ihren Folkert inbrünstig zu beten.

Vierzehntes Kapitel

Der heiße, trockne Septembertag ging zur Rüste, und Rüppell fuhr mit einem leeren Möbelwagen langsam durch die Straßen der Vorstadt. Sein Dienst begann jetzt, nachdem die erste Heftigkeit der Seuche nachgelassen hatte, erst bei Sonnenuntergang. Dann hatte er sich bei einer der Cholerabaracken einzufinden, sein Wagen wurde ihm möglichst schnell mit Särgen gefüllt, und er hatte die stillen Schläfer, die in den schwarzen, mit Teer angestrichnen Kisten lagen, nach dem Ohlsdorfer Kirchhof hinauszufahren. Wenn nicht die Aussicht auf den lohnenden Erwerb sehr lockend gewesen wäre, so würde sich Rüppell schwerlich zu diesem Geschäft herbeigelassen haben. Denn er war von Natur furchtsam und trotz seines Unglaubens, oder gerade deswegen, über alle Maßen abergläubisch. Er fürchtete sich vor allem; vor der stillen Majestät des Todes wie vor den aufgehäuften leeren Särgen, mit denen er manchmal bis an die Leichenhalle der Cholerabaracken fahren mußte. Und er fürchtete sich am allermeisten vor der Krankheit selbst.

Aber die Zeiten waren schlecht. Zu verdienen gab es nichts, und Schulden hatte er auch noch. Wollte er nicht verhungern, dann

mußte er arbeiten. Seine jetzige Arbeit aber wurde ihm gut bezahlt, und wenn ihn das Grauen zu sehr überwältigen wollte, dann nahm er einen Schluck Branntwein. Das war gut gegen alles: da vergaß man alles Unangenehme; nicht allein die Cholera und ihr Grausen, auch die Rose. Es war sonderbar, und Rüppell hatte es selbst kaum glauben wollen, aber wenn er nüchtern war, konnte er die Rose nicht vergessen. Schon damals, als seine Frau noch lebte, hatte er sie gern gehabt, lieber als seine Frau, wenn er sich dies auch kaum eingestanden hatte. Nachdem er aber Witwer geworden war, war es ihm so natürlich vorgekommen, sie zu heiraten, daß er gar nicht weiter über seine Gefühle nachdachte. Es war ganz selbstverständlich, daß Rose ihn nahm und Folkert laufen ließ; darüber quälte er sich keinen Augenblick, und erst dann, als er das Mädchen selbst hatte aussprechen hören, sie wolle ihn nicht mehr, erst dann war es ihm klar geworden, wie sehr er sie eigentlich liebe. So wie er war, so verwandelte sich diese Liebe zuerst in glühenden Haß — am liebsten hätte er das Mädchen gemordet; als Folkert dies verhinderte, und er, kühler geworden, selbst einsah, daß dieser Mord ihm nur Schaden gebracht hätte, empfand er erst allmählich, daß sein Leben doch ein andres geworden sei. Er hatte sich auf das enge Zusammenleben mit Rose gefreut: sein würde sie sein, eifersüchtig wollte er über ihre Schönheit wachen — nun konnte er sich auf nichts mehr freuen.

Seine Kinder waren ihm nur läſtig geweſen; geliebt hatte er ſie niemals, und daß ſie jetzt alle in den Baracken waren, ließ ihn kühl. Sie würden wohl wieder geſund werden, dachte er, und er dachte zugleich mit Verdruß an die Pflichten, die ſie ihm wieder auferlegen würden. Nach ſeiner Anſicht hatte er überhaupt gegen niemand Pflichten als gegen ſich ſelbſt; andre Menſchen aber hatten natürlich Verpflichtungen gegen ihn.

So kam es, daß er allmählich in einen Zuſtand brütenden Haſſes hineinkam, der viel ſchlimmer war als die erſte wildaufflammende Wut. Er haßte nicht allein Roſe und dachte an ſie mit dem Verlangen nach Rache, er haßte die ganze Menſchheit, und je mehr von ihr ſtarben, deſto angenehmer war es ihm.

Er konnte aber nicht immer ſo viel denken. Gewöhnlich war er betrunken und ſaß mit ſtieren Blicken auf dem Kutſcherbock, ohne ſich viel um ſeine Pferde zu bekümmern. Die waren klüger als er und wußten den bekannten Weg auch ſchon zu finden.

Am heutigen Abend war er einigermaßen nüchtern. Er hatte am Tage mehrere Stunden feſt geſchlafen und hatte ſich eben erſt ſeine Flaſche friſch füllen laſſen und nur wenig daraus getrunken. Dies kam daher, daß er, gerade als er aus der Stadt fuhr, eine Geſtalt hatte gehn ſehen, die ihn an Roſe erinnerte. Sie war es nicht geweſen: ein ſchärferes Hinſehen hatte ihm dies

gezeigt; aber seine Gedanken kehrten doch zu ihr zurück. Vor reichlich acht Tagen, an einem der schrecklichsten Choleratage, als er gerade als Leichenkutscher angenommen war und über den Gänsemarkt ging, war ihm Rose begegnet. Nicht allein, sondern am Arm eines jungen und eleganten Mannes, den Rüppell dem Ansehen nach kannte. Es war Herr Oskar Lindberg, der Mitinhaber einer großen Firma, bekannt wegen seines Reichtums, aber auch wegen seiner Vorliebe für hübsche Mädchen. Alle Leute hatten ihn gern, weil er immer freundlich war und eine offne Hand hatte. An dem Tage aber sah er gar nicht freundlich, sondern außerordentlich blaß und sorgenvoll aus. Rose hingegen sprach lebhaft auf ihn ein, zeigte alle Augenblicke ihre spitzen kleinen Zähne und lächelte ihn so holdselig an, daß ihre schönen Augen hell aufleuchteten. An Rüppell ging das Paar vorüber, ohne ihn zu beachten, er aber lehnte sich gegen einen Laternenpfahl und blickte ihnen lange nach. Wo hatte er seine Augen gehabt, als er damals mit Rose die Dampfschiffahrt machte? Da war auch der Herr Lindberg auf dem Schiffe gewesen, und er hatte ihn nur nicht erkannt. Rose und der feine Herr hatten miteinander gesprochen — er erinnerte sich ganz deutlich —; damals hatte sich die Bekanntschaft wohl gemacht, und nun saß Rose in der Wolle und lachte ihn aus. Natürlich hatte sie den einfachen Arbeiter nicht gewollt, wo sie jemand anders einfing, der ihr ganz andre Sachen

ſchenken konnte. Natürlich nicht! Vielleicht heiratete der Herr ſie, und ſie fuhr ſpäter im Wagen ſtolz an Rüppell vorbei, deſſen Braut ſie auch geweſen war!

Der Arbeiter ſtand noch immer an demſelben Fleck und ſtarrte in die Luft, bis ein Schutzmann an ihn herantrat und ihn ſcharf fragte, was er hier zu tun habe. Da lachte er höhniſch auf und ging ſeiner Wege. Das war vor ungefähr zehn Tagen geweſen; ſeit der Zeit hatte er wenig mehr nachgedacht, weil der Branntwein ihm über das Nachdenken hinweghalf. Kam aber einmal ein Augenblick ohne Rauſch, dann nagte etwas an ihm, das ihn mit kalter rachſüchtiger Wut erfüllte. Nur einmal wieder das Mädchen ſehen, nur einmal ſie in ſeiner Gewalt haben, ſie töten können, es mußte eine Wonne ſein! Rüppell ſtöhnte wild auf, und dann hieb er auf die Pferde ein.

Als er anhielt, war er an dem Platze angekommen, wo er ſeine ſtille Ladung aufzunehmen hatte. Gedankenlos blieb er auf ſeinem Bocke ſitzen, bis eine ſcharfe Stimme ihn anrief, ſelbſt Hand anzulegen. Da ſtieg er denn widerwillig hinunter und ſchob mit Hilfe eines Arbeiters die für ihn bereit ſtehenden Särge in den Wagen. Ein Aufſeher überwachte die Arbeit. Es war derſelbe Mann, der Rüppell zum Hinunterkommen aufgefordert hatte, und der mit einer Laterne jeden Sarg beleuchtete und ſeine Nummer in ein Notizbuch eintrug. Er hatte ein gutes, etwas trauriges Geſicht, und Rüp-

pell, der zuerst Lust verspürt hatte, ihm eine grobe Antwort zu geben, unterließ es lieber. Dafür nahm er in einer Pause einen Schluck Branntwein.

„Trink man nich soviel, Rüppell, das is nich gut for dir!“ sagte eine Stimme hinter ihm. Es war Folkert Dierks, der plötzlich aus dem Dunkel auftauchte und einen kleinen Gegenstand liebevoll auf den Armen trug. Er sah unverändert aus, trotz seines langen weißen Rockes, ebenso kräftig und robust wie früher.

„Laß das alte Predigen!“ murrte der andre. „Wer sich schinden soll wie ich, der muß auch einen warmen Trost haben! Überhaupt, 'ne dumme Wirtschaft!“ setzte er halblaut und verdrießlich hinzu. „Mit all der Bagage werden Umstände gemacht, als wenn's lauter Prinzen wären. Zuerst ging's besser; da schmiß man sie ohne weiteres in die Erde; nun kriegt jeder Sarg 'ne Nummer, und alles geht soviel langsamer!“

„Ordnung muß sein!“ sagte Folkert bedächtig. „Zuerstens konnten die Leute da nich über kommen; nu is das allens anders. Und Bagasche is das auch nich; was hier liegt, sind allens Menschens, und wo du doch so for die Gleichigkeit bist —“

„Bin ich auch!“ unterbrach ihn Rüppell barsch. „Davon verstehst du nichts! Und nun sag mir doch, wer der Mann ist, der die Särge anschreibt und hier herumkommandiert!“

„Das is einer von die Freiwilligens!“ flüsterte Folkert.

„Wieſo?“ gab der andre in demſelben Tone zurück.

„Nu, da ſind doch ein ganzen Berg Herren und Damens hier, die haben ſich gemeldet zum Pflegen und for allens, wozu man ihnen brauchen kann —“

„Na, die werden ſich auch ordentlich bezahlen laſſen!“ lachte Rüppell höhniſch.

Folkert ſchüttelte den Kopf. „Nee,“ ſagte er, „ſie kriegen keinen Groſchen! Alles umſonſt, Rüppell, und ſie tun das bloß, weil daß ſie Chriſtenmenſchen ſind. Von Bagaſche hat hier noch kein ein von die Feinen geſprochen, kann ich dich ſagen!“

„Scheinſt mir 'nem Pfaffen in die Hände gefallen zu ſein!“ höhnte Rüppell, ſich kurz abwendend und wieder zu ſeiner Arbeit kehrend.

Zwei freiwillige Arbeiter hatten ſeinen großen Wagen ſchon gefüllt, und er ließ ſie gewähren, obgleich er innerlich fluchte. Denn ſie faßten jeden Sarg behutſam an und arbeiteten mit einer gewiſſen Sorgfalt, die ihn ärgerte. Dazu ſahen ſie, trotz ihrer Arbeiterkleidung, wie Leute aus beſſern Ständen aus, und das war in Rüppells Augen ihr größter Fehler. Er wußte nicht, daß nicht allein aus Hamburg, ſondern aus vielen andern Städten freiwillige Helfer gekommen waren, die den abgearbeiteten Ärzten und Pflegern zur Hand gingen; er konnte ſich nicht denken, daß man dieſe ſchwere und abſtoßende Arbeit ohne Vergütung verrichtete, und er erblickte in dieſen Helfern eine überaus gefährliche Konkurrenz.

Mürrisch lehnte er sich an einen Baum und steckte seine kleine Pfeife in Brand, ehe er sich wieder auf den Bock schwang. Um ihn herum flammten jetzt große Pechfackeln und warfen ein zuckendes Licht auf die schweigende und doch belebte Umgebung. Hinter ihm her waren noch mehr Wagen gekommen: sie alle verlangten nach derselben Ladung, und in dem flammend roten Lichte gingen die freiwilligen und gedungnen Arbeiter hin und her. Jeder trug einen Sarg, wenn nicht zwei, und in der Entfernung hörte man unaufhaltsam dumpfes Klopfen. Rüppell kannte dieses Geräusch; er hörte es eigentlich kaum mehr — in dieser Nacht klang es plötzlich aufdringlich an sein Ohr, und er trat ärgerlich mit dem Fuße auf. Was ging es ihn an, wenn noch Hunderte von Särgen mehr zugehämmert wurden, seinetwegen konnten noch Tausende sterben, wenn's ihm nur Gewinn brachte! Und er führte wieder die Branntweinflasche an die Lippen.

Der Aufseher trat jetzt auf ihn zu, gab ihm eine Nummernliste und sagte ihm, daß er abfahren könne. Rüppell hätte ihm die Liste am liebsten an den Kopf geworfen, aber er steckte sie doch brummend ein. Als er den Pferden die vorgebundnen Futtersäcke wieder abnahm, faßte Folkert ihn am Arm.

„Den setz' ich bei dich vorne hin!" sagte er etwas verlegen, und Rüppell sah, daß das, was der Dithmarscher auf dem Arme trug, ein kleiner, mit Blumen geschmückter Sarg war.

„Den Donner auch!“ schrie der andre wütend. „Soll ich so was noch bei mir auf dem Bock haben? Denkst du, ich hab' nich genug davon hinter mir im Wagen?“

„Aber es is doch klein Heine!“ murmelte Folkert entschuldigend. „Ich dacht', du magst ihm doch lieber bei dich haben, als da hinten zwischen all die Fremdens! Und Blumen hab' ich auch gekriegt for ihm, sie mochten ihm all so gern leiden, der Doktor und all die andern, weil daß er solange liegen mußt' und immer so geduldig war!“

„Klein Heine!“ Rüppell war doch zusammengefahren bei den Worten. Er hatte mitunter gedacht, sein Junge sei schon lange tot, und hatte sich längst darüber getröstet; eigentlich war das Trösten überflüssig gewesen, er hatte sich nur achselzuckend in den Gedanken gefunden, auch ein Kind an der Seuche verloren zu haben.

Lieber Gott, Kinder waren ja nur eine Last, solange sich nicht der Staat oder der Kirchhof ihrer annahmen — die Eltern konnten sie wirklich nicht gebrauchen! So hatte Rüppell schon lange gedacht; nun empfand er doch etwas ganz Sonderbares, etwas, das ihm die Stimme noch rauher machte, als er Folkert anwies, den Sarg dicht neben ihn auf den Bock zu stellen.

„Is ganz still gestorben!“ sagte Folkert mit seiner eintönigen Stimme. „Kein ein hat da was von gemerkt, bloß daß er vordem ein büschen unruhig war. Da war ein Wärter, ich glaub', das war ein

verkleideten Paſtor, der hat ihn was von'n Herrn Jeſus erzählt, und daß er die Kinners ſo gern leiden mocht. Da hat ſich klein Heine nu über gefreut, weil daß hier ihm ja doch niemand gern leiden mochte. Bloß Tante Tine und ich, und das is ja nich viel. Und geſtern morgen hat er mir noch gefragt: ‚Unkel,' ſagt er, ‚wenn ich man bloß mit die annern Kinners in Himmel ſpielen kann, wo ich doch hink' und gar nicht mitkommen kann, wenn die andern Greifert ſpielen und Ball! Und ob ich da woll mal ein Drachen ſteigen laſſen darf?' Ich kam ganz in Verlegenheit, Rüppell, weil ich mir ja auch woll auf'n Himmel freue, abers doch nich ſo recht Beſcheid weiß. Abers er fragt mir noch einmal, und dann noch einmal, und wird immer ängſtlicher, weil ich ihn nich antworten tu'. Und da kommt mit einemmal der Pfleger und ſagt: ‚Sei man ganz ruhig, klein Heine; der Herr Jeſus wartet ſchon auf dir! Sollſt mal ſehen, was in'n Himmel für nette Kinners ſind! Alle wollen ſie mit dich ſpielen und freuen ſich auf dir!' Und er ſagte noch viel mehr und viel ſchöner, als ich das verzählen kann, und Heine wurde ganz ſtill und geruhig und hat gar nix mehr geſagt. Bloß heute morgen, als die Sonne anfing zu ſcheinen, hat er mir noch einmal angelacht. ‚Unkel,' ſagt' er, ‚nu geht's gleich los!' Und denn is er ſtill eingeſchlafen!"

Die Pferde ſtanden und ſpitzten die Ohren, weil ſie auf Rüppells Anruf warteten. Der ſaß aber auf dem Bock wie im Traum. Er hatte Folkerts

Worte gehört, er sah, daß der Dithmarscher jetzt zurücktrat, und nun hob er mechanisch die Peitsche und zog die Zügel an.

Langsam setzte sich der Wagen in Bewegung. Noch warfen die Fackeln helles Licht auf den Weg; seitwärts standen die Arbeiter, die damit beschäftigt waren, einen andern Wagen zu beladen, und hinter ihm klang das dumpfe Klopfen; dann fuhr Rüppell allein unter dem dunkeln Septemberhimmel. Hell flimmerten die Sterne, und wer ein aufmerksames Auge zu ihnen erhob, der konnte immer mehr der leuchtenden Körper entdecken, die auf uns herabgeschienen haben seit Erschaffung der Welt. Aber Rüppell war nicht gewohnt, nach oben zu blicken. Er saß unbeweglich auf seinem Bock und ließ es geschehen, daß die Pferde aus einem kleinen Trab allmählich in ein gemächliches Schlendern fielen. Er sollte in dieser Nacht eigentlich noch einmal einen Leichentransport haben, aber er dachte nicht an den Auftrag, den ihm der Aufseher zuletzt zugerufen hatte. Seine Gedanken waren verstört, und ihm fiel immer wieder ein, wie es gewesen war, als Heine geboren wurde. Da hatte er seine Frau noch gern gehabt und sich unbändig gefreut, als er den Kameraden sagen konnte: „Ich hab 'nen strammen Jungen!“ Ja, damals waren die Zeiten noch gut gewesen; aber später war es ihm mit den Kindern doch zuviel geworden. Weshalb auch sorgte der Staat nicht für sie? Was sollte er, ein armer Arbeiter, mit ihnen? Und Rüppell schlug

plötzlich auf die Pferde und fluchte auf den Staat. Dann sank er wieder in sich zusammen, und mit einem Male stand Roses Gestalt vor seiner Seele. Sie war an allem schuld. Hätte sie ihn nur gleich nach dem Tode seiner Frau geheiratet, dann wäre Heine natürlich nicht krank geworden, und seine andern Kinder auch nicht. Denen hatte die Mutter gefehlt, und wenn man ihm eine gemütliche Häuslichkeit gegeben hätte, dann würde es ihm auch nicht eingefallen sein, soviel in der Schenke zu leben und sein Geld auszugeben. Nein, sicherlich nicht. Rose war schuld an allem.

Er stöhnte wieder vor Wut und wollte auf die Pferde schlagen, als diese plötzlich einen Seitensprung machten und dann baumstill standen. Auf einem Prellstein am Wege saß eine helle Gestalt, die sich, von einer entfernten Laterne beleuchtet, gespenstisch ausnahm. Die Pferde, von Rüppell angetrieben, scheuten noch einmal. Wären sie jung und mutig gewesen, würden sie mit dem Wagen wohl in einen Graben gegangen sein; sie waren aber alt und abgetrieben; da blieben sie lieber regungslos stehn und ließen die Flut von Schimpfworten, die aus ihres Lenkers Munde kamen, geduldig über sich ergehn.

Rüppell war außer sich. Vor Angst und auch vor Zorn. Auch ihm erschien die helle Gestalt wie ein Gespenst, an dem seine Pferde, ihn so bald wie möglich vorbeizuführen, die Verpflichtung hatten; dafür, daß sie stehnblieben, hätte er sie töten können.

Plötzlich erhob sich die Gestalt und kam an seinen Wagen. Die Haare sträubten sich ihm, und das Vaterunser fiel ihm ein, über das er sonst spottete. Schon murmelten seine Lippen die erste Bitte, da klang eine Stimme an sein Ohr.

„Rüppell, bist du es, und wo kommst du her?“

Es war Roses Stimme, und es war dem Manne, als ob sein eben erst erstarrtes Blut mit einem Feuerstrom vermischt würde.

„Rose?“ fragte er halb zweifelnd.

„Nun natürlich,“ gab sie in ihrem ihm bekannten verwöhnten Tone zurück, „ich bin es. Ich habe mich vollständig verlaufen und weiß gar nicht, wo ich bin. Das kam von dem abscheulichen Droschkenkutscher! Was tust du denn hier? Hast du einen Möbeltransport?“

„Ja,“ sagte er, halb in Gedanken. „Was hattest du denn mit dem Droschkenkutscher?“ fragte er dann, nur um etwas zu sagen.

„Nun, der sollte mich doch aufs Land fahren zu netten Leuten, wo ich bleiben kann, bis die dumme Krankheit vorüber ist. Alle Menschen fliehen ja, und ich will natürlich auch nicht in der Stadt bleiben. Aber wir waren in verschiednen Dörfern, und nirgends wollte man mich aufnehmen. Der Ortsvorsteher hätte es verboten, sagten sie. Da sind wir denn kreuz und quer gefahren, und der Kutscher wurde böse und wollte immer mehr Geld haben, und dann klagte er über Schmerzen in den Beinen. Das waren natürlich Wadenkrämpfe, mit denen die

Digitized by Google

Cholera immer anfängt, und da es doch schon dunkel wurde, bin ich schnell aus dem Wagen gesprungen und fortgerannt. Aber ich habe mich verlaufen und weiß gar nicht, wo ich überall gewesen bin. Schließlich habe ich mich auf diesen Stein gesetzt und die Wagen gezählt, die vorüberfuhren. Eine ganze Menge, sage ich dir, Rüppell. Auch Leichenwagen, und ich habe mich sehr gefürchtet, bis ich eingeschlafen bin. Und dann hieltest du mit einemmal hier, und ich hörte deine Stimme."

Rose hatte schnell gesprochen. Es schien ihr eine Beruhigung zu sein, mit jemand sprechen zu können, und ihr Schwager hörte ihr still zu. Er hatte ein sonderbares, erstickendes Gefühl im Halse, aber er versuchte dieses Gefühls Herr zu werden.

„Wo ist denn dein feiner Freund geblieben?" fragte er, während er langsam vom Wagen kletterte und die Zügel über den Rücken der Pferde legte.

„Der?" Roses Stimme klang etwas verlegen. „Nun, der ist davongereist. Er sagte, seine Mutter hätte ihm telegraphiert, er solle in die Schweiz kommen, und mit einem Male war er fort!"

Sie schwieg, und Rüppell konnte sehen, daß sie den Kopf hin und her wandte. Er stand jetzt neben ihr: er fühlte ihren warmen Atem auf seiner Wange, und er wußte, wenn sie jetzt einige Schritte zurücktrat, dann fiel das Licht der einsam brennenden Laterne dort auf ihr Gesicht und in ihre Augen.

„Ja, Rüppell," sagte sie nun mit einem bittern Auflachen. „Du hast's immer gesagt: ‚alle Reichen

taugen nichts —‘ nun mußte ich dies auch merken! Er hat mir so viel geschenkt und mir so gute Worte gegeben, daß ich wirklich glaubte, er hielte etwas von mir! Ich dachte auch, ich wäre seine erste Liebe, was ich doch wohl verlangen konnte! Aber er hat vor mir eine feine Dame vom Theater geliebt; das war schon ärgerlich. Und als seine Mutter schreibt, er soll kommen, da hört er auf die, und mich läßt er sitzen. Mich, die schöne Rose Valentin! Aber ich zahle es ihm heim, dem Laffen! Er soll noch an seine Treulosigkeit denken.“

„Da nimmst du dir wohl einen andern?“ fragte Rüppell lauernd; und sie zuckte die Achseln.

„Nun ja— wenn die Zeiten mal besser werden! In den Laden mag ich nicht mehr, und wenn man jeden Abend Champagner getrunken und fein gegessen hat, dann schmeckt vieles andre nicht mehr! — Aber nun laß mich bei dir einsteigen; hier ist's kalt und eklig. Kommst du heute nacht noch nach Hause? Da kann ich ja mit dir gehn. Tante Tine gibt mir wohl ein Unterkommen, wenn sie mich auch auslümmeln wird! Aber was wissen so alte Frauenzimmer vom Leben!“

„Mich wundert's bloß, daß du nicht bange bist vor mir!“ sagte Rüppell mit schwerer Zunge, und Rose trat unwillkürlich einen Schritt zurück. Aber sie konnte sein Gesicht nicht sehen und lachte ein wenig.

„Bange? Nun, Rüppell, du bist doch vernünftig geworden! Ihr Männer stellt euch manchmal so

ſchrecklich an — aber nun iſt ja alles wieder gut! Und du haſt mir ſoviel Schaden gemacht! Mein Hut mit den prachtvollen Federn —“

Sie ſtieß einen Schrei aus — denn der Mann hatte ſie plötzlich an der Kehle gefaßt. Seine Rachbegier hatte ſich bis dahin zügeln laſſen; nun war ſie übermächtig geworden, und der Branntwein, den er getrunken hatte, ſtieg ihm ins Gehirn. Er hatte nur einen Gedanken. Roſe ſollte ſterben, und dann wollte er ſie zu den Särgen in ſeinen Wagen werfen. Auf dem Kirchhof waren immer offne Gräber, und in der Dunkelheit konnte er mit Leichtigkeit eine Leiche ohne Sarg einſchmuggeln, niemand würde es merken! —

Roſe hatte nur einmal hell aufgeſchrien, dann verſagte ihre Stimme, weil Rüppell ihr den Mund zuhielt. Er ſtopfte ihr ſein Taſchentuch zwiſchen die Zähne, und während er ſie mit eiſerner Gewalt auf die Erde niederdrückte, ſuchte er nach ſeinem Meſſer. Er wußte plötzlich nicht mehr, in welcher Taſche es ſteckte, und konnte ſich auch nicht darauf beſinnen. Wütend ſtieß er einen rauhen Schrei aus, einen Schrei, den ſeine Pferde mißverſtanden; mit einem Ruck zogen ſie den Wagen an. Allerdings nur einige Schritte weit, aber der Wagen ſchwankte doch hin und her, und vom Kutſchbock polterte ein dunkler Gegenſtand gerade vor Rüppells Füße. Es war Heines Sarg.

Mit einem Fluch ließ der Mann Roſe los und nahm den kleinen Kaſten in ſeine Arme. Ja, er

vergaß Rose im Augenblick. Er vergaß seine Rache, seine Wut, seine Mordlust — er sah plötzlich eine Wiege mit einem rosigen Kinde darin, und dann saß er auf seinem Bock, ohne daß er wußte, wie er hinaufgekommen war. Ein feiner Regen begann zu fallen, der die Pferde zu ermuntern schien; sie gingen fort, ohne daß es einer Aufmunterung bedurft hätte, und Rüppell hielt den Sarg auf seinen Knien und lachte zufrieden in sich hinein. Er wußte nicht, wie es zugegangen war, aber er hatte Rose getötet, und nun fühlte er sich erleichtert. Wo sie geblieben war, das wußte er nicht, doch das ging ihn nichts an; sie war tot — ganz tot, mehr wollte er nicht. Kein einziges Mal blickte er zurück nach dem Wegrande, wo Rose saß und wimmernd an ihrem Knebel zerrte.

Digitized by Google

Fünfzehntes Kapitel

Still war es in der Villa zu Dockenhuden geworden, nachdem dort einige Tage lauter Schmerz und Verzweiflung geherrscht hatten. Noch immer konnten weder Herr Bardenfleth noch Alida das Verschwinden ihres Lieblings begreifen, und noch immer suchten sie nach ihm. Aber wie sie auch suchten, wie sie die Polizei in Bewegung setzten und alles aufboten, um wenigstens zu erfahren, wo Ilse begraben sei — alles war vergeblich gewesen. Die Hamburger Polizei hatte sich für sehr tüchtig gehalten: vor der in den ersten Choleratagen herrschenden Verwirrung mußte sie die Waffen strecken. Nicht allein das Kind des vornehmen Mannes, auch andre Kinder waren verlorengegangen, und ihre Spur konnte nicht verfolgt werden. Und auch Eltern wurden gesucht: Mütter, die schon lange in den Massengräbern auf dem Ohlsdorfer Kirchhofe schliefen; Väter, die besinnungslos in die Baracke gebracht waren und ihre Sprache niemals wiedererlangt hatten. Jeder Tag brachte neue, traurige Geschichten und bittere Klagen der Betroffnen, und Bardenfleths standen nicht allein mit ihrem großen Leide. Allmählich lernten sie es, wenn auch nicht begreifen, so doch tragen, und wenn auch Julius Bardenfleth jeden

Morgen mit dem dumpfen Gefühl erwachte, daß er das Ende des kommenden Tages nicht mehr erleben möchte, so fand er doch im Laufe der Stunden immer die Elastizität des Geistes wieder, die ihn befähigte, nicht an sich, sondern an andre zu denken. Er gehörte zu den Bürgern der alten Hansestadt, die ihre ganze Kraft dem Gemeinwohl zuwandten, die von morgens früh bis abends spät dem Ziele entgegenarbeiteten, dem behaglichen Schlendrian, der ihrer aller Verderben gewesen war, ein Ende zu bereiten. Selten ist in einer Stadt so mit Anspannung aller Kräfte gearbeitet worden wie in dieser Cholerazeit, und selten ist soviel erreicht worden.

Jeden Morgen fuhr Herr Bardenfleth nach Hamburg hinein; oft kehrte er erst spät in der Nacht, oft gar nicht wieder, und Alida erwartete ihn vergeblich. Das junge Mädchen war die meisten Stunden des Tages allein und ihren Gedanken überlassen, denn Frau Valeska war bald nach Ilses Verschwinden von Doktor Dümont fortgeschickt worden. Die arme Frau war in einem solchen Zustande der Fassungslosigkeit gewesen und war außerdem körperlich so heruntergekommen, daß eine Luftveränderung als das einzig Richtige für sie erachtet wurde. Sie machte sich so beständige Vorwürfe darüber, daß sie ihr Kind nach dem Hamburger Krankenhause gebracht hätte, daß die fixe Idee, sie sei die Mörderin ihres Kindes, daraus zu entstehen drohte. Da war es denn das beste, sie

unter Begleitung ihrer zuverläſſigen Kammerjungfer nach der Schweiz reiſen zu laſſen, wo ihre Freundin, Frau Lindberg, ſie in Empfang genommen und bei ihr zu bleiben verſprochen hatte.

Alida konnte natürlich ihren Vater in dieſer Zeit nicht allein laſſen, und ſie wäre auch ohne dieſen Grund nicht von Dockenhuden weggegangen. Ihr Troſt war, öfters Adrian Schläger zu ſehen, der, ſobald es ſeine Zeit ihm erlaubte, herauskam und ihr Nachricht über ihre Vaterſtadt brachte. Er war ſehr beſchäftigt in dieſer Zeit. Herr Bardenfleth bekümmerte ſich faſt gar nicht um ſein Geſchäft, und ſeitdem der Kaſſierer unter einem nichtigen Vorwande einen Geſundheitsurlaub genommen und ſich aus Hamburg entfernt hatte, lag faſt die ganze Verantwortung auf Adrian. Er trug ſie mit Freuden. Ihm war Arbeit lieb, und beſonders in dieſer Zeit kam es ihm vor, als könne er mehr ſchaffen als jemals. Und doch fand er noch immer Muße, nach Dockenhuden zu kommen und mit Alida zum hundertſten Male dasſelbe troſtloſe Thema zu beſprechen: wo war Ilſe, und wo lag ſie begraben, wenn ſie tot war?

Sie war tot; niemand zweifelte daran; weder der Arzt, der faſt mit Lebensgefahr in allen Cholerabaracken nach ihr geſucht hatte, und den die Geſtalt des Kindes bis in ſeine Träume verfolgte, noch alle andern, die eine Ahnung von den Zuſtänden hatten, die zuerſt in Hamburg herrſchten. Dennoch war es

Adrian immer, als müſſe ſie noch leben, als müſſe ſie eines Tages wiedergefunden werden. Damit ſuchte er Alida zu tröſten, und ſie gewöhnte ſich ſo daran, auf ſeine ruhige Stimme zu hören, daß ihr Herz ihm glaubte, obgleich ihr Verſtand ihr ſagte, daß er nur ſo mit ihr ſpräche, weil er ihr über die ſchwere Zeit hinweghelfen wollte.

Sie liebten ſich beide: Alida noch halb unbewußt und zu ſehr in der Trauer befangen, um ſich Rechenſchaft über ihre Gefühle abzulegen. In Adrian aber vertiefte ſich die Liebe immer mehr. Er dachte nichts andres als Alida, und wenn er auch kräftig beſtrebt war, ſein Gefühl zu unterdrücken, manchmal überwältigte es ihn faſt.

So auch am heutigen Nachmittage. Stundenlang hatte er vom Geſchäft geſprochen, Briefe geſchrieben und beantwortet; er hatte die Eventualitäten eines nach ſeiner Anſicht ſehr günſtigen Handelsunternehmens erwogen, nun war er aber der abgeſpannten Tätigkeit müde geworden, und ſeine Gedanken ſuchten Alida in dem ſtillen Garten an der Elbe. Es war heiß und drückend in der ſtaubigen Geſchäftsſtraße, durch die er langſam ſchritt, und er freute ſich, daß er ſich Alida im kühlen Schatten denken konnte. Ob ſie auch ſeiner gedachte? Er war ausgegangen mit der ſtillen Hoffnung, ihr vielleicht eine Nachricht bringen zu können, die ihre Trauer in Freude verwandelt hätte. Sie alle klammerten ſich ja, ſo oft auch ihre Hoffnung getäuſcht worden war, noch an den Gedanken, die Spur

des verlornen Kindes müsse doch noch gefunden werden, und heute hatte Adrian eine Notiz in der Zeitung gefunden, die wieder einen Hoffnungsschimmer in ihm erweckte. Sobald er das Geschäft verlassen konnte, hatte er sich auf den Weg gemacht, obgleich er sich sagte, daß es wieder vergebens sein würde; und er wollte eben das Blatt aus der Tasche ziehen, um die Notiz noch einmal zu lesen, als er sich leise am Arm berührt fühlte. Aufblickend gewahrte Adrian einen alten, recht altväterisch gekleideten Herrn, den er höflich begrüßte. Es war Herr Meier, der Chef einer bekannten, sehr angesehenen Kaffeefirma, dessen Bekanntschaft er vor einigen Tagen auf eigentümliche Weise gemacht hatte. Herr Meier war damals auf der Straße von einem leichten Unwohlsein befallen worden; ein Vorübergehender hatte den an der Ecke stationierten Polizisten darauf aufmerksam gemacht; dieser hatte im Übereifer nach der Sanitätswache telephoniert, und wenn Adrian nicht gerade des Weges gekommen wäre, dann würde der alte, nur von einem vorübergehenden Schwindel befallne Herr sich nur zu bald in der Cholerabaracke befunden haben. Er hätte sich auch nicht wehren können. Entsetzt und hilflos saß er auf einer Bank, wischte sich das Gesicht und blickte auf den strengen Polizisten, der in einiger Entfernung von ihm stand und ihm verbot, sich vom Fleck zu rühren. Um beide hatte sich die übliche Menschenmenge gebildet, die bei keinem Choleratransport fehlte.

„Oh, was sieht er aus!“ sagten einige Frauen mit lauter Stimme.

„Morgen is er tot!“ bemerkte ein Laufjunge.

„Das dauert nich so lang!“ erwiderte ein andrer heiter.

Der alte Herr Meier wäre wohl vor Angst gestorben, wenn sich nicht Adrian seiner angenommen hätte. Dieser kam gerade des Weges, sah den Auflauf, sprach mit dem vor Cholerafurcht immer strenger werdenden Polizisten, betrachtete sich den sogenannten Cholerakranken und erbot sich, ihn nach Hause zu bringen. Der Herr konnte seine Adresse angeben, einige Fragen ergaben, daß er an plötzlicher Herzschwäche litt, sonst aber ganz gesund sei, und als der Sanitätswagen angerasselt kam, durfte sein Führer den Polizisten ausschelten, daß er wieder einmal genarrt worden sei. Auch das Publikum war genarrt, machte sich aber nichts daraus; denn Choleratransporte gab es noch immer genug zu sehen, und Adrian konnte seinen Schützling unbelästigt in eine stille Straße und an ein stilles, altes Haus führen.

„Ich danke Ihnen,“ sagte der alte Herr mit etwas zitternder Stimme, als sich die hohe Tür auf Adrians Klingeln öffnete und ein Diener seinen Herrn in Empfang nahm. „Ich danke Ihnen, und ich bitte um Ihre Karte. Sie haben mir das Leben gerettet, denn wenn ich in jenen Wagen gekommen wäre —“ er schüttelte sich und wurde fahl im Gesicht.

„Sie hätten nur sprechen sollen", meinte Adrian und Herr Meier zuckte die Achseln.

„Wenn ich mich ekle und entsetze, dann kann ich nie sprechen; das liegt an meinem Herzleiden."

Adrian hatte seinen Namen genannt, den alten Mann seinem Diener übergeben und dann die ganze Sache vergessen. Jetzt aber stand Herr Meier vor ihm und sah ihn mit freundlichen Augen an.

„Herr Schläger, von der Börse her bin ich Ihnen nachgegangen; ich muß Ihnen doch bei voller Besinnung noch einmal für Ihre Hilfe danken. Neulich war ich nicht bei voller Besinnung. Wissen Sie," er nickte Adrian zu, während er neben ihm herging, „ich hatte nämlich an dem Tage recht gut gefrühstückt und etwas viel Portwein getrunken. Das kann das dumme alte Herz nicht vertragen. Na, es soll mir eine Lehre sein! — Sie sind im Bardenflethschen Geschäft, nicht wahr?"

Adrian machte eine zustimmende Bewegung, und der andre sah ihn mit nachdenklichen Blicken an.

„Neulich habe ich meinen Namen gar nicht genannt," sagte er dann. „Ihr Chef wird Ihnen vielleicht sagen, daß Christoph Meier ein ganz anständiger Mann ist."

Adrian, der den alten Herrn auf der Börse wohl gesehen hatte und sich erinnerte, von seinem großen Reichtum gehört zu haben, wollte sprechen; Herr Meier aber unterbrach ihn.

„Zum Essen kann ich Sie in dieser Zeit ja nicht

einladen, Herr Schläger," sagte er entschuldigend. „Die Leute sind alle so ängstlich, und meine Köchin, die sonst exquisit kocht, sagt, sie möge nichts mehr mit der Küche zu tun haben. Geschmolzne Butter, doppelt gebacknes Brot, gekochte Milch — sie ist böse, lieber Herr Schläger, und ich darf ihr keinen Gast bringen. Aber bald wird's wieder besser werden; dann sollen Sie sehen, daß ich einen guten Wein im Keller habe."

Der alte Herr blickte noch einmal prüfend in Adrians Gesicht.

„Ja, Sie sind bei Bardenfleth; ich habe mich danach erkundigt. Früher habe ich Julius Bardenfleth gut gekannt; er war immer genial, vielleicht zu genial für einen trocknen Kaufherrn! — Nun hat er schon die zweite Frau, und ich habe nie eine gehabt, ja, so sind die Menschen verschieden! Seine erste Frau war ein reizendes Mädchen." Er seufzte plötzlich und blieb stehn. „Aber sie hat zu kurz gelebt; zu kurz!" setzte er im Weitergehn hinzu. „Ja, Julius Bardenfleth hat nicht immer sehr viel Glück gehabt, obgleich die Leute es glauben. Aber was glaubt man nicht alles!"

Er blieb stehn und lächelte Adrian freundlich an.

„Sie denken auch wohl, Herr Schläger, daß der alte geschwätzige Mann Sie zu lange aufhält. Aber ich wollte Ihnen doch danken; und wenn ich Ihnen einmal einen Gefallen erweisen kann, ich tue es mit dem größten Vergnügen, selbst wenn er etwas kosten sollte! Ein Mann ein Wort, Herr Schläger!

Christoph Meier machte keine unnützen Redensarten!“

Er grüßte höflich und ging dann mit kleinen, vorsichtigen Schritten über den Straßendamm nach der andern Seite. Einen Augenblick blieb Adrian stehn und sah ihm nach. Wenn es etwas kosten sollte! Wenn dieser Herr Meier jetzt ein Kapital in das neue, von ihm an der Küste von Südwestafrika begonnene Unternehmen stecken könnte, dann, er war ganz davon überzeugt, würde die Firma Bardenfleth alle kleinen Schwierigkeiten, mit denen sie jetzt zu kämpfen hatte, siegreich überwinden. Oder waren auch große Schwierigkeiten dabei? Herr Bardenfleth hatte ihm noch nicht alles mitgeteilt; das ahnte Adrian, und manchmal kam es ihm vor, als habe sein Chef mehr Sorgen, als er gestand.

In solchen Gedanken war Adrian hastig weitergegangen. Zuerst die gerade Straße hinauf; dann war er in eine gewundne Seitengasse eingebogen und von dort in einen schmalen Gang gekommen. Hier lag die Kalkmilch fingerhoch auf der schlechtgepflasterten Straße; aus einem Hause wurde ein Sarg getragen, mehrere Leute, darunter ein Brotmann und ein Milchmann, sahen diesem Ereignis zu, und etwas weiter von ihnen entfernt stand ein Leierkastenmann. Ein Schild auf seiner Drehorgel sagte, daß er blind zur Welt gekommen sei — daher sah er auch wohl nichts von dem Sarge und spielte: Freut euch des Lebens!

Die Melodie klang sonderbar zwischen den engen, elenden Häusern, und Adrian, dem der überall herrschende starke Karbolgeruch beinahe den Atem nahm, zögerte im Weiterschreiten. Da fiel sein Blick auf eine schlanke, schwarze Gestalt, die sich an den Häusern entlang drängte. Sie war tief verschleiert; er konnte ihr Gesicht nicht sehen, dennoch fühlte er sein Herz plötzlich klopfen. Hastig wollte er ihr nacheilen; er mußte aber die Träger mit dem Sarge an sich vorbeilassen, die mit ihrer Last fast die ganze Breite des Ganges einnahmen. Als sie vorüber waren, sah er, wie ein Betrunkner die schwarze Gestalt am Arme hielt und laute, unflätige Worte ausstieß.

„Was will die feine Dame hier?“ schrie er. „Hier sind keine Feinen, die sich freuen, wenn's den ehrlichen Leuten schlecht geht! Zum Teufel, Mädchen, gib mir einen Kuß, sonst will ich dir zeigen, daß ich ein forscher Kerl bin!“

„Rüppell aus'n Slamatjengang is all wieder stickenduhn!“ hörte Adrian eine Frau sagen, an der er vorübereilte. Er stand jetzt neben dem Betrunknen und riß ihn mit Gewalt von dem Mädchen zurück. Der Mann taumelte und fiel schwer gegen eine Hausmauer.

„Fräulein Alida, wie können Sie es wagen, hierherzukommen, und nach Hamburg überhaupt? Ich begreife Sie nicht!“

Adrians Stimme klang rauh vor Erregung, und die Gescholtene wandte ihm ihr todblasses Gesicht zu.

„Schelten Sie nur, Herr Schläger," sagte sie mit zitternder Stimme. „Schelten Sie nur! Aber da war die Zeitungsnotiz, ich dachte, ich würde mich wohl hinfinden — nun habe ich mich doch verlaufen! Welch Glück, daß Sie plötzlich da waren!"

„Die Zeitungsnotiz!" Adrian zog sein Blatt aus der Tasche. „Diese hat mich gleichfalls hergeführt! Ein kleines, den bessern Ständen angehörendes Mädchen, das seine Eltern verloren hat, ist im Paradiesgang angetroffen worden! Haben Sie das auch gelesen?"

Alida, der das Sprechen noch schwer wurde, nickte. „Das war es! Heute morgen las ich es, und als Papa fortgefahren war, da —" sie stockte und sah sich mit leisem Schaudern um. „Ich werde es niemals wieder tun!" setzte sie halblaut hinzu.

„Besser nicht, Fräulein Alida! Wozu bin ich denn da? Meinen Sie, daß ich nicht auch an Ihre Schwester denke?"

Rüppell hatte sich wieder aufgerafft. Im Rinnstein hatte er das Stück eines alten Radreifens gefunden. Damit stürzte er wutschäumend auf Adrian zu. Aber zwei kleine blasse Knaben, die auf einer Treppe gesessen und den ganzen Vorgang mit vieler Freude beobachtet hatten, hängten sich an die Schöße seines zerlumpten Rockes und sangen nach der Melodie des „Freut euch des Lebens": Rüppell, Rüppell — Rüppell is knüppeldubn!

Da vergaß der Betrunkne seine Rache und balgte

Digitized by Google

ſich mit den Quälgeiſtern herum, wie er es vielleicht ſchon oft getan hatte. Die Frau aber, an der Adrian vorhin vorbeigeeilt war, trat den beiden jungen Leuten näher.

„Sie kommen woll auch von wegen das Kind, das hier geweſen ſein ſoll? Da ſind ſchon mehr Leute hier im Gang geweſen und haben nach ihr gefragt; aberſten ſo 'n klein Mädchen is hier gar nicht geweſen, Sie können man der Pollerzei fragen, wenn Sie ihr begegnen, und wenn ich Ihnen um eine kleine Gabe anſprechen tu', denn geben Sie mich auch woll ein büſchen! Mein Mann is tot an die Kollera, und was mein' Kinners ſind —"

„Sie hat gar kein Mann und gar kein Kinners!" rief die Stimme einer andern Frau. „Was aber mein Onkel is —"

Adrian legte in jede der ihm entgegengeſtreckten Hände ein Fünfzigpfennigſtück, dann zog er Alidas Arm durch den ſeinen und verließ eilig mit ihr die Gegend, die man in Hamburg das Paradies nennt. Er ging gerade zur rechten Zeit; aus allen Häuſern tauchten Leute auf, deren nächſte Angehörige an der Cholera geſtorben ſein ſollten, und die deswegen ein Almoſen beanſpruchten. Von der Polizei war nichts zu ſehen; erſt in einer freundlichern Gegend ſtand ein mürriſcher Konſtabler, der die ihm vorgelegte Zeitungsnotiz mit gleichgültigem Achſelzucken und der Frage beantwortete, ob die Herrſchaften nicht wüßten, daß alle Zeitungs-

schreiber lögen. Nirgendwo sei ein Kind gewesen, das seine Eltern gesucht habe; in Hamburg gäbe es überhaupt keine verlornen Kinder.

„Auf solche Notiz hin durften Sie jedenfalls nicht nach Hamburg kommen!“ sagte Adrian, als er mit Alida durch Sankt Pauli ging, um sie wieder an den Altonaer Bahnhof zu bringen.

Alida senkte den Kopf. „Seien Sie nicht böse, Herr Schläger! Ich wurde so aufgeregt durch die Nachricht, und ich habe keinen Menschen, mit dem ich mich dann aussprechen könnte! Sie glauben auch nicht, wie schwer es ist, untätig in der Villa zu sitzen.“

„Sie müssen mir aber doch versprechen, niemals mehr auf solche Expeditionen auszugehn!“ rief Adrian. „Sie wissen, daß Sie mir nur einen Wink zu geben brauchen, und wie gern ich bereit bin, alles zu tun, was Sie wünschen!“

„Schelten Sie mich nur noch tüchtig aus — ich habe es verdient, und nun ist ja alles gut!“

Für eine kurze Spanne Zeit war es wirklich gut für die beiden. Sie vergaßen die nüchterne, freudlose Straße, durch die sie der Nachbarstadt zuwanderten, sie sahen für einen Augenblick nicht die unheimlichen Wagen, die an ihnen vorüberfuhren, noch die vielen Menschen mit den kummervollen Mienen. Sie waren glücklich, denn sie hatten sich, und sie wußten, daß sie einander liebten trotz alles Leides, das sie umgab. Als Alida aber von Altona aus mit der Eisenbahn nach Flottbeck fuhr, hinaus

in die herbſtlich graue und öde Landſchaft, da fröſtelte es ſie plötzlich, und ſelbſt der Gedanke an Adrian vermochte ſie nicht zu beruhigen. Er hatte ſie ſo innig angeſehen, als ſie fortgefahren war; ſo treu und zuverläſſig ſah er aus, als könne man Häuſer auf ihn bauen, und doch erfaßte Alida plötzlich eine Angſt, wenn ſie an ihn dachte.

Sechzehntes Kapitel

Herr Bardenfleth kam an diesem Tage spät nach Hause. Seine Tochter hatte sich vorgenommen, ihm zu beichten, wie sie sich nach Hamburg hineingewagt hatte, um der Spur eines verlornen Kindes nachzugehn; aber sie kam nicht dazu. Ihr Vater war sehr zerstreut und antwortete kaum auf ihre Fragen. Er hatte einen Haufen von Briefen mitgebracht, in denen er las, und aus denen er sich Notizen machte. Von dem aufgetragnen Abendbrot genoß er fast nichts, und als er sich eine Lampe näher rückte, gewahrte Alida zu ihrer Bekümmernis, wie abgespannt und gealtert er aussah. Leise fuhr sie ihm mit der Hand über die Stirn.

„Papa, tust du nicht zuviel? Du siehst gar nicht gut aus!“

Bardenfleth lächelte schwach.

„Du fängst hier draußen wohl Grillen, Kleine? Ich bin ganz wohl! Natürlich, diese Zeit, und diese beständige Sorge.“ — Er lockerte plötzlich den Hemdkragen. „Öffne das Fenster ein wenig,“ bat er; „die Luft hier drinnen ist so schwül!“

Aber als Alida gehorchte, kam ein plötzlicher Windstoß von der Elbe her. Die Lampen flammten hoch auf, und Bardenfleths Briefe wehten im

Zimmer umher wie weiße Möwen. Vater und Tochter sammelten alles wieder zusammen, und Bardenfleth meinte lächelnd, er wolle lieber in sein Zimmer gehn, wo die Windgeister ihn nicht störten.

Als er seiner Tochter gute Nacht gesagt und die Tür hinter sich geschlossen hatte, erblickte Alida noch einen Brief, der sich unter den Tischfuß geklemmt hatte. Sie hob ihn auf und betrachtete ihn gedankenlos. Es war kein gewöhnlicher Geschäftsbrief, sie meinte auch die Handschrift zu kennen. Dann sah sie plötzlich ihren Namen und begann zu lesen.

Die Nacht war lange hereingebrochen. Von der Elbe tönte schon der schrille Möwenruf, der vor Sonnenaufgang die gefiederten Wasseranwohner weckt, und noch immer ging Alida ruhelos in ihrem Zimmer auf und nieder. Das ganze Haus schlief. Auch Herr Bardenfleth; vor einigen Stunden schon hatte seine Tochter sich davon überzeugt, als sie das Ohr an die Tür seines Schlafgemachs gelegt hatte. Er konnte schlafen; gottlob, daß er es vermochte, obgleich das Unglück schon mit dumpfem Flügelschlag über ihm rauschte; das Unheil, an dem Alida die Schuld trug. „Bankrott! Zahlungsunfähig!“ Alida wiederholte die Worte seit Stunden mechanisch. Zuerst hatte sie sie nicht verstehen können; nun begriff sie. „Das stolze Haus Bardenfleth insolvent? Die Schande, die Schande! Würde ihr Vater sie überhaupt überleben?“

Zum hundertſten Male wohl las Alida den Brief, den ſie ſeit dem geſtrigen Abend nicht aus der Hand gelegt hatte.

Zermatt, den 10. September.

Mein lieber Bardenfleth!

Dein Brief iſt mir hierher nachgeſandt worden, wohin ich mich mit einigen Bekannten begeben habe, um meine etwas herabgeſtimmten Nerven in der Einſamkeit zu ſtärken. Die Damen, Deine und meine Frau, ſind in Montreux. Dort war es mir zu heiß und zu viel Unruhe. Man iſt eben kein Jüngling mehr und muß ſeine Kräfte ſchonen. Gott mag wiſſen, was uns allen noch bevorſteht! Die Zeiten ſind entſetzlich ſchlecht, und ich habe große Verluſte erlitten. Dein Brief, mein lieber Bardenfleth, hat mich auch noch ſehr bekümmert; denn es gibt nichts Unangenehmeres, als einem alten Freunde eine Bitte abſchlagen zu müſſen. Denn mein alter Freund bleibſt Du, obgleich Deine Tochter Alida ſich ja merkwürdig unfreundſchaftlich gegen uns geſtellt hat. Ich wenigſtens kann nicht begreifen, was ſie gegen meinen Jungen hat, der wirklich ein guter Kerl iſt, und dem man eine kleine Leichtfertigkeit ſchon verzeihen könnte. Lieber Gott, wir ſind doch auch einmal jung geweſen! — Aber ich ſchweife ab. Es iſt mir ſehr peinlich, lieber Bardenfleth, Dir Deine Bitte hinſichtlich der Prolongation der Wechſel nicht erfüllen zu können. Ich wußte übrigens gar nicht, daß dieſe Wechſel, die Du bekanntlich auf Gould Brothers ausgeſtellt hatteſt,

und die dort auch akzeptiert worden sind, in unserm Besitz seien. Jetzt erfahre ich erst durch meinen Prokuristen Hüffer, daß er sie mit andern Wechseln in Zahlung hat nehmen müssen. Daß ich Dir gern den Gefallen erweisen würde, sie auf sechs Monate zu prolongieren, obgleich sie am 30. d. M. zahlbar sind, brauche ich Dir nicht zu sagen; aber ich bin augenblicklich selbst in Geldverlegenheit, da ich zum 1. Oktober verschiedne Zahlungen zu leisten habe. Das Jahr ist eben sehr schlecht, und wir alle gehn einer ungewissen Zukunft entgegen. Meinem Vetter Frederking mußte ich neulich 300000 ins Geschäft geben, damit er nicht fallierte — nun, für einen Verwandten bringt man schon Opfer!

Du aber, lieber Bardenfleth, scheinst mir denn doch zu schwarz zu sehen! Ich kann mir nicht denken, daß Du wegen dieser Summe Deine Zahlungsunfähigkeit anmelden müßtest! Solchen schwarzen Gedanken mußt Du Dich gar nicht hingeben! Allerdings habe ich gehört, daß Deine Niederlassung in Argentinien schlecht abgehandelt hat; deswegen aber wirst Du doch nicht die Flinte ins Korn werfen. Und sollte das Unvermeidliche geschehen, so wird ein Mann mit Deiner Tatkraft und Deinen Kenntnissen leicht wieder eine gute Stellung finden! Laß mich Dir noch einmal sagen, wie unangenehm es mir ist, auf der Einlösung der Wechsel bestehn zu müssen; aber ich kann leider nicht anders handeln! In alter Freundschaft

Dein M. Lindberg.

P. S. Eben erhalte ich einen Brief von meiner Frau, die mir mitteilt, daß Oskar nach Blankenese gefahren ist, um noch einmal mit Alida zu sprechen. Der Junge hatte sich alle diese Jahre darauf gerichtet, Alida zu heiraten; es ist ja auch hart für ihn, daß sich Deine Tochter so unvernünftig benommen hat. Ich für meine Person bin nicht für ein Zusammenflicken der Sache. Deine Valeska und meine Karla sind andrer Meinung. Damen können das Kuppeln nun einmal nicht lassen! — Vielleicht besinnt sich Alida auch noch und sieht ein, daß Oskar ihre schlechte Behandlung nicht verdient, und für meinen Jungen, der sich nach einem geregelten Familienleben sehnt, würde mich ihre Änderung freuen! Im übrigen stehe ich der Sache kühl gegenüber; ich hatte sogar mit Oskar andre Pläne. Doch will ich seinem Glücke nicht im Wege stehn! —

Dein L.

* * *

„Du bist heute sehr blaß, Kleine!“ sagte Herr Bardenfleth zu seiner Tochter, als diese ihm am Kaffeetisch gegenübersaß.

Die Angeredete lächelte mühsam. „Ich habe auch schlecht geschlafen, Väterchen. Der Wind wehte sehr stark, und die Möwen schrien so früh!“

Eine längere Pause entstand. Bardenfleth ordnete an seinen Papieren, zwischen die Alida unbemerkt den Lindbergschen Brief geschoben hatte. Auf dem Gesichte des Kaufherrn lag wieder der

Ausdruck müder Sorge, und als seine Tochter ihn jetzt anredete, fuhr er aus tiefen Gedanken auf.

„Weißt du eigentlich etwas von Lindbergs, Papa?“

„Gewiß!“ erwiderte er, sein Brot langsam in kleine Stücke schneidend. „Der Alte ist in Zermatt, und seine Frau wird wohl mit deiner Mutter zusammen in Montreux sein! Valeska hat ja lange nicht geschrieben — du weißt, Briefschreiben ist nicht ihre Sache!“

„War der alte Lindberg damals eigentlich sehr böse auf mich?“ erkundigte sich Alida zaghaft. Ihr Vater blickte sie einen Augenblick überrascht an, sie hatte noch niemals nach dem alten Lindberg gefragt. Aber er war wiederum zu abgespannt, um sich lange zu wundern.

„Matthias hatte von jeher eine empfindliche, etwas nachtragende Natur,“ sagte er. „Wenn jemand nicht tat, was er gerade wollte, dann versuchte er immer, sich auf eine oder die andre Weise zu rächen!“

„Dann ist er also eigentlich schlecht!“

„Schlecht?“ Herr Bardenfleth schüttelte lächelnd den Kopf. „Liebes Kind, du kennst den jovialen alten Matthias doch selbst ganz gut; früher hast du ihn sogar Onkel genannt. Als du klein warst, saßest du auf seinem Schoß, und er brachte dir Schokolade von Reese und Wichmann mit! Neulich hat er zwanzigtausend Mark für die Cholera-

armen gegeben! Wie kannſt du ihn ſchlecht nennen? Er iſt eben ein Menſch wie wir alle!“

Der Wagen, der Herrn Bardenfleth nach Hamburg bringen ſollte, war vorgefahren, und der Kaufherr ſtieg ein, nachdem er Alida noch zärtlich auf die Stirn geküßt hatte. Keine Miene, kein Wort verrieten der Tochter, daß er um ihretwillen litt, daß es nur eines Wortes von ihr bedurfte, um ihn aus allen Verlegenheiten zu reißen. Frau Valeska hatte einmal halb im Scherz geſagt, ihr Mann dächte zu vornehm für dieſe arge Welt; als Alida langſam durch den Garten ſchritt, mußte ſie an dieſes Wort denken. Ja, ihr Vater dachte vornehm, und ſie — ſollte ſie das Opfer ſeiner ganzen Exiſtenz, ſeines ganzen arbeitsreichen Lebens ebenſo ſtillſchweigend annehmen, wie er es ihr brachte? Würde ſie ſich jemals ihrer eignen Liebe zu Adrian freuen, würde ſie ihm jemals ihre Hand geben können, wenn ſie wußte, daß ſie das Lebensglück der Ihrigen zerſtört hätte? Sie ſtand auf der Gartenterraſſe und blickte hinab in das graue Waſſer. Heute ſchien keine Sonne; farblos und trübe war der Tag aufgegangen, farblos und trübe würde von nun an ihr Leben ſein. Und doch, war es nicht viel beſſer, ihr eignes kleines Ich zu opfern, als andre für ſich leiden zu ſehen? —

Die Stunden verrannen, raſtlos ging Alida im Garten hin und her. Endlich kam das Hausmädchen und beſtellte, daß das zweite Frühſtück aufgetragen ſei. Zugleich meldete ſie, daß die alte

komiſche Frau aus Hamburg, die ſchon einmal hier geweſen wäre, wieder da ſei und Fräulein Alida ſprechen wolle. Sie ſäße weit vom Hauſe entfernt auf einer Gartenbank und dürfe auch nicht herein.

Die Dienſtboten des Bardenflethſchen Hauſes ließen nämlich keinen Menſchen, der aus Hamburg kam, zu ſich herein, obgleich ihr Herr jeden Tag in die Stadt fuhr. Aber von dieſem nahmen ſie an, daß er nicht mit Cholerakranken in Berührung komme, während ſie beſonders vor ihresgleichen eine entſetzliche Angſt hatten.

Tante Tine ſaß alſo faſt an der Gartenmauer und ſah etwas erhitzt und auch böſe aus. Der Empfang der Bardenflethſchen Dienſtboten ſchien ihr nicht beſonders gefallen zu haben, und ſie ſagte trotzig zu Alida, ſie ſtecke nicht an, wenn ſie auch manchmal einem Cholerakranken geholfen habe und ſich dieſes Unrechts auch nicht ſchäme. Das junge Mädchen ſuchte ſie zu beruhigen. Sie brachte ihr ein Glas Wein und etwas Butterbrot, nach deren Genuß die Alte etwas freundlicher wurde.

„Nichts for ungut, Fräulein Alida, aberſten man hat wirklich Sorgen“, meinte ſie endlich ſeufzend. Alida antwortete nicht, und Tante Tine ſah ſie mit ihren ſcharfen Augen an.

„Mein Gott, Fräulein, Sie könnten auch beſſer ausſehen, hier in die ſchöne Luft, wo es gar nicht nach Karbol riecht; ich mein', hier muß jedwerein

geſund werden, und darum bin ich ja grad gekommen!“

Sie begann eine lange, umſtändliche Geſchichte zu erzählen, von Rüppell, von Roſe Valentin, vom Ohlsdorfer Wege; es wurde Alida ſchwer, ihr zuzuhören. Allmählich aber verſtand ſie doch die Tatſachen, die die Alte ihr weitläufig vortrug. Es kam alles von der Liebe. Rüppell hatte Roſe aus Liebe und grimmiger Eiferſucht ermorden wollen und hatte auch geglaubt, es getan zu haben. Er war zu Tante Tine gekommen und hatte von ihr verlangt, Roſes Leichnam am Ohlsdorfer Wege zu ſuchen, da er ſie beerdigen wolle. Er hatte im Delirium geſprochen, das ihn auf Stunden überfiel, aber Tante Tine war doch ängſtlich geworden und war ausgegangen, um Roſe zu ſuchen. „Ich mocht' ihr ja nich leiden,“ ſagte ſie halb entſchuldigend, „abers ein büſchen Menſchenliebe muß man doch auch for die haben, die man in'n gewöhnlichen Leben nich ausſtehn kann.“

Sie hatte Roſe denn auch gefunden. Nicht als Leiche, ſondern als Schwerkranke im Keller einer Gemüſehändlerin. Die Cholera hatte ſie nicht gehabt; eher Gehirnentzündung oder etwas Ähnliches. Sie ſprach irre und lachte manchmal ganz lange ohne Grund, dann weinte ſie wieder. „Was es eigentlich mit ſie is, kann ich nich begreifen,“ meinte Tante Tine; „Kollera is es nich, du lieber Gott, nein; abers in den Keller kann ſie nich bleiben, und die Frau will ihr auch nich behalten, weil daß

alle Leute denken, sie hätt' eine Kolleratkranke ins Haus; wenn Rose auch Geld hat. Dreihunnert Mark hat sie in Scheinen; wo die herkommen, kann ich nich wissen, abers sie hat sie."

Und allmählich verstand Alida, daß sie Tante Tine einen Rat geben solle. „Sie meinen," sagte sie, sich gewaltsam aus ihren Gedanken aufraffend, „daß dies Mädchen sich hier auf dem Lande erholen soll? Ich glaube, da läßt sich Rat schaffen. Dicht an unserm Garten wohnt eine alte Frau, sie hat ein niedliches Häuschen und eine kleine stille Laube; ich will sie fragen, ob sie Ihren Schützling nehmen will."

Sie ging hastig davon, froh, sich bewegen und einen Augenblick etwas andres denken zu können. Nach einer Viertelstunde kehrte sie zurück.

„Frau Kähler will das junge Mädchen eine Zeitlang bei sich aufnehmen. Nicht wahr, so meinten Sie es doch?" setzte sie mit ihrer gewohnten Freundlichkeit hinzu, als die Alte sie etwas zögernd und verlegen ansah.

„Ganzen gewiß, Fräulein, so meint' ich es! Was die Bardenfleths sind, die verstehen einen, auch wenn man so 'n gewöhnlichen Person is wie ich. Ich mein' bloß," setzte sie stockend hinzu, „was Sie woll von mich denken, daß ich noch gar nich von die klein' süße Deern, die Ilse, gesnackt hab'! Wo es mich doch so gräßlich leid tut, und ich jedeweden Abend for ihr bete!"

Es waren nicht die treuherzigen Worte allein,

es war der Ausdruck von Tante Tines Geſicht, der Alida plötzlich aus der Faſſung brachte. Sie begann heftig zu ſchluchzen, und ihr ganzer Körper zitterte.

„Tante Tine," murmelte ſie. „Es gibt zu viel Schweres auf der Welt!"

„Zu viel?" Die Alte ſah ſie mit ihren guten Augen an. „Ja, Fräulein, zum Spaß is das Leben nich; das weiß unſer himmliſcher Herrgott; aberſten wenn wir man immer unſre Pflicht tun und ein büſchen geduldig ſind, ich mein', ein paar Roſen wachſen doch auf jedweden Weg, wenn ſie auch Dornens haben."

„Roſen!" Alida mußte bitter lächeln, die Alte aber legte leiſe die Hand auf ihren Arm.

„Fräulein, Sie glauben das nu woll nich, abers Sie ſind doch ein' Roſe for mein Herr Julius ſein Lebensweg. Und Sie haben keine Dornens; nee, ganzen gewißlich nich! Mein ſüßen Herr Julius! Was ſieht er blaß aus! Den Tag vor ehegeſtern hab' ich ihm fahren ſehen, ich mein', ſein Geſicht is ganzen verändert. Und er ſah mir gar nicht; ſonſten ſieht er mir immer."

„Er hat viele Sorgen", ſagte Alida.

„Nu ganzen gewiß! die Geſchäftens gehen ſlecht. Geſtern is ein Mann in Hambuch bankrott geworden, der hat vorigs Jahr noch vier Millionen gehabt! Ja, unſ' Herrgott ſein' Hand is mannichmal ſwer!"

Alida hatte haſtig ihr Tuch an die heißen

Augen gedrückt; nun schwieg sie einige Minuten und begann dann davon zu sprechen, wie die kranke Rose Valentin heraustransportiert werden sollte, und von andern Dingen. Endlich begleitete sie die alte Frau halbwegs nach dem Flottbecker Bahnhofe und ruhte nicht eher, bis Tante Tine das Fahrgeld von ihr angenommen hatte.

Am Abend desselben Tages kam eine Droschke aus Hamburg heraus, die Rose Valentin zu Frau Kähler brachte. Diese stand in der Tür ihres mit Stroh gedeckten Häuschens und half sowohl Rose wie auch Tante Tine heraus, die das kranke Mädchen begleitet hatte. Rose sah verändert aus; sie war sehr mager geworden, und ihre Augen hatten dunkle Ringe. Sonst war sie noch so hübsch wie ehemals. Sie erklärte in weinerlichem Tone, sehr müde zu sein, und Frau Kähler, eine rüstige ältere Frau, zeigte ihr ihr kleines freundliches Stübchen.

„Se ward hier doch nich dod bliewen?“ fragte sie Tante Tine besorgt, als sie wieder zu dieser zurückkehrte. Die Gefragte schüttelte den Kopf. „Nein, meine liebe Frau, diese Sohrte, die is mehr fors Leben als for den Tod — die wird sich schon verholen.“ Tante Tine sprach mit der leichten Überlegenheit, die die Stadtbewohner immer haben, wenn sie mit Leuten vom Lande sprechen, und Kählersch machte auch ein demütiges Gesicht und schenkte ihrem Besuch eine Tasse Tee ein.

„Mich wondert bloß, daß Fräulein Allida noch nich hier is; sie hat es mich doch zugesagt“, bemerkte Tante Tine am Ende einer langen und angeregten Unterhaltung, die nur von der Cholera gehandelt hatte.

„Ich glaube nich, daß sie kommen tut,“ erwiderte Kählersch, die sich verzweifelte Mühe gab, ebenso fein zu sprechen wie ihr Besuch. „Was der Diener is, der war vordem hier, und he seggte, daß Frölen zu Bett is. Hatt' all düssen Morgen hellschen slecht ins Gesicht ausgesehen; aberst en krank darf see doch nich warrn. Mich deucht, sie sollt' sich bald ein büschen verloben, damit da wieder mal was Gutes passiert. Da is so 'n klein netten Herrn, der ümmer mit Herr Bardenfleth ankömmt —“ sie stockte, weil sie nicht recht weiter wußte.

„Verlobung is was Schönes“, sagte Tante Tine, vor Rührung das Stück Zucker verschluckend, das sie für die nächste Tasse Tee in den Mund gesteckt hatte.

„Ganzen gewiß; wenn es der Rechte ist!“ sagte Kählersch feierlich. Als verheiratete Frau konnte sie sich diesen Zusatz schon erlauben, und Tante Tine nickte bescheiden, wie es sich für ihren jungfräulichen Stand gehörte.

„Was die Bardenfleths sind, die tun immer das Rechte!“ mußte sie aber doch sagen.

Siebzehntes Kapitel

Im Garten des großen Krankenhauſes lagen, auf einem abgetrennten Platz, mehrere Kinder auf langen Stühlen. Sie trugen die Kittel der Kranken und hatten magere, ſpitze Geſichter. Bei allen ſchien die Kraft der Geſundheit und die Luſt am Leben noch nicht wiedergekehrt zu ſein, gleichgültig ſahen ſie in die tanzenden Blätter der Bäume über ſich, ohne eine Spur von Freude an dem hellen Sonnenſchein zu empfinden. Verſchiednes Spielzeug lag auf ihrem Schoß oder ſtand neben ihnen; ſie griffen kaum danach, ihre Hände waren zu ſchwach, und ihr Geiſt zu müde. Zwei kleine Mädchen beſonders lagen vollſtändig apathiſch auf ihren Plätzen. Es war warm, und doch waren ſie in Decken gehüllt, und beide hatten die magern Arme unter die gewebte Wolle geſteckt und lagen mit geſchloſſenen Augen. Das eine Mädchen war etwas größer als das andre, und ſeine Züge waren auch entwickelter als die der kleinern, im übrigen ſahen beide ſehr gleich aus. Beide ſehr blond, mit dunkeln Augen und feinen Zügen. Beiden war das Haar vollſtändig kahl abgeſchoren, ſo daß ſie wie kleine Jungen ausſahen; bei der jüngern ſah es noch dazu aus, als ob der Kopf ganz kahle Stellen hätte; dann trug ſie auch unechte goldne Ohrringe, und

dies war das einzige, das sie sofort als Mädchen kennzeichnete. Beide Kinder hatten vielleicht schon mehrere Stunden ganz teilnahmlos gelegen, während einige ihrer Kameraden schläfrig mit Pferdchen und Puppen spielten; nun kam ein großer Mann, der vorsichtig ein Teebrett trug. Das kleinere Mädchen mit den Ohrringen richtete sich plötzlich auf. „Da is Unkel!“ sagte sie mit einer dünnen Stimme; „oh Unkel, gib mich was zu essen — ich bleib sonsten tot!“

„Damit hat's nun doch keine Eile,“ lachte der Angeredete gutmütig. „Sei man nich gleich so ungeduldig, Male!“

Aber er reichte ihr doch zuerst ein Glas mit Eierwein, nach dem die Kleine gierig griff. Schon setzte sie es an die Lippen; dann aber ließ sie es wieder sinken.

„Gib man es erstens an Lene — sie is wieder swach heut morgen!“ Und sie streckte ihren magern kleinen Arm mit dem Glas in der Hand zu der andern Kleinen hinüber.

„Komm, mein' Lene, komm, klein' Deern,“ sagte sie in einem altklugen, mütterlichen Tone; „wach auf und trink ein büschen! Unkel Folkert is all wieder hier und bringt uns was Guts! Oha, das smeckt gut!“

Die Angeredete war wie aus einem tiefen Traum emporgefahren.

„Ich weiß nicht — ich will nicht!“ murmelte sie. „Wo ist Mama?“

„Na, nu frag' man nich so viel, Lene; nimm dich man ein Sluck von das Wein! Wein haben wir sonstens niemals gekriegt, nich, Lene Feddersen?"

„Nein!" sagte diese, halb in Gedanken, und dann griff auch sie nach dem Glase, das Folkert ihr an die Lippen hielt. Der kräftige Trank belebte sie ein wenig; sie öffnete die grauen Augen etwas weiter und sah Folkert freundlich an.

„Vielen Dank, Onkel!"

Der Dithmarscher strich vorsichtig über den glattgeschornen Kopf. Er hatte Lene Feddersen am allerliebsten von den Kindern, seitdem der kleine Heine gestorben war. Zuerst hatte er sie nicht gekannt, weil sie in einer andern Abteilung verpflegt worden war. Sie war schon lange krank und konnte sich gar nicht erholen. Folkert verstand nicht, was die Ärzte miteinander redeten, wenn sie gelegentlich an ihrem Bette standen; aber es kam ihm doch vor, als wenn sie noch immer sehr krank sei. Die Cholera hatte Lene allerdings überwunden; aber soviel wußte Folkert jetzt auch, daß es gefährliche Nachkrankheiten gab, an denen viele Menschen noch starben. Eine solche Nachkrankheit bereitete sich vielleicht bei der Kleinen vor, und deshalb mußte sie so vorsichtig behandelt werden.

„Nu, mein' Kleine?" Folkerts Stimme wurde immer weich, wenn er mit den kranken Kindern sprach. „Wie is das denn nu mit dich? Kannst dir noch ümmer nich zurechtfinden?"

Die Gefragte hatte sich, nachdem sie getrunken hatte, schon wieder zurückgelegt und sah schläfrig aus.

„Doch — ich finde mich zurecht“, sagte sie und schloß die Augen. Male aber nickte dem Wärter triumphierend zu.

„Ja, Unkel, nu weiß sie all, wie sie heißt, und schüttkoppt nich ümmer, wenn ich ihr Lene ruf'. Nich, Lene? Wie heißt du, mein' Lene?“

„Lene Feddersen“, lautete die müde Antwort, und Male lachte zufrieden.

„Hast gehört, Unkel; nu weiß sie ihren Namen all wieder. Weißt noch, wie sie ümmer sagte, sie hieß' gar nich Lene, und wenn wir ihr fragten, was denn ihr Name wär', denn wußt' sie den auch nich.“

Male war schwach; aber sie hatte eine starke Zunge. Am liebsten hätte sie noch eine ganze Weile mit Folkert geplaudert; der aber drückte sie sanft wieder in die Kissen zurück und sagte, sie müsse nun schlafen. Das tat sie denn auch ganz gehorsam, und als der Dithmarscher nach zwei Stunden wieder bei den Kindern erschien, schliefen Male und Lene noch ganz fest. Aber Male wachte immer auf, wenn sie die Nähe von Eßwaren witterte: sie war wohl noch niemals in ihrem Leben ganz satt gewesen, und daß sie im Krankenhause so gut verpflegt wurde, kam ihr wie ein Wunder des Himmels vor.

Sobald sie also den schweren Tritt Folkerts auf

dem Kieswege hörte, richtete sie sich in die Höhe und rief noch halb verschlafen:

„Lene, mußt aufwachen! Unkel is da!“

Lene wachte langsam und entschieden ungern auf; aber sie griff doch nach dem stärkenden Trank, während Male unausgesetzt plapperte.

„Lene, ich hab' auch was geträumt. Ich träumte, daß mein Papa nach Hause käm'.“

„Wo is dein Vater denn?“ fragte Folkert.

„Papa is in Fuhlsbüttel zu Besuch. Ins Spinnhaus oder Zuchthaus — eins von die beiden. Mama sagt, da paßt er auch hin; abers nu, wo ich träumte, kam er nach Haus. Und ich fang an zu singen:

Der Mai is gekommen,
Die Bäume slagen aus —
Da bleibe, wer Lust hat —
Mit Sorgen zu Haus!“

Die kleine Stimme klang dünn und jämmerlich; aber die andern Kinder, die auch ihre kleine Mahlzeit hielten, kamen doch ein wenig näher, und ein etwa sechsjähriger Junge begann dasselbe Lied zu zwitschern.

Folkert stand nachdenklich da. „Ich hab' dir warraftigen Gott schon einmal gesehen, Male, weiß bloß nich wo?“

„Oh — ich hab' dir vielleicht auch schon gesehen, Unkel; ich hab' all viele fremde Männers gesehen. Bist du vielleicht auch ein Bäckergesell gewesen, Unkel?“

„Ein Bäckergeſell? Nee, Deern; warum fragſt du mir das?“

„Nu, weil die Bäckergeſellen ümmer in Mutter und mein Bett ſliefen. Wir lagen da in bis fünf Uhr morgens, und denn waren die Geſellens mit die Arbeit fertig. Denn gingen die in unſer Bett, und wir mußten raus. In Winter war das hellſchen kalt, und Mama hat mir denn mannichmal bei die alte Frau untergeſteckt, die nebenan ſlief. Die hatt' bloß all die Katzens in Bett, und da war ich bange vor!“

„Wo blieb dein' Mutter denn?“ fragte Folkert, der der Kleinen ungläubig zuhörte.

„Oh, die ging aus zu waſchen, oder ſie ſaß auf Treppe, bis es Tag wurd'. Ich mocht' nicht auf Treppe in Dunkeln ſitzen, weil daß Müllers Swein manchmal auskniff und denn die Treppe 'runterfiel!“

„Aber, Kind doch! Da wird doch in Hamburg auf die Etaſche kein ein Menſch ein Swein halten! Lüg man nich ſo gräßlich!“ ſagte Folkert ärgerlich.

Die Kleine ſah ihn ganz erſtaunt an.

„Aberſten Onkel! Warum ſollten ſie das denn nich tun, wo es doch ſo profitlich is? Denk dich, ein Swein — da kann man Fleiſch von ſneiden! Müllers waren reich — die hatten in ihr Slafſtube ein Swein, und wenn ſie das geſlachtet hatten, denn holte Unkel Müller ein kleines Swein wieder. Von Hoppenmarkt!“

„Laß nun man das alte Snacken ſein und ſlaf

weiter", ſagte der Dithmarſcher ziemlich kurz und ging wieder fort.

Male ſah ihm betroffen nach. Sie konnte nicht verſtehn, daß Folkert ihr nicht zu glauben ſchien, und es war doch alles ſo, wie ſie es erzählt hatte.

„Lene Fedderſen!" Sie wandte ſich an das andre Mädchen. „In dein Etaſche ſind doch auch gewiß Sweine? Nich?"

Lene, die ihr mit geöffneten Augen zugehört hatte, ſah ſie zweifelnd an.

„Ich weiß nicht!" murmelte ſie dann.

„Nu, natürlich, du weißt nie was! Erſt weißt du nich, ob du Lene Fedderſen heißt, und denn weißt nich mal, ob da nich 'n Swein auf die Etaſche war!"

„Auf der Etage" — Lene ſprach kein verkehrtes Deutſch, was ihr von den andern Kindern den Vorwurf eintrug, ſie ſei „ſtolz"; „auf der Etage — nein, wir hatten kein Schwein!"

„Na, ihr brauchtet das ja auch nich zu haben; ſo reich is dein' Mamma gewiß nich geweſen. Abers du konnteſt doch jemand kennen, der ein Swein hatte. Dora Köhler, was mein Freundin is, die wohnt in'n Keller, drei Treppen tief, und da ganz unten, da hatten ſie noch Hühner!"

Sie ſprach noch eine Weile weiter; aber Lene hörte ſchon lange nicht mehr. Sie lag wieder ausgeſtreckt, und ihre Augen ſchloſſen ſich halb. Aber ſie wollte der geſprächigen Freundin doch noch einmal antworten.

„Jeder hat seinen Packen zu tragen; bei dem einen kann man es sehen, bei dem andern kann man es nicht sehen“, murmelte sie, und Male sah sie verdutzt an.

„Das hast schon einmal gesagt, Lene; das kann ich nich verstehn — is das ein Gedicht von Schule? Gerade so wie mein Gedicht?“

Wieder sang sie: „Der Mai is gekommen, die Bäume slagen aus“, und als sie fertig war, legte sie sich auch zum Schlafen.

In der Stadt war es noch immer sehr heiß, und wenn auch Handel und Verkehr nicht mehr so stockten wie in den ersten schrecklichen Wochen der Seuche, so stand doch noch alles unter dem Wahrzeichen der Cholera, und immer noch fuhren die Wagen mit ihrer traurigen Ladung zu den Krankenhäusern. Überall regten sich fleißige Hände zur Hilfe der Armen, und in der ganzen Stadt herrschte eine fieberhafte Wohltätigkeit. Sanitätskommissionen drangen in die entlegensten Höfe, in Kellerwohnungen, von denen die Obrigkeit bis jetzt keine Ahnung gehabt hatte, und ganze Familien, die bis dahin in unglaublichem Schmutz und in einer fast asiatischen Verkommenheit gelebt hatten, wurden in eigens dazu gemieteten Lokalen untergebracht und einer gründlichen Reinigung unterzogen.

Von all dieser Unruhe bemerkten die Kinder im Krankenhause nichts. Sie befanden sich wie auf einer stillen Insel, auf der ewiger Frieden herrschte, und den meisten unter ihnen, die aus

einer Atmoſphäre des Leidens und der Entbehrungen kamen, mußte dieſes Leben wie ein köſtlicher Traum vorkommen. Dieſe kleinen Kranken waren ja zum Teil todkrank und namenlos auf der Straße aufgegriffen worden, auf der ſie umherirrten, um ihre Eltern oder Anverwandten zu ſuchen. Und dieſe waren vielleicht ſchon lange begraben.

Es war deshalb auch für die Verwaltung des Krankenhauſes oft eine Unmöglichkeit geweſen, die Namen der ihr zugeführten kranken Kinder ausfindig zu machen. Sie ſelbſt waren oft noch zu klein, um ihn richtig anzugeben, oder ſie hatten ihn in der Todesangſt vergeſſen. Da wurde denn mancher kleiner Namenloſer in die Erde geſenkt, von dem niemand wußte, und nach dem auch niemals jemand fragte. Alle waren nicht ſo klug wie Male, die ſich, krank und zitternd, bis zu einem Polizeiamt geſchleppt und mit ſchriller Stimme verkündet hatte: „Ich heiße Male Schädlich, und nu hab' ich ihr auch!“

„Amalie Schädlich!“ ſtand von dem erſten Tage ihrer Erkrankung an über ihrem Bette in der Baracke, und ſeitdem ſie zu den Geneſenden gehörte, trug ſie mit viel Stolz eine Marke um den Hals, auf die gleichfalls ihr Name geſchrieben war.

„Das is darum, damit Mamma mir gleich kennt, wenn ſie mir holt“, erzählte ſie den Genoſſen, die denn auch nach ihrem eignen Halſe griffen, um die eigne Marke zu zeigen. Aber die Marken hatten noch nicht viel geholfen; nach den Kindern dieſer Ab-

teilung hatte sich bis jetzt kaum ein Mensch erkundigt. Sie schienen von niemand entbehrt zu werden.

Aber sie machten sich alle nichts daraus; sie hatten es ja gut und fühlten sich auch noch zu schwach, um Heimweh zu empfinden. Einige waren auch ein bißchen dumm, und diese verachtete Male ein wenig. So zum Beispiel Lene Feddersen, die eine ganze Zeitlang behauptet hatte, sie hieße gar nicht so. Sie habe einen andern Namen und habe ihn nur vergessen. Das war nun wirklich sehr verkehrt von der kleinen Lene, die schon eine lange Zeit in einem Bette gelegen hatte, über dem der Name Helene Feddersen in deutlicher und sogar schöner Schrift prangte. Wenn der Name über ihrem Bette stand, dann hieß sie doch auch so, daran war nicht zu zweifeln, und die Wärter sagten dasselbe. Lene wurde mit ihrem schwachen Widerstande einfach ausgelacht, und bald gab sie ihn auch auf; es war ihr einerlei, wie sie hieß. Wenn sie nur schlafen und manchmal etwas essen konnte, dann war sie zufrieden. Die Tage glitten so gleichmäßig dahin für sie und Male, ohne jede Veränderung. Sie waren beide noch zu schwach, als daß sie in ein Quarantänehaus vor dem Brooktor und von dort nach dem Waisenhause hätten gebracht werden können, das sein großes Schulgebäude zu einem Heim für die Cholerawaisen umgestaltet hatte. So kam es, daß sie zusammenblieben und sich aneinander gewöhnten, während die andern Kinder allmählich in der Genesung so weit fortschritten, daß sie in die Quaran-

täne gebracht und durch andre erſetzt werden konnten.

Male Schädlich wurde förmlich „kregel“, wie Folkert von ihr ſagte, der das kleine Mädchen gern hatte, trotz ihrer ſonderbaren Reden, von denen er manche nicht glaubte. Der junge Aſſiſtenzarzt, der ſie häufig unterſuchte, ſchüttelte zwar nach jeder Unterſuchung bedenklich den Kopf, aber ſie wurde immer vergnügter, und das war doch entſchieden ein gutes Zeichen. Wenn ſie nicht ſchlief, dann plapperte ſie fortwährend und erzählte Lene Feddersen alles, was ſie in ihrem kurzen Leben erlebt hatte. Das war natürlich nicht viel; aber Lene hörte ihr doch immer wieder zu, und es ſchien faſt, als ob ſie durch die Kleine etwas aufgeweckter würde. Die Ärzte ſagten, ihre Gehirntätigkeit habe durch die Cholera gelitten, und dadurch ſei ihr Gedächtnis ſo ſchwach geworden. Es könnte aber immerhin ſein, daß ſie allmählich wieder kräftiger würde, und daß dann auch das Gedächtnis zurückkehrte.

Es könnte ſein! Für Folkert war das nur ein ſchwacher Troſt. Er hatte Lene ganz beſonders in ſein Herz geſchloſſen, obgleich ſie ſo wenig ſprach und faſt niemals lachte. Hätte er Zeit gehabt, ſo würde er ſich viel mit ihr beſchäftigt haben; aber er fand nur wenig Muße, wenn auch ſein Dienſt leichter war als in der erſten Zeit, wo er die Schwerkranken in den Cholerabaracken gepflegt hatte. Dort hatte man ihn aber nach zwanzig Tagen angeſtrengteſter Arbeit weggeſchickt, weil

auch seine felsenfeste Gesundheit die ungeheure Anstrengung des Pflegens nicht mehr vertragen konnte. Er war einer von den wenigen gewesen, die überhaupt solange auf ihrem Posten hatten ausharren können. Nun hatte er zur Erholung ein Amt erhalten, wo er jede zweite Nacht doch einige Stunden schlafen konnte, und wo sich sein Dienst meist nur auf die Rekonvaleszenten erstreckte.

Diese entsetzliche Zeit der Arbeit war übrigens für Folkert von großem Werte gewesen. Sie hatte ihn auf ganz andre Gedanken gebracht, wenn er überhaupt Zeit zum Denken fand; und wenn er an Rose dachte, so geschah dies nur mit einer Art von nachdenklichem Mitleid. Vor einigen Wochen hatte ihn noch eine grimmige Schadenfreude bei der Vorstellung erfaßt, daß auch Rüppell von Rose angeführt worden sei; jetzt empfand er gar nichts mehr für den einst glücklichen Nebenbuhler, weder Haß noch Verachtung.

Achtzehntes Kapitel

Zwiſchen dem Bardenflethſchen Garten und einem andern Landſitze führte ein ſchmaler Landweg an den Strand der Elbe. Hier ging an einem Herbſtmorgen Oskar Lindberg langſam auf und nieder. Er trug einen Strauß von köſtlichen gelben Roſen in der Hand und blickte die duftenden Blüten nachdenklich an. Einmal war er ſogar ſo in ſeine Betrachtungen verſunken, daß er faſt ſein hübſches Geſicht in die Blumen gedrückt hätte. Auf halbem Wege aber hielt er inne und zog das Seidenpapier, in das die Stengel eingeſchlagen waren, bis über die Roſen. Ein korrekter Kavalier darf nicht an den Blumen riechen, die er der Dame ſeines Herzens ſchenken will; das iſt ein ungeſchriebenes, aber ſtrenges Geſetz, und Oskar Lindberg gehörte zu den Leuten, die die Geſetze des feinen Benehmens aufs genauſte befolgen. Er war ein gut gewachſener junger Herr mit hübſchen Zügen und einem ſtattlichen Schnurrbart, wie es ſich für einen Reſerveoffizier bei den Huſaren ziemte, und wie er in ſeiner äußern Erſcheinung eine unauffällige, aber vornehme Eleganz zur Schau trug, ſo gab er ſich auch Mühe, ſeinen innern Menſchen nach einer gewiſſen vornehmen Schablone zu formen.

Oskar Lindberg war durchaus kein schlechter Charakter. Es war ihm bis dahin nur viel zu gut im Leben gegangen. Für den verwöhnten Sohn seiner reichen Eltern gab es keinen Wunsch, den man ihm nicht befriedigt hätte. Was an guten Anlagen in ihm ruhte, hatte keine Gelegenheit gehabt, sich zu betätigen: von seiner Kindheit an war ihm jedes Hindernis aus dem Wege geräumt worden, und schon auf der Schule hatte es geheißen: Lindberg kann zu Hause alles tun, was er will; sein Alter vergöttert ihn, und wenn er einmal einen Mord begeht, so wird Papa Lindberg sagen: Mein Junge hat keine Schuld!

An einen Mord hatte Oskar nun in seinem ganzen Leben nicht gedacht, und Papa Lindbergs Liebe war nicht auf diese harte Probe gestellt worden. Aber es war allerdings wahr, daß der alte Matthias, einst der gute Freund Bardenfleths, noch niemals so erbittert auf jemand gewesen war wie auf die ganze Familie Bardenfleth, seitdem Alida die Verlobung mit seinem Sohne aufgehoben hatte. Der alte Herr gehörte zu den Menschen, bei denen die Zeit nicht mildert; je mehr Wochen über dieses Ereignis dahingingen, desto mehr empfand er die seinem Sohne zugefügte Beleidigung als eine Schmach, die er zu rächen hatte. Nach seiner Ansicht war Oskar der begehrenswerteste Mann in ganz Hamburg, und das Mädchen, das ihn verschmähte, verdiente nicht allein eine Strafe; ihre ganze Familie sollte für ihre Torheit büßen.

Den ganzen Sommer hindurch hatte Frau Lindberg mit ihrem Manne einen ſchweren Stand gehabt, und es war kein Wunder, daß ſie ihrer Freundin Valeska Bardenfleth manchmal etwas vorklagte, daß beide Frauen über Alida und ihre Torheit ſeufzten und darüber nachdachten, wie alles noch gut zu machen ſei. Oskar ſelbſt hatte Alidas Ablehnung anfänglich kühl ertragen, denn er konnte ſich nicht verhehlen, daß er durch ſein eignes Auftreten gewiſſermaßen der Urheber des Bruches geweſen ſei. Er war ſich ſehr männlich und entſchieden vorgekommen, als er ihr erklärt hatte, daß er an der Liebſchaft mit Ada feſthalten wolle, und hatte ſich auch einige Wochen in dem Glauben gewiegt, ſein Benehmen verdiene allgemeine Hochachtung. Allmählich hatte ſich aber ſeine Anſicht geändert. Schon die Art, wie ſeine Bekannten gefliſſentlich vermieden, von ſeiner zurückgegangenen Verlobung zu ſprechen, hatte ihn verdroſſen. Dann mußte er auch bemerken, daß Alida in den Augen vieler Menſchen nur geſtiegen war, als ſie erklärt hatte, ihren zukünftigen Gatten nicht mit einer Schauſpielerin teilen zu wollen; und endlich hatte die kleine luſtige Ada, um die die ganze Sache gekommen war, mit einem Akrobaten das Weite geſucht. Einige unbezahlte Rechnungen hatte ſie ihrem guten, lieben Oskar allerdings zurückgelaſſen, aber dieſe waren nicht geeignet geweſen, ſehr tröſtlich auf ihn zu wirken. Dann war die Epiſode mit Roſe Valentin gekommen.

Während Oskar jetzt an das schöne, gefallsüchtige Mädchen dachte, zog er die Augenbrauen zusammen und bohrte seinen dicken Spazierstock in den weichen Elbsand. Sie war entzückend gewesen, aber so entsetzlich anspruchsvoll und unverschämt. Er hatte sich gefreut, als er sie mit einigen blauen Scheinen hatte verabschieden können. — Nein, der Sommer war nicht angenehm für Oskar Lindberg gewesen, obgleich er sich nachher in der Schweiz nach Kräften zu zerstreuen gesucht hatte.

Dabei hatten ihn die Nachrichten aus seiner Vaterstadt aber doch bekümmert und erregt; dazu die stetige schlechte Laune seines Vaters, und endlich die immer mehr hervortretende Sehnsucht nach Alida. Er hatte sich damals so leicht und anscheinend kampflos von ihr getrennt; nun empfand er täglich mehr, daß sie ihm überall fehlte, daß er ein Tor gewesen war, als er sich von ihr lossagte um einer Ada willen! Oskar war keine leidenschaftliche Natur, aber er hatte das zähe Festhalten des Norddeutschen; er konnte Alida nicht vergessen, und da sie sich ihm versagte, begann er sich nach ihr zu sehnen. Nach ihr und einer ruhigen Häuslichkeit, nach einer Villa in Blankenese, nach einer schönen Geselligkeit, nach allem, was er im Frühjahr schon hätte haben können, wenn er nicht eigensinnig gewesen wäre.

Es war kein Wunder, daß Matthias Lindberg fand, sein Sohn sähe schlecht aus, daß sich seine Mutter Sorgen machte, daß Frau Valeska zu Rate

gezogen wurde, daß die zwei Freundinnen versuchten, neue Fäden zwischen den zwei Menschen zu spannen, die doch nun einmal füreinander bestimmt sein sollten. Zarte Fäden konnte der alte Lindberg nicht weben, er verstand es nur, einen Strick zu flechten, der Bardenfleth um den Hals gelegt werden sollte, und es fiel ihm gar nicht ein, seiner Frau oder seinem Sohne von seiner eigentümlichen Heiratsvermittlung Mitteilung zu machen. An die feine Diplomatie der Frauen glaubte er überhaupt nicht; nach seiner Ansicht mußte man eine Sache energisch beginnen, wenn man sie durchführen wollte. Und doch war es einzig und allein der sanften Überredung Frau Lindbergs zu danken, daß sich Oskar endlich entschlossen hatte, nach Blankenese zu kommen. Von dort hatte er an Fräulein Bardenfleth einen Brief gerichtet, dessen Inhalt ihm von seiner Mutter eingegeben war, und der Alida um Wiederherstellung der alten Beziehungen bat. Zwei Tage waren vergangen, ehe er eine Antwort erhalten hatte, dann waren einige Zeilen von Alida gekommen, die ihn ermutigten, noch einmal zu schreiben und zugleich zu bitten, ob er sich ihre Antwort heute morgen nicht selbst holen dürfe.

Deshalb stand er jetzt am Elbufer mit seinen Rosen in der Hand, sah auf das graue Wasser, von dem die Leute noch immer behaupteten, daß es giftig sei, und hatte dabei die Empfindung, daß er wie ein Schulknabe aussähe, der um Verzeihung bitten solle. Zwar suchte er sich damit zu

ermutigen, daß sein Vater immer behauptet hatte, er sei der Gekränkte, und Alida müsse ihn um Nachsicht wegen ihrer lächerlichen Vorurteile bitten; aber diesen Gedanken konnte er doch nicht festhalten, und als sich jetzt die kleine Tür öffnete, die vom Bardenflethschen Garten an das Elbufer führte, da begann ihm das Herz zu pochen, und er hatte Mühe, seine Aufregung zu verbergen. Alida kam auf ihn zu. Sie war in tiefe Trauer gekleidet, und ihr Gesicht wurde ganz von einem schwarzen Strohhut beschattet. Dadurch sah es sehr blaß und schmal aus, und ihre Augen schienen dunkler und unergründlicher zu sein als jemals. Sie ging langsam, jeder Schritt schien ihr Mühe zu kosten, und auch Oskar hatte ein plötzliches Gefühl der Schwere in den Gliedern.

Dann aber kam ihm eine rettende Eingebung, und er schritt hastig auf das junge Mädchen zu.

„Liddy," sagte er mit etwas belegter Stimme, „wir wollen nicht viele Worte machen. Wenn du nur erlauben willst, daß alles wieder beim alten ist; daß —" er stockte und hielt ihr schweigend die Rosen entgegen.

Sie zitterten in seiner Hand, und Alida sah ihm nachdenklich in die Augen. Nein, er war nicht so hartherzig und rachsüchtig wie sein Vater, er würde sie niemals durch unedle Mittel gezwungen haben, die Seine zu werden. Und er liebte sie in seiner Weise. Sie empfand es, während sie neben ihm stand und in sein blasses Gesicht blickte.

„Du mußt Geduld mit mir haben —“ ſagte ſie jetzt leiſe. „Ich —“

Er unterbrach ſie. „Alida, ich will alles, was du willſt; wir ſind beide ſchwache Menſchen; du biſt beſſer, viel beſſer als ich, und ich werde es niemals vergeſſen, wenn du mir meine damalige Ungezogenheit verzeihen willſt.“

„Gewiß!“ ſagte ſie faſt unhörbar. Es klang eine todesmatte Traurigkeit in dem einen Worte; Oskar aber achtete nicht darauf. Er nahm Alidas Hand und küßte ſie. Ein Stein war ihm von der Seele gefallen, und da er zugleich eine große Scheu vor langen Auseinanderſetzungen hatte, begann er haſtig von etwas anderm zu ſprechen.

„Wieviel iſt geſchehen, ſeitdem wir uns nicht geſehen haben, Liddy! Dieſe entſetzliche Cholera! Was habe ich nicht alles über Hamburg hören müſſen! Nur Schlechtes natürlich!“

„Natürlich!“ ſagte Alida. Das junge Paar ging jetzt Arm in Arm am Rande des Waſſers hin und her, und ein flüchtiger Beobachter würde es für ſehr einig und ſehr glücklich gehalten haben.

„Natürlich!“ wiederholte Alida noch einmal, und ihre Stimme klang bitter. „Wer einmal am Boden liegt, über den gehn die Füße auch der Schlechteſten! Und doch ſagt mein Vater, daß Hamburg ſeit dem großen Brande nicht die Tatkraft gezeigt habe, die es jetzt entwickelt.“

„Dein Vater hat ſehr recht: es wird jetzt das Beſtreben jedes braven Hamburgers ſein, alle

Schäden, die sich gezeigt haben, zu bessern. Dafür darf uns kein Opfer zu groß sein."

„Kein Opfer!" Alida sprach diese Worte unwillkürlich nach, und dann blickte sie auf das graue Wasser des großen Flusses, dessen Fluten langsam dem Meere zugingen. Jahrtausende schon waren Ebbe und Flut auf und nieder geströmt — sie würden es weiter tun, dachte sie, bis in die Unendlichkeit; und sie selbst, sie würde nur eine kurze Spanne Zeit die grauen Wellen an sich vorüberfließen sehen. Und wenn man in dieser kurzen Zeit nicht unnütz gelebt haben wollte, wenn man es in der Hand hatte, Sorge und Leid von den Geliebtesten abzuwenden, dann war es Pflicht, und es war die Aufgabe ihres Lebens, das zu tun, auch wenn ihr eignes Glück dabei zerstört wurde. Sie durfte nicht mehr Tag und Nacht an einen andern Mann denken, dessen treue Liebe sie mit Wonne erfüllt hatte.

„Wie geht es deinem Vater? Die Zeitungen wissen ihn nicht genug zu loben. Er muß enorm in den Hilfskomitees arbeiten", sagte Oskar jetzt. Alida warf einen flüchtigen Blick auf ihren Verlobten.

„Mein Vater hat sehr viel zu tun," erwiderte sie kurz. „Seit mehreren Tagen ist er nicht aus der Stadt gekommen. Er scheint mir auch sehr angegriffen zu sein."

„Später muß er einmal gründlich ausspannen," meinte Oskar. „Ein halbes Jahr an die Riviera

gehn oder ſo was. Er hat zuviel erlebt. Wenn wir zum Winter heiraten —“

Alida machte ſich etwas haſtig von dem Sprecher los. „Er hat allerdings viel erlebt. Mit Ilſe fing es an, und dann —“

„Nun, das andre iſt doch vorübergehend,“ tröſtete Oskar. „Aber Ilschen, mit der ich ſo oft geſpielt habe — das war ſchrecklich! Du glaubſt nicht, wie oft ich an dich gedacht habe, Alida, du hatteſt ſie auch ſo lieb.“

Er ſah gut und teilnehmend aus, und Alida ſah ihn ernſthaft an. Sie konnte nicht mehr viel weinen, aber ihre Augen wurden doch feucht, als ſie ihm ihre Hand auf die Schulter legte.

„Ich danke dir für dein Mitgefühl, Oskar! Ja, das Leben iſt wirklich ernſthaft geworden. Und nun will ich dir Lebewohl ſagen.“

„Wohin gehſt du“? fragte er, ihre Hand feſthaltend.

„Ich muß zur Mutter Kähler. Erinnerſt du dich noch der Frau, die drüben an unſerm Garten wohnt? Sie hat einen Schützling der alten Tine Hauberg bei ſich im Hauſe, die in Hamburg krank geweſen iſt, und ich muß einmal nach ihr ſehen.“

„Es iſt doch kein Cholerafall?“ fragte Oskar etwas bedenklich, und Alida mußte lächeln.

„O nein — ich bin nur noch nicht über alles orientiert; deshalb muß ich wirklich einmal hingehn!“

„Ich könnte dich begleiten“, schlug Oskar vor, auf den Alidas Wesen die alte, wenn nicht eine größere Anziehungskraft übte. Aber das junge Mädchen schüttelte den Kopf; er merkte, daß sie allein zu gehn wünschte, und wollte sich nun auch nicht aufdrängen.

„Nun, dann bleibe ich hier auf diesem umgestürzten Boot sitzen, und wenn du auf dem Rückwege hier vorbeikommen solltest, dann wirst du mich noch finden. Ich habe dir noch eine Bestellung von deiner Mutter zu machen.“

Alida nickte zerstreut; dann aber ging sie doch mit dem Versprechen, wiederkommen zu wollen. Oskar brachte sie bis an den Hohlweg, der zu einer schmalen Häuserreihe führte, und sah ihrer schlanken Gestalt noch einige Minuten nach, als sie von ihm gegangen war. Dann kehrte er an den Strand zurück, zu dem halb im Sande liegenden Boote. Mit einem kurzen Aufatmen der Erleichterung setzte er sich. Er fühlte sich jetzt besser als vor einer Stunde. Es war alles so gut gegangen, Alida war so vernünftig gewesen. Ernsthaft war sie geworden und entsetzlich zurückhaltend. Einen Kuß hätte er ihr wohl gern auf die feingeschwungnen Lippen drücken mögen, daran war aber nicht zu denken gewesen! Nun — in dieser Beziehung mußte man Geduld haben, und nach einigen Jahren, wenn Alida und er sich miteinander eingelebt hätten, würde alles in Ordnung kommen. Es war doch gut, daß er nun bald zur Ruhe kam; Oskar seufzte

noch einmal vor innerer Befriedigung. Er wollte sich nun auch ums Geschäft und um die Angelegenheiten seiner Vaterstadt kümmern, solide leben und für alle gute Bestrebungen eine offne Hand haben. In die Bürgerschaft wollte er sich jedenfalls wählen lassen und Vorsitzender einiger christlicher Vereine werden. Dabei wurde man mit den Leuten bekannt, und wenn er erst Senator war und in der spanischen Tracht zu den städtischen Feierlichkeiten fuhr, dann würde er vergessen haben, daß es einmal eine lustige Ada und eine Rose Valentin für ihn gegeben hatte.

„Meine Jungen sollen aber doch strenger erzogen werden, als mein Alter mich erzogen hatte," murmelte Oskar vor sich hin, während er seinen dunkelblonden Schnurrbart durch die Finger zog. „Man muß auf ihren Umgang achten. Lieber mit Altersgenossen aus einfachern Verhältnissen verkehren als immer mit Söhnen reicher Eltern. Hüffer, der reiche Bengel, war eigentlich mein Verderb und brachte mich auf Torheiten. Alida konnte ihn auch nie leiden."

Während Oskar diesen Gedanken in behaglicher Muße nachhing, fiel ihm ein, daß er gerade heute morgen von Hüffer einen Brief erhalten und noch nicht gelesen hatte. Er trug ihn bei sich und zog ihn gemächlich aus der Brusttasche. Es war nur ein dünner Brief mit englischem Poststempel. Hüffer war kurz nach Beginn der Cholera gleichfalls aus Hamburg fortgegangen und hielt sich

seiner Gesundheit wegen in Liverpool bei deutschen Freunden auf. Sein unleserlich und kreuzweis übereinandergeschriebner Brief enthielt auch nur allerhand Berichte über englische Vergnügungen, Fußballspiel und Rennen. Die jetzt üblichen Betrachtungen über die Cholera und ihre traurigen Folgen fürs Geschäft fehlten nicht, und Oskar las den Brief mit der höflichen Langeweile, die wir oft bei Mitteilungen guter, aber nur mit sich beschäftigter Freunde empfinden. Am Rande stand nur noch eine eilig hingeworfne Zeile. „Bei Bardenfleth scheint es stark zu rumpeln — ja ja, wer —“ der Schlußsatz war schwer zu entziffern. Oskar las den Satz gleichgültig und ohne sich zuerst etwas dabei zu denken, erst als er den Brief wieder in die Tasche gesteckt hatte, griff er noch einmal danach. Was bedeutete das „Rumpeln“? Da kam Alida wieder am Strande entlang, und er ging ihr eilig entgegen.

„Du warst nicht lange fort; wie geht es Mutter Kählersch?“ fragte er. „Weißt du noch, wie wir als Kinder, als Papa auch hier wohnte, immer vor ihrem Hunde davonliefen“?

Oskar und Alida hatten gemeinsame Kindererinnerungen; das war für ihren gegenwärtigen Verkehr eine große Erleichterung. Das junge Mädchen lächelte ein wenig. „Kählersch ist noch gerade so wie früher. Damals muß sie doch beträchtlich jünger gewesen sein als jetzt, aber es kommt mir vor, als würde sie nie älter.“

„Wie fiel denn dein Besuch aus? Ist es eigentlich ein Kind, das du besuchtest?“

Alida schüttelte den Kopf. „Nein, es ist ein erwachsenes, und zwar sehr hübsches Mädchen, das sich hier erholen soll. Tine Hauberg, du erinnerst dich ihrer doch, hat sie mir gewissermaßen empfohlen; aber ich kann nicht sagen, daß sie mir gefällt. Die Kähler meinte, es sei eine Liebesgeschichte, die sie krank gemacht habe. Nun wird sie allmählich besser!“

„Eine Liebesgeschichte!“ Oskar, der langsam neben Alida herging, blieb plötzlich stehn. „Liddy, ist das Mädchen auch wert, daß du sie besuchst?“ fragte er ernsthaft.

„Weshalb nicht?“ lautete die kühle Gegenfrage, und der junge Mann räusperte sich.

„Liebe Alida“, bemerkte er dann, „es gibt leider im Leben Verhältnisse, die ihr Damen nicht beurteilen könnt. Laß mich nur einmal zu der Kähler hingehn; ich möchte nicht, daß meine Braut sich irgendwelcher Unannehmlichkeiten aussetzte.“

„Oh —“ Alidas Stimme klang etwas spöttisch; „beunruhige dich meinetwegen nicht! Wenn ich auch nicht so welterfahren bin wie du, so kann ich mir doch auch denken —“

„Verzeih, daß ich dich unterbreche!“ rief der junge Lindberg. Es war ihm vorgekommen, als ob ihn Alidas Augen fast verächtlich angesehen hätten, und Verachtung wollte er sich nicht gefallen lassen. „Das Wort ‚welterfahren‘ hast du mit einem Tone

ausgesprochen, als wenn du mich der größten Schlechtigkeit für fähig hieltest. Ich gebe ja zu, daß ich mich im Frühjahr töricht benommen habe, als ich dich aufgab für — für eine Unwürdige; aber du hattest mich auch durch deine Kälte gereizt. Ich habe längst mein Unrecht eingesehen und werde dir beweisen, daß ich meiner leichtsinnigen Jugend den Rücken gekehrt habe."

Es wäre Oskar lieber gewesen, ohne diese offne Aussprache in das alte Verhältnis zu Alida zu treten. Etwas aber in ihrem Gesichte hatte ihn gereizt, und nun empfand er eine gewisse Befriedigung über sich selbst und sein männliches Auftreten.

Alida hatte ihm still zugehört. Sie hatte sich auf das umgestürzte Boot gesetzt und ließ den trocknen Elbsand durch ihre Finger gleiten.

„Das Mädchen bei Frau Kähler kehrt ihrer leichtsinnigen Jugend vielleicht jetzt auch den Rücken", sagte sie halblaut und mehr für sich als zu Oskar gewandt. Dieser aber nahm das Wort hastig auf.

„Jedenfalls scheint sie kein Umgang für dich, Alida, zu sein; Damen können gar nicht vorsichtig genug sein!"

„Und die Männer?" konnte seine Braut sich nicht enthalten zu fragen.

„Wir Männer sind einmal anders geartet, liebe Alida; wir müssen das Leben von allen Seiten kennenlernen; sonst würden wir kein Urteil darüber haben. Und das Leben fordert nun einmal

ſehr viel von uns!“ Oskar fand plötzlich, daß er ſehr gut ſprach, und da er doch noch immer mit einer halben Befangenheit zu kämpfen hatte, ſo rettete er ſich nicht ohne Geſchick in das Gebiet der Gemeinplätze. Vom Lebenskampfe des Mannes kam er auf die alles verzeihende Liebe der Frau zu ſprechen, und er unterhielt ſich ſo gut dabei, daß er Alidas völlige Unaufmerkſamkeit gar nicht bemerkte. Sie ſaß ganz ſtill, ließ den Sand durch ihre Finger gleiten und dachte über ihr zukünftiges Leben nach. Es lag ſo deutlich vor ihr wie ein ſchattenloſer Weg zwiſchen zwei Raſenflächen. Sorgſam beſtreut und gereinigt; ſchnurgerade, ohne einen Stein des Anſtoßes, ohne eine Veränderung. Gleichgültig würde ſie dieſen Weg wandern; manchmal in einer Equipage, manchmal zu Fuß. Zuerſt würde ſie noch ein dumpfes Schmerzgefühl haben um etwas Schönes, unwiederbringlich Verlornes; aber allmählich würde es ſtumpf und gleichgültig in ihr werden. Zuerſt würde ſie vielleicht in den Nächten wach liegen und mit heißen, trocknen Augen in die Dunkelheit nach einem entſchwundnen Glück blicken, ſpäter aber würde ſie nur noch an Schlafloſigkeit leiden, wenn Frau Harms*) ihr nicht rechtzeitig das neue Kleid geſchickt hätte, oder wenn eine andre als ſie an der Spitze der bekannten Hamburger Wohltätigkeitsfeſte ſtünde.

„Nicht wahr, Liddy, findeſt du nicht, daß die

*) Die erſte Schneiderin in Hamburg.

Frauen vergessen müssen?“ sagte Oskars Stimme neben ihr. Er hatte sich zu ihr gesetzt und faßte leise nach ihrer Hand. Er war so zufrieden mit sich und seinen Worten, daß er sich nach einer Anerkennung sehnte.

„Es ist gut, wenn wir vergessen können,“ sagte Alida halblaut, und ihre Augen hatten einen so fremden Ausdruck, daß Oskar ihre Hand losließ. Er hatte plötzlich eine unbehagliche Empfindung, und obgleich er den Zusammenhang nicht begriff, so fiel ihm Hüffers Brief ein.

„Wo finde ich deinen Vater?“ fragte er. „Ich muß ihn gleich sprechen und ihm sagen, daß du mir wieder gut bist.“

„Du wirst ihn jedenfalls im Geschäft treffen. Ich sagte dir schon, er ist seit mehreren Tagen nicht herausgekommen. Er hat eben — ich fürchte, daß er schwere Sorgen hat.“

Alida war hastig aufgestanden und ging ihrer Gartenpforte zu, während Oskar sie begleitete.

„Schwere Sorgen?“ wiederholte er. „Ja, mein Gott, das Kind —“

„Das Geschäft scheint sehr schlecht zu gehn“, unterbrach sie ihn, unwillkürlich in sein Gesicht blickend, das einen vollständig unbefangenen, erstaunten Ausdruck annahm.

„Das Geschäft geht sehr schlecht?“ fragte er. Dann sagte er achselzuckend: „Nun, wir haben alle mehr oder weniger Verluste zu tragen. Das kann deinen Vater doch nicht übermäßig drücken. Wen

hat er eigentlich damals an Hüffers Stelle angenommen?“

„Herrn Schläger —“ die Antwort kam sehr leise, Oskar aber achtete nicht darauf. Ihm fiel eine Äußerung seines Vaters ein, die er damals kaum beachtet hatte.

„Schläger?“ wiederholte er. „Mir ist es, als wenn ich den Namen schon gehört hätte. Das ist gewiß eine tüchtige Kraft, und du brauchst nicht so melancholisch auszusehen, Liddy! Ihr Damen macht euch von geschäftlichen Dingen immer ganz verkehrte Vorstellungen.“

„Wollte Gott, ich täte es!“ rief Alida. Sie war sehr blaß geworden, aber Oskar war zerstreut und bemerkte es nicht. Nachdem er noch eine Bestellung Frau Valeskas ausgerichtet hatte, die sich auf eine häusliche Veränderung bezog, und über die Alida bereits unterrichtet war, ging er nach eiligem Abschiede davon. War er auch innerlich tief befriedigt von dem glücklichen Ausgang seiner Angelegenheit, so konnte er sich doch eines kleinen Unbehagens nicht erwehren, wenn er an Bardenfleth und an Hüffers Bemerkung über ihn dachte.

Neunzehntes Kapitel

Während Alida ſich mit Oskar Lindberg wieder ausſöhnte, ging Julius Bardenfleth langſam über den Jungfernſtieg. Um ihn herum wogte das Leben der großen Stadt. Pfeilſchnell ſchoſſen die Dampfboote über die ſilbern glitzende Fläche der Alſter, mit ſchriller Stimme riefen die Verkäufer ihre Ware aus, und an den glänzenden Läden drängte ſich die ſchauluſtige Menge. Alles ſah aus wie früher, nur der Fremdenverkehr fehlte noch gänzlich, dank den aufbauſchenden Berichten der ausländiſchen Zeitungen. Bardenfleth dachte flüchtig daran, während ſeine Augen ziellos hin und her gingen, und er den Hut häufig vom Kopfe nahm. Er wurde viel gegrüßt; viel mehr als früher. Seine Tätigkeit in den Cholerakommiſſionen hatte ihn mit vielen Menſchen aus andern Kreiſen in Berührung gebracht; auf allen Seiten wurde ſeine Tüchtigkeit, ſeine Menſchenfreundlichkeit anerkannt, und wer von ihm ſprach, der nannte ſeinen Namen mit Hochachtung. Ein Handwerker, mit dem Bardenfleth in der letzten Zeit zuſammen gearbeitet hatte, hatte ihm dies noch am heutigen Morgen geſagt. „Herr Bardenfleth, wenn wir Sie nicht hätten! Sie ſind ein echter Hamburger!“

Das war ein großes Lob; Bardenfleth wußte

es wohl, und zu andrer Zeit hätte er ſich ſehr darüber gefreut. Jetzt konnte er ſich über nichts mehr freuen. Noch wenige Wochen, dann würden die Leute mit Fingern auf ihn zeigen, auf den „echten Hamburger“, der ſeinen guten alten Namen mit Schimpf und Schande bedeckte, der bankrott geworden war. Bankrott! Der Kaufherr blieb unwillkürlich ſtehn, und in dieſem Augenblick fielen ſeine Augen auf zwei junge Herren, die übertrieben elegant gekleidet, den hohen Hut ſchief auf dem Kopfe an ihm vorübergingen. Die Gebrüder Roſenthal machten jedes Jahr einmal bankrott. Dabei lebten ſie herrlich und in Freuden, trugen jeden Tag eine friſche Roſe im Knopfloch und gaben feine Frühſtücke bei Pfordte. Bardenfleth hatte ſie aus ſeinem Kontor weiſen laſſen, als ſie einmal gewagt hatten, ihn zu einer „Unternehmung“ aufzufordern. Dafür gingen ſie jetzt ohne Gruß, mit verlegnen, aber trotzigen Geſichtern bei ihm vorüber. In einigen Wochen würden ſie ihn vielleicht grüßen; dann ſtand er ihnen ja gleich, wenn er auch ſchuldlos an ſeinem Unglück war. Aber wer fragte danach? Nur der Erfolg wird belohnt. Jahrelang hatte Bardenfleth erfolgreich gearbeitet; gegen Lindberg konnte er aber nicht kämpfen. Der hatte es verſtanden, ihn in kurzer Zeit aus den meiſten Plätzen, an denen ſein Handel geblüht hatte, zu verdrängen. Syſtematiſch hatte er ihm die Hauptadern unterbunden; von allen Seiten liefen die Unglücksnachrichten ein. Heute, mit der erſten Poſt, war noch

eine aus Südamerika gekommen, wo ein angesehenes, von ihm aber ganz abhängiges Haus falliert hatte. Das kostete ihn wieder Hunderttausende, ihm, der fast nichts mehr zu verlieren hatte. Und die Wechsel, die zur rechten Zeit bei Lindberg zu decken waren!

Bardenfleth war weitergegangen. Wenn er Alida den ganzen Sachverhalt mitteilte? Sie würde sich opfern, er wußte es; aber sie sollte es nicht. Der alte Geier, der Lindberg, der so oft an seinem Tische gesessen und mit gerührter Stimme von ihrer Jugendfreundschaft gesprochen hatte, konnte ihm sein Geld und seine Ehre nehmen; aber seine geliebte Tochter sollte er nicht haben. Alida und sein Geschäft sollten getrennt bleiben; er handelte nicht mit seinen Kindern! — Es war gut, daß Ilse tot war! Nun entging sie doch aller Pein des Lebens, während die andern es weitertragen mußten. Was würde Valeska sagen, was seine Mutter? Wenn seine Mutter reich gewesen wäre, dann hätte er sich überwunden und sie um Hilfe gebeten. Aber sie hatte nur gerade so viel Vermögen, daß sie bei dem heutigen Zinsfuß bequem leben konnte. Sollte ihr Lebensabend nicht durch Geldsorgen getrübt werden, dann konnte sie kein größeres Kapital entbehren. Wie aber würde sie die entsetzliche Kunde aufnehmen? Bardenfleth stöhnte laut auf, so daß ein Junge, der mit einem Zeitungsblatt hinter ihm herlief, seine Verfolgung verwundert aufgab.

Von der Kunsthalle her kam der alte Christoph

Meier auf Bardenfleth zu. Neben ihm ging Adrian Schläger, auf den er eifrig einsprach, und der ihm anscheinend aufmerksam zuhörte. Beide hatten Bardenfleth noch nicht gesehen, und dieser bog eilig in eine Seitenstraße ein. Es war ihm in diesem Augenblick unmöglich, mit jemand zu sprechen, auch nicht mit Adrian, den er noch nicht über seine Lage aufgeklärt hatte. Zwar konnte er sich denken, daß Adrian von andern etwas gehört hätte, und das wäre ihm auch leichter gewesen, als wenn er es ihm selbst hätte sagen müssen. Und Adrian hatte vor einigen Tagen noch Geld von ihm verlangt. Zwei- oder dreimalhunderttausend Mark für ein junges Unternehmen in Südwestafrika, das die Firma erst ganz kürzlich auf Schlägers Vorschlag begonnen hatte. Bardenfleth hatte lachen müssen, als der junge Mann so harmlos mit dem Wunsche herausgerückt war.

„Solche Sachen kann ich jetzt nicht weiterführen," hatte er gesagt, „die Lindbergschen Wechsel gehn vor!" So hatte Adrian wenigstens erfahren, daß die Firma Lindberg die Einlösung von Wechseln der Firma Bardenfleth zu fordern hatte; wie hoch sie sich aber beliefen, wußte er noch nicht. In einigen Tagen würde er es schon erfahren!

In seinem behaglichen Privatkontor angekommen, warf sich der Kaufherr in seinen Lehnstuhl und bedeckte das Gesicht mit den Händen. Zwei, drei, vier, ja vielleicht acht Tage konnte er hier noch sitzen, dann war alles aus, alles! —"

Herr Christoph Meier, der eine lebhafte Freundschaft mit Adrian geschlossen hatte, hatte diesem ein Bild gezeigt, das in der Kunsthalle ausgestellt und zu verkaufen war. Es gehörte einem Herrn, der bis jetzt in Hamburg gelebt hatte, nun aber, wie so mancher andre, fortgezogen war. Von einem bekannten Genrebildmaler gemalt, stellte es einen alten Mann vor, der, in seinem behaglichen Zimmer sitzend, nachdenklich das Bild eines jungen Mädchens betrachtet.

„Alte Erinnerungen" hieß das Bild, und Herr Christoph Meier war davon so eingenommen gewesen, daß er Adrian gebeten hatte, es mit ihm zu besichtigen und ihm seine Meinung darüber zu sagen. Seitdem Schläger ihm damals so hilfreich beigestanden hatte, hatte der alte Herr ihn wiederholt aufgesucht und eingeladen, und auch heute hatte er ihn aufgefordert, bei ihm zu frühstücken. Adrian fand die Zuneigung des reichen und als wunderlich bekannten Mannes ganz rührend, er war nur in dieser Zeit ganz und gar nicht in der Stimmung, sich der neuen Bekanntschaft mit vollem Genuß hinzugeben. Seine Gedanken weilten zu oft bei Alida. Noch hatte er nicht gewagt, das entscheidende Wort zu sprechen: er wußte auch nicht, ob er es jemals wagen dürfte. Zugleich beunruhigte ihn das veränderte Wesen Bardenfleths. Wohl befand sich die Firma jetzt in einer schwierigen Lage, das war ihm nicht verborgen geblieben, aber mit Mut und Umsicht konnte noch vieles ge-

rettet werden. Was aber bedeutete die Äußerung Bardenfleths über die Lindbergschen Wechsel? Das quälte ihn. Sie konnten doch nicht so groß sein, daß sie die ganze Firma ins Wanken bringen konnten? Oder war es doch möglich? Und was war das für eine Nachricht gewesen, die Herr Bardenfleth heute morgen erhalten hatte? Er war so verstört gewesen, daß Adrian erschrocken war. Mit solchen Gedanken beschäftigt, war Adrian kein besonders gesprächiger Gast, und doch bemühte sich der alte Meier redlich, ihm alle Aufmerksamkeiten zu erzeigen, die ihm in den Sinn kamen.

Beide Herren waren also, ohne Bardenfleth gesehen zu haben, langsam dem Meierschen Hause zugeschritten, dessen schlichtes Äußere die prächtige innere Einrichtung nicht ahnen ließ. Adrian war schon vorher in den hohen, mit vornehmer Pracht eingerichteten Räumen gewesen, er hatte die Gemäldegalerie, die schöne Bibliothek, die Sammlung von Kunstschätzen bewundert; er war staunend in dem mit alten Gobelins ausgeschlagnen Schlafgemach stehngeblieben, wo ein riesiges, reichgeschnitztes Bett dem dicken, kleinen Besitzer zur Ruhestätte diente, und wo springende Löwen in halber Lebensgröße, aus dunkelm Holz gearbeitet, würdevoll den Eingang zu diesem Heiligtum bewachten.

Auch heute konnte er trotz seiner innern Eingenommenheit nicht umhin, den mit auserlesener Eleganz gedeckten kleinen Eßtisch zu bewundern, das goldne Frühstücksservice, die schlanken vene-

zianischen Gläser, in die Herr Meier den funkelnden Wein schenkte.

„Viel Gutes kann ich Ihnen noch immer nicht vorsetzen, lieber Schläger," sagte er dabei mit klagender Stimme. „Alles gebraten und gekocht, heiß aus der Pfanne, sonst kommen die Bazillen! Du lieber Gott, wenn ich früher jemals etwas von diesen schrecklichen Dingern gehört hätte!"

Aber trotz seiner Klagen hatte Herrn Meiers Köchin doch verstanden, einige sehr angenehme Gerichte zu bereiten, die Adrian gut mundeten. Der Wein floß dabei wie ein belebender Strom durch seine Adern, und wie er so behaglich aß und trank, fiel ihm ein, daß er seit mehreren Tagen über alle Sorgen und Gedanken vergessen hatte, ordentlich zu Mittag zu essen. Herrn Meier machte der gesunde Appetit seines Gastes große Freude.

„Wenn ich so angenehme Gesellschaft habe, dann schmeckt es mir noch einmal so gut," erklärte er. „Ja, so wie Sie kann ich doch nicht mehr essen, aber in alten Zeiten, da verstand ich's noch besser als Sie! Alte Zeiten!" er wiederholte das Wort, während er langsam sein Glas austrank. „Ja, die alten Zeiten! Sie waren doch besser als die gegenwärtigen, und ich kann es dem Mann auf dem Bilde nicht verdenken, wenn er so stillvergnügt den alten Erinnerungen nachhängt."

Leise hatte der Diener den Frühstückstisch abgeräumt. Nun saßen beide Herren bei der Zigarre, und vor ihnen spielten die Sonnenstrahlen in dem

roten Wein. Es war sehr friedlich in dem kleinen, behaglichen Speisezimmer. Nur eine riesige Spiegelscheibe trennte es von dem sorgsam gehaltnen Wintergarten; durch eine große offne Glastür blickte man auf hochaufragende Palmen und in einen fremdartigen Blumenflor.

„Wie wunderbar still ist es hier!“ sagte Adrian; aber Herr Meier antwortete ihm nicht.

„Alte Erinnerungen sind doch die besten!“ sagte er noch einmal. „Als Bauernjunge aus den Vierlanden bin ich hierhergekommen, mein Vater brachte mich als Lehrling in einem vornehmen Kaufhaus unter. Ich weiß noch nicht, weshalb ich nicht auf dem Hofe bleiben sollte, aber ich glaube, die Mutter wollte hoch hinaus mit mir. Nun, es war auch schön hier, und als ich mir erst den Schliff der vornehmen Leute angequält hatte, da fühlte ich mich allmählich behaglich. Es war ein gutes Leben hier, gemütlich und lustig. Die Leute waren nicht so steif und vornehm wie heutzutage, und wer sich genügen ließ und nicht zu hoch hinaus wollte, dem taten sie auch nichts, nein gar nichts.“

Er lachte wehmütig und schenkte sich noch einmal ein.

„Das Bild will ich mir doch kaufen,“ sagte er dann. „Es ist so natürlich. Ich könnte auch so sitzen, mit einem Bild in der Hand und an alte Zeiten denken. Vielleicht tun Sie es auch einmal, Herr Schläger!“

Adrian fuhr zusammen. Die Vorstellung kam

ihm zwar nicht, daß er eines Tages im Sorgenstuhl sitzen, das Bild Alidas betrachten und dabei Kaffee trinken könnte — aber es kam ihm zum Bewußtsein, wie grausam nüchtern die Zeit ist. Mit Windeseile fliegt sie dahin, dachte er, und tritt alles nieder, die schöne Jugend und die besten Empfindungen.

Herr Meier hatte wieder am Glase genippt und begann etwas lebhafter zu sprechen.

„Sie schütteln den Kopf, Herr Schläger, und sehen mich ganz entsetzt an. So ist es mir auch ergangen. Wenn man jung ist, dann glaubt man immer, alle Wünsche müßten in Erfüllung gehn, und selbst in reifern Jahren gewöhnt man sich nur langsam ans Entsagen. Sehen Sie, ich war schon vierzig Jahre alt, da dachte ich erst ans Heiraten. Vorher hatte ich keine Zeit und auch keine Lust dazu gehabt. Das Geldverdienen machte mir zuviel Vergnügen, und alles glückte mir. Ich war ein reicher Mann geworden, und ich verkehrte in den vornehmsten Familien. Mit Bardenfleth sah ich mich häufig; er war zwar zehn oder zwölf Jahre jünger als ich, aber das machte uns nichts aus. Wir verkehrten meist in denselben Häusern und hatten uns eigentlich vorgenommen, einmal Schwestern zu heiraten, damit wir verwandt miteinander würden. Daß ich ein Bauernjunge aus Curslak war, hatte ich ganz vergessen; die meisten andern Leute auch. Nur die Doktorin Bardenfleth und einige andre Damen ihres Alters wußten es noch. Über

die Doktorin kann ich nicht klagen; sie war immer gütig und freundlich mit mir; aber wenn ich um ihre Tochter angehalten hätte, dann würde sie mich aus der Tür geworfen haben. Nun, Fräulein Bardenfleth wollte ich nicht — sie war auch damals schon verlobt; aber da war eine Freundin von ihr —" Herr Meier stockte und sah starr in sein Weinglas. „Sie war reizend und sehr jung; aber konnte ich denn nicht meine Augen zu etwas Jungem, Reizendem erheben? War ich nicht allgemein geachtet und reich? Würden nicht viele Eltern mir ihr Kind mit Freuden anvertraut haben?"

Der alte Herr rückte unruhig auf seinem Stuhle hin und her, während Adrian ihn teilnehmend betrachtete.

„Und dann?" fragte er, als der Sprecher eine Zeitlang schwieg. Herr Meier strich sich über das Gesicht.

„Ja, sehen Sie, da ist gar nichts zu erzählen. Als die Mutter merkte, daß ich ihre Tochter mit andern Augen ansah als ihre Gefährtinnen, da fiel ihr wahrscheinlich ein, daß mein Bruder in Curslak mit Kirschen und Erdbeeren handelte, und daß mein Onkel noch vor kurzem als Milchmann durch Hamburg gefahren war. Ich weiß nicht, ob es so war; aber es ist mir später doch eingefallen, weil ich ähnliche Sachen in den alten Familien hier beobachtet habe. Die Tochter wurde auf Reisen geschickt; zwei Jahre lang hörte ich gar nichts von ihr, und dann verlobte sie sich mit Bardenfleth.

Sie wird wohl nie geahnt haben, daß ich — daß ich einmal viel an sie gedacht habe, wer sollte es ihr auch erzählen? Aber ich konnte nicht mehr mit Bardenfleth verkehren. Sie sollten sehr glücklich zusammen sein, sagten die Leute. Ich freute mich darüber! Natürlich, man muß sich ja über so etwas freuen; aber ich bin dann einige Jahre nach Zentralamerika gegangen, wo ich zu tun hatte. Als ich zurückkehrte, war Bardenfleths Frau tot, und er war mit Valeska Prendergast verlobt. Da konnte ich erst recht nicht mehr mit ihm verkehren!" Herr Meier seufzte tief auf und lehnte sich in seinen Stuhl zurück.

„Einmal hat sie mich so freundlich angesehen," sagte er vor sich hin. „So freundlich; und sie hatte so schöne graue Augen! Ich habe noch ein Bild von ihr, und wenn ich ganz allein bin und mich etwas langweile, dann hole ich es mir und betrachte es; gerade so, wie der Mann auf dem Gemälde." — Er fuhr auf und schenkte Adrian wieder ein.

„Ja, das sind so alte Erinnerungen," sagte er dann in seinem frühern gemütlichen Tone; „trinken Sie doch aus, lieber Freund; der Wein ist gut, und er wird Ihnen nicht schaden. Sie sehen etwas angegriffen aus! Das Bild werde ich mir also kaufen, ich bin einmal ein Bildernarr, und meine Erben werden sich noch einmal über meine Galerie in den Haaren liegen. Zuerst wollte ich jedes Bild einem bestimmten Verwandten zuweisen, aber ich habe den Gedanken aufgegeben. Da werden

die Menſchen erſt recht unzufrieden. Ich habe nämlich ein ganzes Heer von Nichten und Neffen, Großneffen ſind auch ſchon darunter, und alle ganz reizend gegen den alten reichen Erbonkel. Nicht mehr in Curslak, o nein; die Kinder meines Bruders ſind alle hochgekommen: Paſtoren, Doktoren, Kaufleute, in Bremen, Hannover, Berlin, wirklich ſehr nette Menſchen, die ich nicht vor den Kopf ſtoßen möchte, indem ich den einen vor dem andern bevorzugte. Alles zu gleichen Teilen, nur die Patenkinder bekommen etwas mehr. Es ſind natürlich viele, aber die Erbteile werden doch noch recht hübſch."

Herr Meier hatte behaglich geſprochen; nun nickte er Adrian zu.

„Sie denken wohl, was will der alte Schwätzer mir das alles erzählen; aber ich habe meine Gründe dafür. Sehen Sie, Sie haben mir gewiſſermaßen das Leben gerettet, und eigentlich müßte ich Ihnen doch etwas vermachen, der alte Meier hat's doch dazu! Aber wenn Sie wüßten, wie umſtändlich das Erbſchaftsamt iſt, wo mein Teſtament liegt! — Nein, unterbrechen Sie mich nicht und ſagen Sie nicht, Sie wollten nichts von mir! Weshalb darf ich Ihnen nicht eine kleine Aufmerkſamkeit erweiſen, die mir ſelbſt die größte Freude macht? Sie ſind Anfänger und in abhängiger Stellung — wenn Sie nun ſelbſt ein Geſchäft anfingen, und ich Ihnen zu dieſem Zwecke ein zinsfreies Kapital vorſtreckte?" Er nannte eine Summe, bei der Adrian in die Höhe fuhr. „Damit kann man etwas anfangen,"

ſetzte Herr Meier hinzu, „und Sie ſcheinen mir ganz der Mann dazu, klug und vorſichtig mit dieſem Kapital zu wirtſchaften. Was meinen Sie?“

Adrian, der zuerſt verſucht hatte, Herrn Meier zu unterbrechen, ſaß einen Augenblick wortlos da.

„Aber —“ begann er endlich, und der andre lachte gutmütig.

„Sehen Sie doch nicht ſo verdutzt aus, Schläger! Sie machen mir die größte Freude, wenn Sie das Kapital von mir annehmen.“

„Aber ich könnte mich in dieſem Augenblick nicht von der Firma Bardenfleth trennen, ſondern würde vielmehr verſuchen —“

Adrian ſtockte, und die ſcharfen Augen des alten Kaufmanns hefteten ſich feſt auf ſein erregtes Geſicht.

„Ganz wie Sie wollen, Schläger! Bei Bardenfleth ſcheint mir manches nicht mehr in Ordnung zu ſein; aber ich bin überzeugt davon, daß Sie mein Geld nicht in einen Sumpf werfen würden!“

„Gewiß nicht!“ Adrian war in ſeiner Erregung aufgeſprungen. „Wenn ich das Geld nach Südweſtafrika werfen könnte —“

„Wenn Sie ſolch ein ſiegesfrohes Geſicht machen,“ ſagte Herr Meier mit ſeinem gemütlichſten Lächeln, „dann iſt mir die Sache ſicher. Und von morgen an liegt das Geld für Sie auf der Reichsbank bereit. — Ach nein, bedanken Sie ſich nicht, lieber Schläger! Ohne Sie läge ich vielleicht ſchon lange in Ohlsdorf: ich bin doch der, der danken muß!“

Mit heißen Wangen ſtand Adrian eine halbe Stunde ſpäter auf der Straße. Ein ſolches Kapital! Damit konnte er etwas anfangen, und zwar etwas, das dem Hauſe Bardenfleth großen und ſichern Gewinn bringen mußte. Aber noch gingen ſeine Gedanken wirr durcheinander. Handelspläne und neue Unternehmungen fuhren ihm durch den Kopf, und zwiſchen ihnen ſahen Alidas Augen ihn an. Würde er ſie erringen können, oder würde es ihm ergehen wie Chriſtoph Meier?“

Adrian vermochte es nicht über ſich, in das dumpfe Geſchäftslokal der Firma zurückzukehren. Er ſetzte ſich in den Alſterpavillon, beſtellte eine Taſſe Kaffee und blickte auf das ſtille Waſſer, auf dem die Schwäne leiſe ſchwammen.

Noch war die Luſt der Hamburger, in Reſtaurants und Kaffeehäuſer zu gehn, nicht wiedergekommen. Die weiten Räume des Alſterpavillons waren verödet, und Adrian bemerkte, daß er ganz allein auf dem kühlen Vorſprung über dem Waſſer ſaß, an dem die kleinen Wellen ſchluchzten und gurgelten. Es kam ihm unheimlich leer und öde vor, aber als er um ſich blickte, ſah er in dem Saal hinter ſich einen einzelnen Herrn, der an einem Tiſche ſaß und eifrig ſchrieb. Der Herr kam ihm bekannt vor; er wußte nur nicht, wo er ſchon mit ihm in Berührung gekommen wäre. Auch dieſer blickte ihn ſcharf an. Dann aber griff Adrian mit einer haſtigen Bewegung nach ſeiner Kaffeetaſſe und drehte dem andern den Rücken zu. Er hatte

Oskar Lindberg erkannt. Was wollte der hier? War er nicht in der Schweiz mit seiner ganzen Familie? Adrian war verdrießlich; er hatte am Wasser sitzen und sich austräumen wollen, nun störte ihn das kühle Gesicht des Millionärsohnes und brachte ihn ganz aus dem Gleichgewicht. Auch Oskar war unruhig geworden. Er hatte seinen Brief in einen Umschlag gesteckt und sah unschlüssig erst vor sich hin, dann zu Adrian hinüber, und ehe sich dieser von seiner Überraschung erholen konnte, stand Oskar Lindberg vor ihm. Beide junge Herren, die sich nur flüchtig kennengelernt hatten, begrüßten sich mit steifer Gemessenheit; aber Oskar, der reiche junge Mann, der seine bevorzugte Stellung nur zu genau kannte, war der freundlichere.

„Guten Tag, Herr Schläger! Ich war heute schon zweimal im Kontor Bardenfleth, um den Chef zu sprechen. Aber er war nicht zu Hause. — Sie sind doch bei Bardenfleth?“ setzte er hinzu, als Adrian nicht gleich antwortete. Dieser erwiderte einige bestätigende Worte, die etwas kühl klangen. Er stand noch; Oskar aber bestellte sich ein Glas Portwein und setzte sich zu ihm.

„Ich hätte Herrn Bardenfleth sehr gern gesprochen, in dringender Angelegenheit; aber er scheint sehr viel zu tun zu haben. Einer der Herren sagte mir, er sei in irgendeiner Choleraangelegenheit abgerufen. Auf der Börse war er auch nicht, sondern hatte einen Vertreter geschickt.“

„Auf der Börse ist augenblicklich wenig zu tun,“

versetzte Adrian. „Ich hatte heute auch Urlaub.“

„Ja ja, die Geschäfte gehn schlecht,“ meinte Oskar zerstreut. Er hatte seinen fertig geschlossenen Brief in die Brusttasche gesteckt und trommelte mit den Fingern auf dem Tisch. „Deshalb möchte ich Sie gerade sprechen, Herr Schläger! Es geht doch nicht schlecht bei Bardenfleth?“

Er war mit der Frage, ganz gegen seine sonstige Art, hinausgefahren, und Adrian blickte ihn kühl an. „Ich weiß nicht, wie Sie zu der Frage kommen, Herr Lindberg! Vielleicht wüßte Herr Bardenfleth Ihnen bessere Auskunft zu geben als ich.“

Oskar war rot geworden und schluckte eine hochmütige Antwort hinunter. Wenn ihn nicht ein sonderbarer, unangenehmer Gedanke gequält hätte, er wäre mit kurzem Gruß aufgestanden und davongegangen. Aber der Gedanke quälte ihn, und er mußte ihm auf den Grund kommen.

„Sie halten mich für sehr indiskret, Herr Schläger; aber wenn man, wie ich, ein intimes Interesse an der Familie Bardenfleth nimmt, dann ist meine Frage wohl zu entschuldigen. Ja, ein sehr intimes Interesse!“ wiederholte er, als Adrian ihn starr ansah. „Es ist natürlich noch nicht offiziell, und solange ich Herrn Bardenfleth nicht gesehen habe, spreche ich mit keinem Menschen darüber. Aber ich bin seiner Einwilligung gewiß und kann Ihnen daher auch wohl im Vertrauen mitteilen, daß das kleine Mißverständnis zwischen Fräulein Barden-

fleth und mir Gott sei Dank wieder beseitigt ist. Daher ist meine Frage nicht so schlimm, wie sie Ihnen zuerst erscheinen mochte."

Die Schwäne auf der Alster zankten sich um ein Stück Brot, das Oskar ihnen hingeworfen hatte. Mit mißtönendem Geschrei hieb ein großer, schneeweißer Vogel auf einen kleinen, grauen ein. Der große siegte natürlich und fuhr stolz mit seiner Beute davon.

Adrian hatte ihnen starr zugesehen; vor seinen Ohren sauste es. Sein schönster Traum war ausgeträumt!

„Nun werden Sie mir meine Frage vielleicht beantworten?" fragte Oskar, der einen Augenblick erwartungsvoll geschwiegen hatte und sich ärgerte, daß Adrian ihm nicht Glück wünschte, wie es sich gebührte.

„Wenn die von der Firma Lindberg präsentierten Wechsel nicht sofort ausbezahlt zu werden brauchen, dann wird die Firma kaum Verlegenheiten haben", versetzte Adrian scharf. Er wußte selbst kaum, was er sagte; in ruhigern Augenblicken würde er nicht so aufs Geratewohl gesprochen haben. Aber es kam plötzlich wie eine Erleuchtung über ihn. Er dachte an den sorgenvollen, so ganz veränderten Chef, an dessen unwillkürliche Äußerung, an allerhand Gerüchte, die auch ihn umschwirrt hatten, und auf die er bisher nicht hatte hören wollen.

Oskar hatte gerade sein Glas an die Lippen

führen wollen. Jetzt setzte er es unberührt wieder hin.

„Ich verstehe Sie nicht, Herr Schläger! Von Wechseln, die mein Haus auf Bardenfleth hätte, ist mir absolut nichts bekannt.“ Seine Stimme klang hochmütig, und sein Gesicht war fast unbeweglich geworden.

Adrian zuckte die Achseln. „Von Herrn Bardenfleth selbst werden Sie die sicherste Auskunft erhalten. Allerdings werden diese Wechsel unter den obwaltenden Umständen wohl nicht präsentiert werden.“

Auch er sprach kalt und trocken. Er sah alles deutlich vor sich. Schon lange hatte er den heimlichen Kampf der Firma Lindberg gegen seine eigne Firma gespürt und sich dagegen gewehrt. An persönliche Rache hatte er kaum gedacht; jetzt aber war die Sache sonnenklar. Lindbergs hatten ihren Hauptcoup ausgeführt, und er war ihnen gelungen. Alida bezahlte die Wechsel mit sich selbst.

Oskar war langsam aufgestanden und zog sich die Handschuhe an. Einen Augenblick hatte er die Farbe gewechselt; jetzt war er vollständig ruhig.

„Sie scheinen der Firma Lindberg eigentümliche Handelsoperationen zuzutrauen, Herr Schläger,“ sagte er von oben herab. „Selbstverständlich werde ich mich bei meinem — bei Herrn Bardenfleth nach diesen rätselhaften Dingen erkundigen.“

Er grüßte flüchtig und ging davon. Seine Schritte hallten laut durch den öden Saal. An

der Tür blieb er stehn. Dieser Schläger war doch gewiß Reserveoffizier; er wollte noch einmal umkehren und ihm sagen, daß er für seine Worte verantwortlich sei. Aber er tat es doch nicht. Was hatte sein Vater damals in einem zornigen Augenblick von Julius Bardenfleth gesagt? Er hatte kaum darauf geachtet; sein Vater legte die Worte nicht immer auf die Wagschale, aber er wußte nun doch, daß er von „tothetzen“ gesprochen hatte. Und dann Hüffers Brief! Oskar ging in ein Restaurant an der Alster und studierte lange die undeutlich geschriebnen Worte. Endlich konnte er sie lesen. „Bei Bardenfleth scheint es stark zu rumpeln; ja ja, wer nicht hören will, muß fühlen!“

Mit zusammengezognen Brauen blickte der junge Lindberg auf die feine Schrift. Endlich zog er eine Photographie Alidas aus der Tasche, die Frau Valeska ihm zur Erinnerung geschenkt hatte. Lange betrachtete er das feine Gesicht mit den schwermütigen Augen, und dann seufzte er befriedigt.

„Es ist Unsinn, daß ich mich um Sachen quäle, an denen ich ganz schuldlos bin. Sie ist wieder mein, und ich werde sie lieben und ehren, so wahr ich ein ehrlicher Kerl bin! So schäbig kann mein Alter auch nicht gehandelt haben, es ist rein unmöglich. Dieser Schläger hat etwas gegen mich, ich hab's wohl gemerkt! Übrigens ein schneidiger Herr! Wenn ich ihn fordere, dann kommt er mit Freuden; ich sah es an seinen Augen. Nun, ich

werde ihm ſchon zeigen, was eine Harke iſt! Er hat ſich am Ende in Alidas Augen vergafft —“ Oskar dachte nicht weiter. Er warf ſein Geld auf den Tiſch und eilte mit ſolcher Haſt ins Freie, daß die Leute ihm erſtaunt nachblickten, und er ſich ſelbſt nach kurzer Eile über ſein Ungeſtüm ſchämte. Ein echter Gentleman darf ſich über nichts aufregen. Er muß korrekt handeln, das iſt die Hauptſache, und korrekt wollte Oskar in jeder Beziehung ſein. Und Adrian Schläger wollte er korrekt vor ſeine Piſtole fordern.

Aber er vergaß doch nicht, den eingeſchriebnen Brief an Bardenfleth, in dem er ihn von ſeinem erneuten Bewerben um Alida benachrichtigte, auf die Poſt zu bringen.

Zwanzigstes Kapitel

Es waren milde Herbsttage, diese letzten Tage des Septembers. Die große Hitze hatte, besonders des Nachts, einer kühlern Luft Platz gemacht, und der Garten des Krankenhauses war nicht mehr so vertrocknet wie in den letzten Wochen. Folkert hatte eben geholfen, eine Schar Kinder in einen großen Wagen zu packen. Sie gehörten zu denen, nach denen noch niemand gefragt hatte, und die nun, nachdem sie eine kurze Quarantäne überstanden hatten, in das provisorische Cholerawaisenhaus gebracht werden sollten. Die Kinder waren alle noch nicht wieder vergnügt geworden; still und blaß standen sie vor dem Wagen und ließen interesselos alles mit sich geschehn. Nur ein kleiner Junge lachte, als er die Pferde sah, und klatschte in die Hände, die andern aber stiegen langsam ein und blickten still in den grünen Garten, den sie verlassen sollten. Sie mochten eine Ahnung davon haben, daß die rauhe Hand des Alltags nach ihnen griff, und daß es mit dem friedlichen Leben vorbei war. Folkert sah dem davonrollenden Wagen nach und wandte sich gerade wieder zum Gehen, als ihn jemand am Arm faßte.

Eine Frau in mittlern Jahren mit einem großen Korbe am Arme stand vor ihm. Sie war sehr dick

und in ein vertragnes Kleid gehüllt, das an verſchiednen, auffälligen Stellen Löcher hatte. Ihr unordentliches Haar verbarg ſie unter einem Chenilletuch, das ehemals roſa geweſen zu ſein ſchien und nun eine entſetzliche, unbeſtimmte Farbe hatte.

„Is Lene Fedderſen hier?“ fragte ſie mürriſch, und Folkert nickte.

„Die is hier!“

„Nu, denn laſſen Sie ſie mir man mal ſehen!“ lautete die in einem verdrießlichen Tone gegebne Antwort. „Ich dachte, ſie wär tot, nu is ſie doch noch labendig. Die Röperſch, die hier auch geweſen is, die ſagt, ſie is tot, und nu hör' ich von Peters ſein Frau, daß Lene noch labendig is.“

„Sind Sie mit ſie verwandt?“ fragte Folkert und die Frau lachte mürriſch.

„Nu, was'n Frage — ſonſtens würd' ich woll nich hier ſein! Meinen Sie, daß ich zum Pläſihr hier 'rauslauf? Ich will ihr mal ſehen!“

„Ich weiß nich, ob Sie hier rein dürfen,“ meinte der Dithmarſcher. „Das is nich erlaubt, und denn haben Sie mich noch gar nicht geſagt, was Sie für 'n Verwandte ſind.“

„Ach was!“ Die Frau hatte Folkert zur Seite geſchoben und ſtand im Garten. „Laſſen Sie mir man ein! Ich krieg' das Kollera nicht — denn hätt' ich ihr lang gehabt. Herrjemine, wo is das hier fein! Ein Haus beis andre, und alles in'n Garten; nu kann ich begreifen, daß wir armen Leute das ſo ſlecht haben. All das Geld wird für die Reichens

ausgegeben. — Na, nu zeigen Sie mich mal die Deern!“

„Sie müſſen erſt eine Erlaubnis —“ begann Folkert wieder, aber die Frau fuhr ihn an:

„Halten Sie Ihren Snabel! Sehen will ich ihr; ſonſtens komm' ich mal mit'n Pottſchon von meine Freundens und ſteck' hier Feuer an. Was'n Wirtſchaft! Nich mal ſein eignes Kind krieg man zu ſehen, was aus'n Klauen von'n Tod geriſſen is, und wo ich mir mit blutigen Tränen nach ſehn'! Soll ich Sie erſt die Augen auskratzen, Sie alten großſnauzigen Mann? Sie ſind woll auch ein von die verkleideten Reichens, die mit einmal ſo heilig tun, und die man bloß aufpaſſen, daß die Armens kein Recht kriegen. Ich will mein armes Kind ſehen!“

Folkert war ſo beſtürzt, daß er alle Einwände vergaß. Bald ſtand Frau Feddersen, denn ſo nannte ſie ſich, auf dem ſtillen Platz im Garten, wo die Kinder waren, und wo Lene noch immer auf ihrem Stuhle lag.

„Wo iſt die Deern?“ fragte die zärtliche Mutter, ſich im Kreiſe umſehend. Folkert wunderte ſich ein wenig, daß ſie Lene nicht gleich erkannte, aber er dachte nicht darüber nach und deutete auf den Stuhl, auf dem die Kleine in Decken gehüllt lag.

Frau Feddersen ging langſam auf ſie zu, und dann faßte ſie Lene, die ahnungslos ſchlummerte, plötzlich an den Kopf.

„Wo ſind ihr' Ohrbummelns?“ fragte ſie mit blitzenden Augen. „Sie hatt' Ohrbummelns, mit'n

K'ralle in die Mitte und von echten Gold! Ah, was'n Wirtſchaft! Das ſag' ich ja, ſo ſind die Reichens nu, allens ſtehlen ſie von die Armens! 'raus mit die Ohrbummelns, ſonſten verklag' ich Sie!" Und ſie kehrte ſich von dem Kinde ab und ſtemmte die Arme in die Seiten, während ſie einen Strom von Schimpfreden über Folkert ergoß.

Alle Kinder verſammelten ſich um ſie und hörten ihr aufmerkſam zu. Anklänge aus den Gaſſen und Höfen, von denen ſie ſelbſt herkamen, hatten ſie lange nicht gehört, und ſie lachten ein wenig. Lene war mit einem Schreck in die Höhe gefahren und ſaß aufrecht, die Augen auf die Frau gerichtet, während Male laut lachte.

Als Frau Feddersen der Atem ausging, und ſie ſich das Geſicht mit dem Chenillekopftuch abwiſchte, nickte Male vergnügt.

„Die kann aber fein fluchen!" rief ſie in dem Tone höchſter Anerkennung. „Grad wie Mamma — Mamma kann das auch ſo fein, und ſie ſagt, das is noch gar nix gegen Pappa, der in Fuhlsbüttel zun Beſuch is."

„Was biſt du for ein?" Frau Feddersen hatte ſich umgewandt und ſah Male in die glänzenden Augen.

„Ich bin Male Schädlich!" lautete die prompte Antwort.

„Du haſt dein' Ohrbummeln noch," ſagte die Frau, ſie finſter anſehend. — „Kannſt nich beſſer auf dein Kram paſſen?" fuhr ſie dann Lene an,

die noch immer bleich und zitternd daſaß. „Mußt dir gleich was ſtehlen laſſen, wenn du herkommſt? Ich ſag' ja, nix als Verdruß hat man von ſo 'n Deern! Sollſt auch dein' Prügels haben, wen du mich nix Orrentliches von Krankenhaus mitbringſt. Zwei Kleiders und orrentlich Unterßeug! Und for mir ein Kleid mit'n Hut, wo ein' Feder auf is. Weißt nu Beſcheid? Eher nehm' ich dir nich wieder ins Haus! Meinſt, daß ich dir ſonſten durch'n Winter ſleppen kann? Eine arme Witfrau mit vier Kinners! Oh, was'n Welt!" Und ſie preßte ſich einige Tränen aus, die Male mit Wohlgefallen bemerkte.

„Grad wie mein' Mamma! die kann auch weinen, wenn ſie ſoll; mir mußte ſie ümmer kneifen, wenn ſie an die Etaſchen klingelte; von ſelbſten konnt' ich gar kein' Tränen kriegen!"

Frau Fedderſen warf der Kleinen einen böſen Blick zu, den dieſe mit Gleichmut aufnahm.

„Dein' Mutter kann gewiß fix hauen!" bemerkte ſie dann ſcharf gegen Male.

„Mein' Mamma is noch gar nich hier geweſen", ſagte Male ein wenig ſeufzend, ſetzte aber gleich hinzu: „Sie kommt abers bald, nich, Unkel?" Sie hatte nicht bemerkt, daß Folkert verſchwunden war. Er ſuchte Hilfe, um ſich der Frau zu entledigen.

„Unkel is weg!" ſagte Male, während Frau Fedderſen wieder in laute Klagen über die fehlenden Ohrringe ausbrach, und Lene zitternd auf ihrem Stuhle lag.

„Lene hat ſonſtens keine Löchers in den Ohren“, bemerkte Male.

Die Mutter hob den Kopf der Kleinen rauh in die Höhe.

„Nee — hat ſie auch nich, ſind woll zugewachſen! Daß du auch nich auf deine Sachen paſſen kannſt, Deern!“ Und ſie ſchüttelte das Kind ingrimmig hin und her, das einen entſetzten Laut ausſtieß.

„Laſſen Sie ihr man, Madamm!“ rief Males ſchrille Stimme. „Lene is man ſwach in den Kopp und hat allens vergeſſen. Hatt' auch vergeſſen, daß ſie Lene Feddersen hieß, und das Tafel mit'n Namen hing doch über ihr Bett!“

„Nu haben ſie mich mein Kind auch noch ſwach in'n Kopf gemacht!“ brummte Frau Feddersen, die Lene zum erſtenmal ſcharf ins Auge faßte. „Mir deucht, ſie hatt' auch früher blaue Augens und nich ſo graugrimmelige wie nu. Das kommt ja woll von die Medizinens und von die ſlechte Behandlung. Ich hab'n Bekannten, der ſchreibt for Zeitungen, der ſoll das allens melden.“

„Ich habe niemals Ohrringe getragen!“ ſagte Lene jetzt. Es war das erſtemal, daß ſie den Mund öffnete, und Frau Feddersen ſah ſie erſtaunt an.

„Was haſt denn in die Ohrens gehabt?“ fragte ſie ſcharf.

„Gar nichts!“

Die Frau betrachtete Lenes ſchmales Geſicht von allen Seiten, ſah ihr noch einmal in die Augen, hob ihren Kopf und ſtieß dann ein kurzes Gelächter aus.

„Was'n Swindel!“ ſagte ſie; und als jetzt ein Anſtaltsarzt auf ſie zukam, den Folkert herbeigeholt hatte, fuhr ſie dieſen zornig an.

„Ich verbitt' mich das, daß Sie ſagen, daß dies Gör Lene Fedderſen is! Was is das nu wieder for 'n Teufelskram, daß die Deern mein' Tochter ſein ſoll? Wo ihr Augens ganz verändert ſind und ihr' Haarfarbe! Und ein' andre Sprache hat ſie auch gekriegt — gar nicht wie unſereins ſnackt! Und wenn das allens von die Kollera kommt, die den Menſchen ſo verändern tut — denn bedank' ich mir for die Kollera und auch for mein' Tochter, denn ich will mein Kind, das ich mit Smerzen geboren habe, gerade wieder ſo haben, wie ſie vordem war, mit Ohrbummelns und allens, und alles andre is Betrug, und da kann ich Schadenerſatz for beanſpruchen! Wo ich doch heute in den Hilfsverein wollte, weil daß die Kollera mich ſo viel Schaden gemacht hat mit mein Geſchäft, was mit alten Kleiderns is! Und nu laß ich mir hernarren, und allens for nix und wieder nix! Wenn Sie mich mein' Lene nich mit die blauen Augens und mit die Ohrbummelns und mit dunkles Haar wiedergeben können, denn behalten ſie ihr man ſelbſt! Ich kann mich nich mit'n Kind beſweren, das gar nich wie 'n orrentlicher Hamburger ſpricht — zun wenigſtens muß ich da Geld von'n Hifsverein haben, wenn ich ihr wieder annehmen ſoll! Nee, und Sie brauchen mir gar nicht ſo anzukucken, als wenn ich den Mund halten ſoll, was ich auch nich tue, wo ich ihn auf'n

rechten Fleck hab', und in die Zeitung soll es auch, daß Sie mich mein Kind so verändert haben, daß sie mich ganzen fremd vorkommt! —" Frau Feddersen hatte das letzte Wort. Weder der Arzt noch Folkert vermochten ihren Redestrom zu dämmen. Der Arzt hatte sie fortweisen wollen; das gelang ihm natürlich nicht eher, als bis sie von selbst ging und dabei noch einige Drohungen wegen der schlechten Behandlung der Armen ausstieß.

„Das war spaßig!" sagte Male, die der Unterhaltung mit dem größten Vergnügen zugehört hatte. „Nu heißt du vielleicht gar nicht Lene Feddersen!"

„So heiße ich auch gar nicht!" lautete die entschiedne Antwort. Die andre Kleine sah zum erstenmal wieder klar aus den Augen. „Das ist auch nie meine Mutter gewesen!" setzte sie hinzu.

„Wer war denn deine Mutter?" fragte Male.

„Ich weiß nicht!" Der Gesichtsausdruck der andern wurde wieder unsicher.

„Soll ich dich mal was sagen?" rief Male. „Du heißt doch natürlich Lene Feddersen, bloß daß du nich diese Madamm ihr' Tochter bist! Nich, Unkel?"

Folkert war zu den beiden Kindern getreten und sah nachdenklich in Lenes blasses Gesicht.

„So wird es woll sein!" meinte er dann. „Das gibt mehr als ein Lene Feddersen in Hambuch!"

„Nu natürlich!" Male nickte zufrieden. „In unsern Hof wohnten vier Mine Meiers, und die waren

alle ganzen verſchieden und gehörten gar nich zuſammen."

„Aber ich heiße nicht Lene Feddersen!" Die Stimme des kleinen Mädchens war merkwürdig beſtimmt geworden. Es war gerade ſo, als ob die rauhe Hand der ſchrecklichen Frau ſie aus ihrer Lethargie aufgerüttelt hätte. „Nein nein, Onkel Folkert; ich heiße nicht ſo!" Sie ſtutzte zugleich, und ein ſcharfer Beobachter hätte gemerkt, daß ſie es bei dem Namen Folkert tat, als wenn er ihr heute ganz beſonders auffiele. Aber ſie war nicht von ſcharfen Beobachtern umgeben. Folkert lächelte nur mitleidig und ſtreichelte den blonden, kahlen Kopf.

„Man ganz ruhig ſein; man ganz geruhig ſein! Mein' Tante Tine, was ein' alte, vernünftige Perſon is, die ſagt immer —"

„Liebe iſt Liebe, da kann niemand etwas dabei machen!" ſagte die Kleine mit einem tiefen Seufzer. Da ſah er ſie nun doch ſehr überraſcht an.

„Du kennſt doch nich mein Tantine? Oders haſt mit ſie auf ein Etaſche gewohnt?"

„Auf einer Etage?" Die Augen des Kindes ſahen nachdenklich aus. „Nein — nicht auf einer Etage. Sie kam zu uns, und Papa ſagte — ich weiß nicht mehr, was Papa ſagte!" Und ſie ſah ſo unglücklich aus, daß Folkert ihr das Köpfchen in die Kiſſen drückte.

„Nu ſlaf man wieder ein, klein' Lene! Die alt' böſe Frau hat dich ein Schreck gemacht, daß dein

Kopp wieder swach geworden is! Slaf man snell ein, ganzen snell, sonsten kommt die alte Frau wieder!“

„Und sie heißt doch Lene Fedderſen!“ sagte Male triumphierend, während „Lene“ sich wieder hinlegte. Sie hatte auch ihren Widerstand gegen den fremden Namen schon wieder vergessen.

Am Morgen des folgenden Tages betrat Tante Tine den wohlgepflegten Garten des Eppendorfer Krankenhauses und las das „Eintritt verboten“, das mit Riesenlettern an der Tür stand; aber Tante Tine nickte der Inschrift kampflustig zu.

„Ach was, wofor kann ich hier nich einkommen? Meinst, daß ich noch kein Kolleratkranken gesehen hab'? Mehr als genug; abers mein Folkert, mein klein Swesterſohn, den hab' ich solang' nich gesehen, den will ich mich mal 'ranholen.“

„Tante Tine,“ sagte Folkerts Stimme hinter ihr, „was tust du hier? Du darfst ja nich einkommen! Ich muß dir ausweisen!“

„Du lieber Gott, was'n Manier!“ Tante Tine schüttelte den Kopf, daß die Hutbänder flogen. „Nu, in diesen Momang sah ich dir, und du weist mir aus? Du, meinen leibhaftigen Nevöh, den ich all die Zeit nich vor die Augen gekriegt hab', und um den ich mir reellemang gegrämt hab'? Na, mein Jung', nu hab' ich dir, nu will ich dir auch ansehen. Oh, was bist du smal geworden!“

„Tante, wenn die Doktors kommen —“ Folkert sagte es zögernd. Er sah gern in das treue runzlige

Geſicht der Alten; aber er kämpfte doch mit ſeiner Gewiſſenhaftigkeit.

„Ach was, laß die Doktors man kommen! Die haben vielleicht auch Tantens, die ein büſchen for ihnen beten und ihnen ein paar Strümpfe ſtricken oder ſo was. Ich hab' zwei Paar for dir, Folkert; ganzen was feines; und mich dünkt, du ſiehſt aus, als wenn du Löchers auf deine Strümpfens hättſt; is es nich ſo?"

Folkert mußte lachen. „Du kannſt ja furchtbar kucken, Tante; ja, mit die Strümpfe is es man ſlecht beſtellt!"

„Denn gib mich allens, was du Kaputtes haſt, und ich waſch' es dich und ſtopf' es dich. Du liebe Zeit, ich muß mir doch um dir bekümmern, Folkert; da laß man ein Doktor kommen! Wenn er mir 'rausſmeißen will, ſag' ich ihn fein Beſcheid, und wenn ich ihn was von Strümpfens ſag', denn paß man auf, wo er nett wird. Der hat natürlich auch Löchers in den Strümpfens, und wenn ich ihn anbiet', daß ich ſie ſtopfen will, denn ſagt er zu mich: Kommen Sie, bitte, ein in mein' Stube!"

Folkert merkte, daß Tante Tine fürs erſte nicht wieder aus dem Garten des Krankenhauſes wegzubringen ſei, und er gab ſich damit zufrieden. Die Cholera war ſchon lange im Abnehmen begriffen, die Gemüter hatten ſich beruhigt. Es war ſehr wahrſcheinlich, daß keiner von den Hausärzten die alte Frau beachten würde, und er hatte ſich auch nach ihr geſehnt. Bald wandelten beide in einem

Laubgang auf und nieder, und er ließ ſich von ihr berichten, wie es in Hamburg ausſähe.

Es ſei alles wieder in Ordnung, ſagte Tante Tine. Die Kinder ſpielten auf der Straße, und die Großen ſähen wieder vergnügt aus. Dann und wann würde noch einer mit dem Wagen geholt; aber niemand machte ſich ſehr viel daraus. Putzigs waren alle tot, andre Leute, die netter waren, wohnten in ihrem Zimmer. Putzig hatte gewettet, er wolle zwei Liter Elbwaſſer auf ein Pfund Pflaumen trinken; da war es bald aus mit ihm geweſen, nachdem er die ſchwerſte Zeit der Cholera gut überſtanden hatte. „Und Rüppell?“ fragte Folkert. Tante Tine zuckte die Achſeln. Rüppell wohnte nicht mehr bei ihr im Hauſe. Er hatte eine Wohnung im Slamatjengang und betrank ſich jeden Tag.

Folkert ſagte nicht viel nach dieſer Mitteilung. Er blickte auf die gelben Blätter; die langſam von den Bäumen ſchwebten, und dann meinte er, daß er ſeine Strümpfe holen, und daß Tante Tine hier unter den Baumreihen auf ihn warten ſolle.

„Man nich an die Pavillongs gehn!“ ermahnte er, und ſeine Tante nickte gleichmütig. Sie hätte ſchon Luſt gehabt, in eins der kleinen, zierlichen Häuſer hineinzublicken; wenn aber Folkert es nicht wollte, dann tat ſie es auch nicht. Während Folkert ſich haſtig entfernte, ſchritt ſie langſam in einen bedeckten Gang hinein und blickte ſich vorſichtig um. Es war ſo ſtill hier, ſo feierlich und ſchön: war es

möglich, daß hier Leute ſtarben? Leute, die ihr ganzes Leben hindurch nur in einer Dachkammer gewohnt, und die es niemals ſo gut gehabt hatten wie hier? Wer hierher gebracht wurde, konnte der nicht am Leben bleiben?

Ein dünnes Stimmchen ſang plötzlich unweit von ihr ein Lied. und die Alte fuhr zuſammen. Nach einigem Zögern aber betrat ſie doch die geſchützte Veranda eines mitten im Grünen liegenden Pavillons. Ihre ſcharfen Augen hatten mit einem Blick geſehen, daß hier nur zwei kleine Mädchen auf langen Stühlen lagen. Es waren Male Schädlich und das andre Kind, das unter dem Namen Lene Feddersen im Krankenhausregiſter ſtand.

Males große Augen blickten ihr ſcharf und ſpähend entgegen.

„Kuck, krieg' ich auch mal Beſuch?“ rief ſie Tante Tine entgegen. „Treten Sie gefälligſt ein büſchen näher, Madamm, ich nehm' gern ein Mund voll Snack; denn Lene is man langweilig!“ Mit vorſtellender Handbewegung deutete ſie auf ihre Gefährtin, die mit halbgeſchloſſenen Augen regungslos auf ihrem Stuhle lag, während ſie ſich halb aufrichtete.

„Setzen Sie ſich man, Madamm; da in die Ecke ſteht ein Stuhl. Unkel Folkert ſitzt da auch manchmal auf, wenn er mit uns ſnackt. Ich mag mir gern ein büſchen unterhalten!“

Daß dieſes blaſſe Kind ihren Folkert Onkel nannte, gab Tine Hauberg ein behagliches Gefühl

der Sicherheit. Sie folgte auch sogleich der Einladung, denn sie war doch etwas müde geworden.

„Du kennst mein Folkert?“ fragte sie, und Male nickte.

„Was sollt' ich ihm nich kennen? Er bringt uns ümmer was und is ein guten Unkel. Kennen Sie ihm denn? Wo heißen Sie, wenn ich fragen darf? Ich heiß' Male Schädlich, was ich gleich auf Pollerzei sagte, als ich das Brechen kriegte, und hier die klein' Deern heißt Lene Feddersen. Bloß daß sie es nich glauben will, wo es doch über ihren Bett gestanden hat, und sie 'ne Karte um den Hals trägt mit ihren Namen! Ich hab' auch eine Karte. Da steht es: Amalie Schädlich! Abers mein Mamma is doch noch nich gekommen, um mir abzuholen. Ich weiß gar nich, wo sie bleibt! Lene hatt' beinah ein Mamma; aber sie wollte ihr nich.“

„Ich wollte sie auch nicht,“ sagte Lene. die Augen voll aufschlagend. „Ich heiße nicht Lene Feddersen.“

Tante Tine hatte das kleine Mädchen schon mehrere Male angesehen. Es kam ihr bekannt vor, und doch wußte sie die kleine, magere Gestalt mit dem kahlgeschornen Kopfe nirgends hinzubringen.

„Nu nu,“ sagte sie gutmütig, „worum willst nich Lene Feddersen heißen? Das is ja ein ganz nüdlichen Namen, gerad so hübsch wie Tine Hauberg. So heiß' ich nämlich“, setzte sie erklärend hinzu.

Lene Feddersen hatte schon wieder die Augen geschlossen. Jetzt öffnete sie sie von neuem.

„Jeder hat seinen Packen zu tragen. Dem einen kann man es ansehen, dem andern nicht. Das sagt Tine Hauberg.

„Du mein himmlischen Vater!“ Die Alte war aufgesprungen und hatte sich neben die Kleine gestellt. „Wo weißt du das her?“

„Sowas snackt sie ümmer,“ bemerkte Male, laut gähnend. „Sie sagt auch noch was von ‚Liebe‘. Lene, sag das mal!“

„Liebe ist Liebe! dabei ist nichts zu machen!“ murmelte das Kind, müde die Augen schließend.

Tante Tine hätte beinahe aufgeschrien, aber sie konnte sich gut zusammennehmen. Leise hob sie den Kopf des Mädchens und sah es scharf an. Schon öffnete sie den Mund zu einer Frage; da stand Folkert hinter ihr und zog sie zurück.

„Tante Tine, du darfst nich bei meine Krankens. Die arm' klein' Deern is sowieso swach in Kopp; du mußt ihr nich aufregen.“

Mit sanfter Gewalt hatte er die Alte aus der Veranda geleitet und ihr ein großes Paket in die Hand gedrückt.

„So, mein' Tante; ich hab' die Strümpfens alle in Karbolwasser getaucht; nu können sie dich doch nix anhaben. Und nu geh man; bald kann ich auch mal kommen.“

Male Schädlich schrie noch einige Abschiedsworte; aber niemand antwortete ihr. Tine Hauberg stand plötzlich wieder vor der Pforte des großen Gartens und wußte nicht, wie sie herausgekommen

war. Aber es war ihr auch einerlei. Mit zitternden Gliedern lehnte sie sich an das eiserne Gitterwerk und strich mit der Hand über die Stirn.

„Herrgott im Himmel, du wirst mich doch nich einen Teufelstraum erleben lassen," sagte sie halblaut vor sich hin. „Nich wahr, lieber Gott, du meinst es doch gut mit dein Tine?" Und dieses Stoßgebet gab ihr neue Kraft. Sie stieg in die nächste Pferdebahn, und es war noch keine Stunde verstrichen, da ließ sie sich bei der Doktorin Bardenfleth melden.

Die Doktorin war beim zweiten Frühstück, einer Mahlzeit, bei der sie sich, wie wir wissen, nur ungern stören ließ. Ihre Begrüßung war daher etwas kühl.

„Nun, Haubergen, haben Sie es denn gar so eilig?" fragte sie, sich langsam die zweite Tasse Tee einschenkend.

Tine nickte eifrig. „Nix for ungut, Frau Doktern, ich weiß woll, daß ich nich zupaß komm'; abers ich mein', daß ich klein Ilse gesehen hab'."

Die Tasse klirrte in der Hand der alten Dame, und hastig setzte sie sie hin.

„Haubergen," rief sie strenge, „lassen Sie die Toten ruhen!"

„Frau Doktern, da is kein Totsein bei, bei dem, was ich sagen will. Klein Ilse liegt im Eppendorfer Krankenhaus auf'n langen Stuhl und heißt Lene Feddersen. Ich hab' ihr genau angesehen, Frau Doktern! Verändert is sie ja natürlicherweise und slecht zu kennen; abers sobald sie den Mund

auftut, denn hört man die feine Sprache, und denn die Augens! Wo sollte ich das Kind nich kennen, was so nüdlich mit mich gewesen is!“

„Haubergen, Sie phantasieren!“ rief die Doktorin. Aber sie war doch sehr blaß geworden und hatte Speise und Trank von sich geschoben. „Wie kann Ilse leben, nachdem, nachdem —“ sie stockte und blickte Tine böse an.

„In Hamburg können solche Sachen überhaupt nicht vorkommen! Es wäre ja eine Verwechslung, eine, eine —“ sie rang nach Worten.

„Na, in Hamburg ist allerhand passiert,“ bemerkte Tine trocken. „Hier regieren auch man bloß Menschen, und bei die Menschheit is noch ümmer was Komisches vorgekommen. Ich hab' klein Ilse leibhaftig vor mich gesehen, und es is mein' Pflicht und Schuldigkeit, die Familie das mitzuteilen.“

„Gewiß war es Ihre Pflicht und Schuldigkeit“, sagte die Doktorin. Sie war aufgestanden und drückte auf die Klingel.

„Eine Droschke!“ befahl sie dem eintretenden Mädchen. Dann wandte sie sich wieder zu Tine, die noch immer auf derselben Stelle stand. „Sie sehen blaß aus, Haubergen! Gehen Sie hinunter in die Küche, und essen Sie mit den Mädchen. Ich glaube Ihnen ja nicht; aber die Sache soll sofort untersucht werden. Das ist meine Pflicht und Schuldigkeit!“

„Frau Doktern, Sie nehmen mich doch nich mein' Dreistigkeit übel?“ murmelte Tine. Sie war

nun doch kleinlaut geworden. „Ganzen gewiß — das Kind war es! Sie —“

„Ich habe nicht gedacht, daß Sie in Ihrem Alter noch so verrückt sein könnten,“ unterbrach sie die Doktorin mit ungewohnter Strenge. „Schweigen Sie jetzt, und helfen Sie mir meinen Mantel an!“

„Was ist doch mit der Ollschen los, daß sie vom Frühstück loskarriolt? fragte das Hausmädchen Luzinde neugierig. Sie stand neben Tante Tine in der Hausflur und sah dem davonrollenden Wagen nach.

„Mich dünkt, klein' Deern, du könntest ein klein büschen feiner von dein Herrschaft sprechen! Du bist ja doch sonst so fein“, meinte Tante Tine, die mit ihren Tränen kämpfte, und Luzinde murrte etwas Unverständliches. Aber da sie wirklich fein sein wollte, und ihr doch keine feine Antwort einfiel, so begnügte sie sich damit, hinter Haubergens Rücken die Zunge auszustrecken. Da sie hierbei über die Türmatte stolperte und sich in die Zunge biß, so versank sie für die übrige Zeit von Tines Besuch in ein beleidigtes Schweigen.

Die Doktorin war unterdessen nach dem Kontor ihres Sohnes gefahren, traf ihn aber nicht.

„Herr Bardenfleth ist heute noch gar nicht im Geschäft gewesen,“ berichtete Adrian, der auf die Straße an ihren Wagen gekommen war. Er sah bleich und übernächtig aus; die alte Dame blickte ihn aber nicht an. Sie sah sinnend vor sich hin. Je länger sie über Tine Haubergs Mitteilung

Digitized by Google

nachdachte, desto unwahrscheinlicher wurde ihr die Sache.

„Ist mein Sohn in Dockenhuden oder in seinem Stadthause?“ fragte sie dann.

„Er hat heute morgen telephonisch mit mir von seinem Stadthause aus gesprochen,“ sagte Adrian. „Vielleicht kommt er heute überhaupt nicht ins Geschäft. Gestern ist ein Stadtmissionar bei ihm gewesen, der ihm Hoffnung gemacht hat, die kleine Else könne noch am Leben sein. In Rendsburg ist ein kleines Mädchen aufgetaucht, das aus Hamburg stammt, und das man nicht hinzubringen weiß. Es ist nicht ausgeschlossen, daß Herr Bardenfleth heute noch nach Rendsburg reist.“

Die Doktorin rückte ungeduldig auf ihrem Platz.

„Sonderbare Geschichten das,“ sagte sie halb verdrießlich. „Sagen Sie, Herr Schläger, könnten Sie jetzt mit mir nach Dockenhuden fahren? Wenn ich meinen Sohn nicht finden kann, muß ich mit meiner Enkelin sprechen, aber ich muß eine männliche Hilfe haben.“

„Nach Dockenhuden?“ Adrian war vom Wagen zurückgetreten. „Meine Zeit wird mir diese Fahrt wohl kaum gestatten“, setzt er langsam hinzu.

Die Doktorin sah ihn prüfend an. „Hm — überall sitzen die Kaufleute untätig herum, und Sie haben soviel zu tun? Nun, da muß ich alte Frau wohl allein meine Enkelin benachrichtigen, daß in Hamburg augenblicklich sehr wunderbare Dinge vorkommen. Früher hätte es auch einer

alten Dame niemals an männlicher Hilfe gefehlt — heutzutage —“

Die Doktorin unterbrach sich, weil ein junger Mann aus dem Geschäft sich plötzlich neben Adrian stellte.

„Herr Bardenfleth ist am Telephon und wünscht Sie zu sprechen“, sagte er leise zu Schläger, während er sich zugleich vor der Mutter seines Chefs verbeugte.

„Wo befindet er sich?“ fragte diese.

„Er scheint nach Dockenhuden hinausgefahren zu sein“, lautete die Antwort.

„Nun, dann fahre ich jedenfalls dorthin. Kutscher, lassen Sie Ihr Pferd laufen!“

Adrian suchte die alte Dame zurückzuhalten, um sie zu begleiten, nachdem er mit Herrn Bardenfleth gesprochen hätte. Sie schüttelte aber den Kopf.

„Nein nein, ich habe wirklich keine Zeit mehr!“

Eine quälende Unruhe war über sie gekommen; obgleich die Droschke erster Klasse eilig über das Pflaster rollte, kam es ihr doch vor, als käme sie nicht von der Stelle. —

Bardenfleth war vor einer Stunde nach seinem Landhaus gefahren. Am Tage vorher hatte er wirklich den Besuch eines Herrn bekommen, der ihm von einem namenlosen Cholerakinde, das nach Rendsburg verschlagen war, erzählt hatte. Bardenfleth, der in seinem Geschäft doch nichts anfangen konnte, hatte in dieser Angelegenheit verschiedne Besuche gemacht und war bald dahintergekommen,

daß dieſes Kind nicht Ilſe ſein konnte. So war es bei allen ſeinen Nachforſchungen geweſen: er war immer enttäuſcht worden, und er hatte ſich allmählich in dieſe Enttäuſchungen gefunden. Dann war er, von Sorge und Aufregung erſchöpft, in ſeiner Stadtwohnung zu Bett gegangen und hatte ſo tief und traumlos geſchlafen, daß er ſich heute erſt allmählich wieder klar geworden war, welche ſchwere Laſt auf ihm lag. Und gerade als er wieder wußte, daß er ein ruinierter Mann ſei, da war Oskar Lindbergs Brief mit der Mitteilung gekommen, daß Alida und er ſich wieder verlobt hätten. Oskar ſchrieb ſehr beſcheiden. Er bat um die erneute Einwilligung Bardenfleths und gab ſein Ehrenwort, daß er alles tun werde, ſeine Tochter glücklich zu machen.

Bardenfleth war ſehr überraſcht, aber der Brief gefiel ihm. Natürlich, er würde dem jungen Manne noch einmal ernſt zureden, keine leichtſinnigen Streiche mehr zu machen — das war ſeine Vaterpflicht; aber Oskar, dachte er, würde neben Alida ſchon von ſelbſt ſolide werden. Es war allerdings merkwürdig, daß Alida ſelbſt ihre Anſicht ſo ſchnell geändert hatte. Das lag eigentlich nicht in ihrer Natur; aber freilich, der ſchwere Sommer hatte auch ſie ernſter und nachgiebiger gemacht. Während Bardenfleth noch den Brief in der Hand hielt, fühlte er, wie eine ungeheure Laſt allmählich von ihm abfiel. Zuerſt war ihm alles noch nicht ganz klar geweſen; nun kam ihm erſt zum Bewußtſein,

daß er, daß sein Geschäft gerettet seien. Lindbergs würden die Deckung der Wechsel nun nicht mehr auf einen bestimmten Tag, vielleicht nie mehr verlangen. Der alte Matthias hatte seinen Willen, ohne daß Bardenfleth auch nur einen Schritt dazu getan hatte. Seine Hände waren rein; Gott sei Dank!

Langsam schritt der Kaufherr in dem hohen, getäfelten Speisegemach auf und nieder, und unwillkürlich atmete er mehrere Male tief auf. Ah — er würde Matthias Lindberg schon bezahlen, er würde ihm auch nie sein Betragen vergessen: Freundschaft konnte er nicht mehr für ihn empfinden! Aber er hatte Zeit gewonnen. Es würde keine Schande für das alte Haus Bardenfleth geben; alles mußte nun wieder ins Geleise kommen. Seine sorglose Lebensfreude kam wieder über ihn wie eine Erlösung. Zum erstenmal seit vielen Tagen trank er sei::en Morgenkaffee mit Behagen. Er tat sogar einen Blick in die Zeitungen, und dann bestellte er sich den Wagen, um nach Dockenhuden zu fahren. Er mußte vor allen Dingen mit Alida und mit Oskar sprechen. Dieser hatte geschrieben, daß er seinem Vater bereits telegraphiert habe, aber es war doch immerhin gut, noch einmal mit dem jungen Mann auch über allerhand Geschäftliches zu sprechen. Von den infamen Wechseln ahnte er ja nichts, und das war gut. Beide Kinder hatten ihr Glück nun doch keinem andern Umstande zu verdanken als dem allein, daß sie sich liebten.

Einundzwanzigstes Kapitel

Oskar Lindberg war seit dem frühen Morgen wieder in Dockenhuden. Er hatte allerdings die Nacht in Hamburg geschlafen; etwas, was er seiner Mutter, die ihn beschworen hatte, noch wochenlang seine Vaterstadt zu meiden, nicht hätte erzählen dürfen. Er hatte auch schlecht genug geschlafen. Nicht aus Angst vor der Cholera, von der er nichts mehr hatte entdecken können, und vor der geflohen zu sein er sich jetzt schämte, sondern weil ihn Adrians Worte noch immer beschäftigten. Er hatte sich zwar darüber geärgert, aber im Grunde genommen hatte ihm Schläger doch gut gefallen; besonders hinterher, als er sich die ganze Unterhaltung wieder ins Gedächtnis gerufen hatte. Und als er nun schlaflos in seinem Bette lag, war ihm plötzlich ein Gedanke gekommen, bei dem er aufgefahren war und ins Dunkle gestarrt hatte. Schläger hatte so merkwürdig ausgesehen, als er ihm die Mitteilung von seiner Wiederverlobung mit Alida gemacht hatte; er war blaß geworden, es fiel ihm jetzt ein, und seine Augen hatten einen eigentümlich verschleierten Blick angenommen. Natürlich! Dieser Schläger liebte Alida! Und wenn er, Oskar, nicht gekommen wäre, dann —! Er hatte dann noch lange wach gelegen

und allerhand sonderbare Gespenster an seinem Lager stehn sehen. Aber endlich war er mit dem Gedanken eingeschlafen, daß er es nicht ändern könne, wenn andre Leute auch seine Braut liebten; und als er erwachte, war er in besserer Stimmung. Die Sonne schien so freundlich in sein Zimmer; er war wieder mit Alida verlobt, und das Leben zeigte sich ihm doch auf eine sehr angenehme Weise. Schläger war offenbar eifersüchtig; dem war eben nicht zu helfen — er konnte ihm nur leid tun. Aber Hüffer hatte ein Schandmaul. Ihm wollte er schon den Standpunkt klarmachen wegen der Bemerkungen über seinen Schwiegervater.

Mit einem frühen Zuge fuhr Oskar nach Flottbeck, um von dort nach Dockenhuden zu gehn. Es trieb ihn, Alida wiederzusehen und sich gewissermaßen seines Glücks zu versichern. Von diesen dummen Geschäftssachen ahnte sie natürlich nichts, und das war ein Glück. Sonst hätte die Sache doch unangenehm werden können, denn er wollte kein Glück, das durch Geld erhandelt war. Er sah nach der Uhr und dachte dann einen Augenblick nach. Es war eben nach elf. Eigentlich war es wohl nicht ganz korrekt, schon um diese Zeit seine Braut zu besuchen; aber auf dem Lande brauchte man die Etikette nicht so streng innezuhalten. Beide kannten sich ja auch seit ihren Kinderjahren.

Aber Alida war gerade ausgegangen, als der junge Mann die Bardenflethsche Villa betrat. So meldete ihm der Diener, der zugleich hinzusetzte,

daß das gnädige Fräulein wahrscheinlich zu Frau Kähler gegangen sei. Sie habe wenigstens einen Korb am Arme getragen.

Oskar war etwas enttäuscht; aber nach kurzem Besinnen entschloß er sich, seiner Braut nachzugehn. Langsam schritt er durch den herbstlich belaubten Park dem Hohlweg zu, an dem das Haus der Mutter Kähler lag, und während er eine Monatsrose brach und in sein Knopfloch steckte, dachte er darüber nach, daß es beinahe unheimlich sei, daß Alida die Person aus Hamburg besuche, die bei der Frau Kähler krank lag. Seine Braut hatte wirklich ein gutes Herz. Er liebte es ja auch, wenn Frauen ihre Güte zeigten, und auch Alida sollte immer genügend Geld haben, um wohltun zu können. Aber diese Sache war ihm doch nicht ganz geheuer.

Als er den schmalen Landweg hinabging, an dem das Haus der Kähler lag, sah er Alida schon vor der Tür sitzen. Neben ihr saß eine in Decken gehüllte Gestalt, die den Kopf gesenkt hielt und auf ihre Hände zu blicken schien. Der junge Lindberg empfand plötzlich ein unbehagliches Gefühl; ihm war alles unangenehm, was krank und arm war; aber er sah doch ein, daß er dieses Gefühl nicht zeigen dürfe. Einige Schritte war er noch von beiden Frauen entfernt, da fuhr er plötzlich zusammen und wandte sich zum schnellen Rückzug. Aber es war zu spät. Rose Valentin hatte bei seinem Näherkommen den Kopf gehoben und war aufge-

ſprungen. Jetzt ſtand ſie vor ihm. Sie war ſehr blaß geworden; aber ihre Augen ſprühten in flackerndem Feuer.

„Ah, Oskar, du?“ rief ſie mit vor Leidenſchaft bebender Stimme. „Du hier? So bleib doch noch einen Augenblick! Ich bin dir wohl einmal wieder in den Sinn gekommen, und du meinſt natürlich, ich ſei wieder zu haben, nicht wahr, mein Jüngelchen?“ Sie hatte ihn am Ärmel ſeines hellen Herbſtpaletots gefaßt, als wollte ſie ihn feſthalten; aber das war unnötig: er ſtand regungslos.

„Meinſt du,“ fuhr Roſe kreiſchend fort, „nun ſoll ich wieder mit dir gehn? Meinſt du, die Roſe Valentin wirft man den einen Tag in die Ecke, und den andern Tag kann man ſie ſich wieder holen?“ Ihre Augen waren im Sprechen ruhelos von Oskar zu Alida gewandert. „Sehen Sie ihn doch an, Fräulein!“ ſchrie ſie, aber plötzlich ſtockte ſie.

Alida hatte ſich gleichfalls erhoben, und in ihrem Geſicht mußte ein Ausdruck liegen, den Roſe richtig deutete. Sie trat von Oskar zurück und ſah bald ihn, bald Fräulein Bardenfleth an.

„So?“ ſagte ſie gedehnt. „Sind Sie am Ende der Bräutigam von dem feinen Fräulein hier, oder wollen es werden, mein ſchöner Herr Lindberg? Ich könnte es mir ſchon denken! Erſt lauft Ihr jeder Schürze auf der Straße nach und girrt und küßt und habt ſchöne Worte auf den Lippen, dann laßt Ihr die armen Mädchen ſitzen und glaubt, Ihr könnte ſie mit Geld abfinden, und nachher holt

Ihr Euch eine vornehme und reiche Frau und fahrt alle Tage auf Gummi durch die Straßen. Des Abends aber — o ja — des Abends, dann kommt Ihr wieder; dann ist es gerade so wie früher, da geht das Vergnügen wieder an!“ — Ihre Augen flogen haßerfüllt zu Alida. „Nun willst du die da haben,“ zischte sie, wieder an Oskar herantretend. „Oh — sie nimmt dich ja wohl! Solche Damen haben ja keine Auswahl! Aber komm nicht wieder zu mir! Ich will dich nicht! Hast du mich verstanden? Auch nachher nicht, wenn du dich einmal wieder langweilst! Niemals wieder, du — du —“

Ihre Stimme war immer gellender geworden, und in ihrer Wut fand sie keine Worte mehr.

„Gehen Sie ins Haus!“ sagte Alida. Ihre Stimme klang ihr selbst fremd. — „Sie werden sich wieder krank machen!“

Alida zitterte am ganzen Leibe, aber sie wurde nicht ohnmächtig. Sie sah noch, wie Frau Kähler aus der Tür stürzte und Rose ins Haus stieß; sie nahm auch noch ihren Korb von der Bank, in dem sie der Genesenden Früchte gebracht hatte, und sie hatte die Kraft, langsam fortzugehn. Eine lähmende Schwere lag in ihren Gliedern, aber sie konnte sie bewegen. Sie konnte auch hören, wie sie dahinging, daß ein kleiner Vogel neben ihr von Zweig zu Zweig hüpfte und ein eintöniges Liedchen sang; daß die fallenden Blätter auf das Erdreich rieselten, aber sie konnte nicht denken. Plötzlich stand Oskar wieder neben ihr, und sie hielt unwillkürlich den

Schritt an und blickte ihn an. Er sah ganz entstellt aus, und als er anfangen wollte zu sprechen, rangen sich nur einige unverständliche Laute aus seiner Kehle. Sie hatte weitergehn wollen: nun erfaßte sie Mitleid mit dem Gefährten ihrer Jugend.

„Ich glaube, sie ist geistig zerrüttet," sagte sie leise — „sie hat wohl gelogen!"

In diesem Augenblick hätte sie ihm eine Lüge verziehen; aber Oskar richtete sich ein wenig in die Höhe.

„Sie hat nicht gelogen!" sagte er heiser; „sie hat nur — es ist —"

„Sprich nicht weiter!" bat Alida müde. „Laß mich nicht alles wissen!"

Oskar blickte starr in ihr bleiches Gesicht, das den Ausdruck der Hoffnungslosigkeit trug, und sprach kein Wort mehr. Schweigend ging das Brautpaar zum Eingang des Bardenflethschen Gartens. Dort öffnete Oskar seiner Braut die Tür, grüßte sehr förmlich und ging davon.

* * *

„Gnädiges Fräulein werden überall gesucht!" berichtete der Diener, der Alida vom Hause her entgegenkam. „Herr Bardenfleth ist schon seit einer Stunde hier, und eben kommt auch Frau Doktorin. Und die Herrschaften wollen gleich in die Stadt fahren."

„Eine Nachricht über die andre!" rief Bardenfleth. Er war die Freitreppe heruntergeeilt und

schloß seine Tochter zärtlich in die Arme. „Liddy, du setzest ja die Welt in Erstaunen, und weißt du, mit welcher Behauptung dein Großchen auftritt?“

„Ich behaupte gar nichts,“ rief die Doktorin, die gleichfalls aufgeregt aus der Haustür getreten war. „Ich glaube es sogar nicht! Aber Haubergen war heute morgen vollständig verrückt bei mir, da hat sie mich doch ein wenig angesteckt, und schließlich ist es ja unsre Pflicht und Schuldigkeit, jeder auch noch so kleinen Spur unsrer Ilse nachzugehn!“

„Aber selbstverständlich!“ rief Bardenfleth. Seine Stimme war kräftiger geworden als in der letzten Zeit, seine Bewegungen elastischer. Alida sah es gleich, und sie wußte den Grund. Von ihr selbst war natürlich nicht die Rede. Selbst die Doktorin gab einen unklaren Bericht von dem, was Tante Tine ihr erzählt hatte, und Herr Bardenfleth war gar nicht imstande zu großen Erklärungen. Alida sollte sich nur so eilig wie möglich zurechtmachen, um mit ihm nach dem Eppendorfer Krankenhause zu fahren. Die Doktorin wollte nicht mit. „Für eine alte Frau taugt solche Expedition nichts,“ sagte sie entschieden. „Ich habe warten gelernt, und ich warte hier der neuen Enttäuschung.“

Alida war es völlig schwindlig; erst als sie bei ihrem Vater im Wagen saß und nun die Einzelheiten von Tante Tines Behauptung hörte, gelang es ihr, sich zu fassen, aber sie schüttelte ungläubig den Kopf.

„Die gute Hauberg! Sie meint es gut, aber

sie ist alt und hat gewiß schlechte Augen. Wir dürfen nicht zu fest hoffen, Väterchen."

„Aber wir müssen doch selbst nachforschen," rief Bardenfleth. Er war so eifrig, so frisch und jugendlich, wie Alida ihn lange nicht gesehen hatte. Jetzt strich er seiner Tochter über die Wange.

„Dabei vergesse ich ganz, dir zu sagen, daß Oskar mir geschrieben hat! Ich freue mich sehr — von ganzem Herzen! Ich glaube sicherlich, daß er dich glücklich machen wird! Er hat wirklich von Hause aus einen soliden Charakter, und seine kleinen Schwächen — was ist dir, Kind, du wirst ja totenbleich?" Er beugte sich besorgt über Alida, die sich einen Augenblick im Wagen zurückgelegt hatte. Jetzt richtete sie sich wieder auf und fuhr mit dem Taschentuch über das Gesicht.

„Laß nur, Papa; es geht schon vorüber!"

„Du bist nicht glücklich?" rief er, und sie versuchte zu lächeln.

„Oh — ich werde mich allmählich an Oskars kleine Schwächen, an Rose Valentin und ihre Nachfolgerinnen gewöhnen! Eine Frau muß immer verzeihen, nicht wahr, Papa?"

Alida hatte in überquellender Bitterkeit gesprochen, und ihr Vater saß ganz still. Er wußte jetzt, daß sie sich opferte, daß sie von irgendeiner Seite seine Lage erfahren hatte, und sein Gesicht wurde grau und müde. Konnte er ein Opfer annehmen, das mit dem Herzblut seiner Tochter erkauft war? „Wer ist Rose Valentin?" fragte er,

sich zur Fassung zwingend. Alida aber machte eine abwehrende Bewegung.

„Ich kann heute nicht darüber sprechen — kaum darüber nachdenken; wir wollen von Ilse sprechen, Papa! Gebe Gott, daß wir sie finden; aber ich wage es nicht zu hoffen!“

„Ich auch nicht!“ murmelte Bardenfleth. Er hoffte gar nichts mehr.

Der Wagen war sehr rasch gefahren. Dieselben Wege, auf denen er vor etlichen Wochen gerollt war. Aber die Umgebung war anders geworden. Von den unheimlichen Fuhrwerken, von dem dumpfen Druck, der auf allem zu liegen schien, war nichts mehr zu bemerken. Wohl fuhr noch vereinzelt ein dunkles, wohlverschlossenes Gefährt nach der Gegend der Cholerabaracken, und die Leute sahen ihm kopfschüttelnd nach; aber von Leichen- und Sargwagen, von betrunknen und fluchenden Kutschern war nichts mehr zu sehen. Alles ging wieder seinen gewohnten Gang; die Hamburger hatten sich an den unheimlichen Gast in ihren Mauern gewöhnt und wußten mit ihm fertig zu werden.

Es gelang Bardenfleth und seiner Tochter ohne Mühe, Zutritt zu dem Park des Krankenhauses zu erlangen. Auch ein Arzt erschien bald und hörte ihr Anliegen mit höflichem Staunen. Vater und Tochter waren beide in Aufregung, als sie das Kind zu sehen verlangten, das mit dem Namen Lene Feddersen in den Registern eingetragen stand;

ob sie sehr verständlich sprachen, wußten sie später selbst nicht mehr; der junge Doktor lächelte immer ungläubiger.

„Wir haben allerdings ein kleines Mädchen hier, das Lene Feddersen heißt," begann er. „Sie und Male Schädlich sind unsre Restanten aus der schlimmen Zeit. Beide konnten sich nicht recht erholen, daher meinte der Direktor, er wolle sie lieber hier behalten. Aber nach unserm Dafürhalten sind sie beide die Kinder armer Leute, und Male Schädlichs Mutter ist hier schon vor mehreren Wochen gestorben."

„Wir können das Kind, diese Lene, doch sehen?" rief Bardenfleth ungeduldig. Der junge Arzt sah etwas unsicher aus.

„Eigentlich nicht, mein Herr! Die Kinder haben allerdings keine Spur der Krankheit mehr an sich; aber sie sind noch nicht in der Quarantänestation gewesen. Ich könnte sehr viel Unannehmlichkeiten haben, wenn ich Ihnen gestattete —"

„Wir gehn ohne Ihre Erlaubnis!" rief Bardenfleth entschieden. Er faßte seine Tochter am Arm und lief mit ihr aufs Geratewohl in den Krankenhausgarten hinein. Der Assistenzarzt blieb kopfschüttelnd stehn; dann schickte er Folkert, der ihm gerade in den Weg lief, hinter dem Paare her.

„Führen Sie die Herrschaften doch nach dem Pavillon zehn! Male Schädlich und Lene Feddersen!"

Er lachte vor sich hin, während er einen Augenblick stehnblieb.

„Was ſagten ſie eigentlich? Lene Feddersen wäre nicht Lene Feddersen? Die Hamburger waren ſonſt doch vernünftige Leute — ſeit der Cholera aber hat jeder ſeinen Sparren!“

Kopfſchüttelnd ging er ſeiner Wohnung zu; auf halbem Wege aber kehrte er um und ging zögernd nach der Richtung, wo der Pavillon zehn lag.

Auf ihrem alten Platz in der weinumrankten Veranda lagen Lene Feddersen und Male Schädlich. Sie waren ſorgfältig zugedeckt, denn die Luft begann rauh zu werden, und ſie blickten ſchläfrig in die Sonne, die durch das rote Laub ſchien.

„Oha, Lene, wo is es doch einmal komiſch, daß mein' Mamma mir gar nicht holt!“ ſagte Male gerade. „Du haſt doch beinah' ein' Mamma gehabt; aber ich nix — rein gar nix!“

„Das war nicht meine Mama!“ murmelte Lene nach einer Pauſe.

„Ach was, ſtell dir man nich an! Das wär' ein' feine Mamma geweſen, bloß — —“

Male ſchwieg plötzlich. Sie hatte ſich aufgerichtet und ſah Alida an, die mit leiſem Schritte vor Lene Feddersen getreten war. In einiger Entfernung ſtand ein Herr mit blaſſem Geſicht, hinter ihm Folkert, und ganz im Hintergrunde erſchien der Herr Doktor, der Male manchmal heimlich Bonbons zuſteckte. Er hatte ſich einen Kneifer vor ſeine Brille geſetzt und ſah ſo angeſtrengt zu Lene Feddersen und zu der feinen Dame hinüber, daß er Male

gar nicht beachtete. Und Lene war dumm, schrecklich dumm. Statt sich die fremden Leute mit offnem Munde anzusehen, lag sie wieder mit geschlossenen Augen auf ihrem Stuhl und merkte nichts von allem. Male hätte ihr gern einen Puff gegeben; aber sie vergaß es vor lauter Neugierde. Regungslos stand Alida einige Augenblicke vor dem ruhenden Kinde, das zu schlafen schien, und dessen Gesichtchen so blaß und schmal geworden war. Als das junge Mädchen anfangen wollte zu sprechen, versagte ihr die Stimme mehrere Male.

„Ilse," sagte sie endlich. „Ilse, schläfst du?"

Die Angeredete öffnete plötzlich die Augen und sah sich langsam um. Die drei anwesenden Männer waren unwillkürlich näher getreten; es war ganz still, jeder konnte sein Herz pochen hören, und der Doktor ärgerte sich über sich selbst; denn auch das seinige klopfte hörbar und hatte doch keine Veranlassung dazu. Das kleine Mädchen richtete sich auf, fuhr sich mit der Hand über die Stirn und seufzte.

Alida kniete neben ihr und nahm sie in den Arm.

„Ilse, mein Herzenskind, weshalb kannst du nicht sprechen?"

Da brach Ilse Bardenfleth in Schluchzen aus.

„Liddy, Liddy, ihr habt mich so schrecklich lange allein gelassen!"

Digitized by Google

Zweiundzwanzigstes Kapitel

Während Julius Bardenfleth mit seinem wiedergefundnen Kinde nach Dockenhuden eilte und für einige kurze Stunden alle schweren Sorgen über dieses Glück vergaß, saß Adrian an seinem Schreibtisch im Privatzimmer des Chefs und blätterte nachdenklich in einigen überseeischen Dampferfahrplänen. Wenn alles hier wieder im Geleise ging, wenn Lindbergs, die Gegner des Bardenflethschen Geschäfts, wieder freundlich gesonnen waren; wenn sich der junge hochmütige Herr Alida gekauft hatte, dann brauchte seines Bleibens hier auch nicht länger zu sein. Mit Meiers Kapital konnte man in Südamerika schon allerhand beginnen, und wenn er erst einmal drüben war, dann würden die Gedanken auch nicht mehr so rebellisch sein wie jetzt und immer auf einen und denselben Punkt hinstreben. Heute hatte er auch den Betrag der Lindbergschen Wechsel erfahren, und zwar durch eine Notiz, die Bardenfleth ihm gesandt hatte. Sie war vom gestrigen Tage datiert und enthielt in kurzen Worten die Mitteilung, daß die Firma voraussichtlich bald werde liquidieren müssen. Bardenfleth hatte wohl für aufrichtiger gefunden, seinen ersten Korrespondenten auf die Kalamität des Geschäfts vorzubereiten. Er hätte

es viel früher tun ſollen: aber er gehörte einmal zu den Naturen, die das Unangenehme ſolange wie möglich von ſich abſchieben. Das war geſtern geweſen; heute ſtanden die Dinge anders. Die Firma Bardenfleth war durch Alida gerettet!

Finſter blickte Adrian auf einen dunkeln Fleck an der Wand. Es war ſchwer, einen ſchönen Traum zu Grabe zu tragen, und wenn er ſich auch ſagen mußte, daß es Tauſenden wie ihm ergangen ſei und ergehn würde, ſo fand er keinen Troſt in dem Gedanken. Unwillkürlich mußte er an ſein Elternhaus, ſeine Kindheit denken. Als er ganz klein geweſen war, hatten die ältern Geſchwiſter ſein gutes Herz oft mißbraucht und ihn zu allerlei Dummheiten herangezogen, an denen er nur widerſtrebend teilgenommen hatte. Bis er nicht mehr mochte und ſich offen aufbäumte, wenn es nicht nach ſeinem Willen ging. Er erinnerte ſich einer Rauferei mit ſeinem ältern Bruder, der einer kleinen Schulfreundin von ihm das Butterbrot weggenommen hatte. Beſinnungslos vor Zorn war er auf den viel kräftigern Räuber losgegangen, und wenn er auch arge Prügel bekommen hatte, ſo hatte er doch ſeine Kraft gezeigt, und man hütete ſich von der Zeit an, ihn zu reizen.

Er hat ein gutes Herz, aber er läßt ſich nicht an die Wand drücken, hatte ſein Vater von ihm geſagt, als er ihn zu dem Paſtor nach Brunsbüttel brachte. Folkert wußte ſpäter auch davon zu erzählen, daß er keiner Gefahr aus dem Wege ging, wenn es

galt, etwas zu erreichen. Nun aber wurde er doch an die Wand gedrückt und konnte sich nicht wehren.

„Herr Oskar Lindberg wünscht Herrn Bardenfleth zu sprechen", meldete einer der jüngsten Herren.

„Sie wissen doch, daß Herr Bardenfleth nicht hier ist", versetzte Adrian auffahrend.

„Dann wünscht Herr Lindberg Ihnen einen Auftrag für Herrn Bardenfleth zu geben", stotterte der andre etwas erschrocken. Schläger hatte ihn so feindselig wie noch niemals angesehen. Ehe er aber antworten konnte, trat Oskar Lindberg ein.

„Sie verzeihen, Herr Schläger," sagte er, während sich der junge Mann entfernte. „Ich fragte allerdings nach Ihrem Herrn Chef; aber bei näherm Überlegen scheint es mir ebenso statthaft zu sein, mit Ihnen zu verhandeln."

Adrian verbeugte sich steif, und der andre ließ sich in einen der bequemen Sessel nieder. Beide jungen Leute betrachteten einander schweigend, und Oskar sah prüfend in Adrians Gesicht. Er selbst war blaß; aber seine feinen Züge trugen den Ausdruck kühler Entschlossenheit. Schläger war nicht so hübsch wie er; dies empfand er auch jetzt mit einer flüchtigen Genugtuung. Seine Züge waren nicht regelmäßig, sein Bart gar nicht nach der neusten Mode geschnitten, aber er war schlank gewachsen, hatte eine breite Brust, und seine Augen hatten selbst in diesem Augenblick einen so schönen, weichen Schimmer, daß es Oskar nicht schwer schien, mit ihm zu verhandeln.

Dennoch mußte er sich mehrmals räuspern, ehe er von neuem zu sprechen begann.

„Sie haben mir gestern eine Mitteilung gemacht, Herr Schläger, die ich im ersten Augenblick unglaublich fand; doch möchte ich noch einmal auf sie zurückkommen. Sie sprachen von Wechseln, die mein Haus von dem Ihren einkassieren wolle. Es ist also in der Tat wahr?“

Statt aller Antwort reichte Adrian dem Frager den Zettel Bardenfleths, und während er es tat, empfand er etwas wie eine grimmige Freude. Als er nun aber in Oskars sich dunkelrot färbendes Gesicht blickte, schämte er sich seiner Regung.

„Ich danke Ihnen!“ sagte der junge Lindberg. Er hatte Adrian den Zettel wieder zurückgegeben und betrachtete seine Lackstiefel.

„Vielleicht darf ich Ihnen nun noch die Frage vorlegen, ob Sie glauben, daß Fräulein Bardenfleth Kenntnis von diesen Wechseln und von der Lage der Firma ihres Vaters hatte?“

Adrian überlegte einen Augenblick. „Eine bestimmte Antwort kann ich Ihnen nicht geben, Herr Lindberg. Ich kann es mir nicht denken, daß Herr Bardenfleth die Sorgen des Geschäfts seiner Tochter mitgeteilt hat.“

„Könnte sie es von andrer Seite erfahren haben?“

Adrian zuckte die Achseln.

„Aber auf die eine oder die andre Weise wird sie doch von dieser drohenden Kalamität erfahren haben,“ sagte Oskar langsam. „Ich bin davon

überzeugt, und ich kenne auch Alida Bardenfleth. Sie wird niemals an ſich ſelbſt denken, wenn das Glück andrer auf dem Spiele ſteht, ſie —“ er ſtand auf und ſtellte ſich einen Augenblick an das Fenſter. Dann kehrte er wieder auf ſeinen Platz zurück.

„Sie werden mir glauben, daß ich von dieſem Druck auf das Haus Bardenfleth keine Ahnung gehabt habe. Heute noch ſchreibe ich an meinen Vater, daß, wenn er mich ferner an ſeine Firma zu feſſeln wünſcht, er dieſe Wechſel zerreißen muß. — In dieſem Sommer habe ich mich nicht um das Geſchäft gekümmert; eben aber war ich in unſerm Kontor und hatte eine längere Unterhaltung mit unſerm Prokuriſten. Da habe ich erfahren, daß die Firma Lindberg alles getan hat, um der Firma Bardenfleth zu ſchaden. — Nun kann ich begreifen, daß Sie geſtern ſo ſteif gegen mich waren, Herr Schläger. Ich gebe Ihnen mein Wort, daß ich von dieſen Machinationen nichts geahnt habe, und daß ſie aufhören werden, wenn meinem Vater etwas an meiner Mitarbeiterſchaft gelegen iſt. Ich arbeite nur mit reinen Händen, und meine Firma ſoll ebenfalls rein ſein.“

Oskar hatte zuerſt langſam geſprochen; zuletzt war er lebhaft geworden, und ſeine Augen blitzten. Jetzt lehnte er ſich aber mit erkünſtelter Ruhe wieder in ſeinen Seſſel zurück.

Adrian hatte ihm aufmerkſam zugehört.

„Das Zerreißen der Wechſel wird nicht ſo leicht gehn,“ meinte er flüchtig lächelnd. „Wir werden

hoffentlich in der Lage sein, allen Anforderungen zu genügen."

Aber Oskar schüttelte den Kopf.

„Lassen Sie die Wechsel, Herr Schläger," sagte er müde. „Die Firma Lindberg wird sie vorläufig zurückziehn, behalten Sie das Kapital für etwas andres — Sie werden es schon nötig haben. Im Grunde genommen kam ich ja gar nicht wegen der Wechsel. Zwar mußte ich von ihnen wissen; ihr Vorhandensein befestigt mich nur in dem Wunsche, Sie zu bitten, einen Auftrag an Herrn Bardenfleth auszurichten. Gestern schrieb ich ihm, daß ich mich mit seiner Tochter Alida verlobt hätte; heute wollte ich ihm sagen, daß ich wieder zurücktrete."

Oskar hatte zögernd gesprochen; jede Spur von Farbe war aus seinem Gesicht gewichen. Nun stand er auf und stellte sich wieder ans Fenster.

„Es ist besser so," sagte er nach einer drückenden Pause. „Alida Bardenfleth verdient einen bessern Mann, als ich es gewesen bin" — er hatte sich umgedreht und sah zu Adrian hinüber —, „und ich will auch keine Frau, die mich nur nimmt, um ihre Familie vor dem Bankrott zu retten."

Er wischte sich mit dem Taschentuch über die Stirn und riß das Fenster auf.

„Verzeihen Sie: es ist hier sehr heiß." Dann kehrte er sich wieder zu Adrian.

„Kennen Sie vielleicht Rose Valentin?" fragte

er. „Ach nein, woher sollten Sie Biedermann sie kennen!“

„Gehört habe ich doch von ihr,“ sagte Adrian beklommen. „Sie war die Braut eines braven Mannes, dem sie treulos wurde, als sich ein andrer Liebhaber fand.“

„Vielleicht war ich der Liebhaber,“ sagte Oskar trocken. Er hatte sich wieder gefaßt und seinen alten Platz im Sessel eingenommen. „Sie war ein kleines, niedliches Mädchen, und ich bin ihr nachgegangen, wie man den niedlichen Mädchen nachgeht. So etwas haben Sie wohl nie getan, Herr Schläger? Es ist auch besser, es zu unterlassen; aber man wird gewöhnlich erst klug, wenn es zu spät ist. Heute habe ich es empfinden müssen; als Rose Valentin mich in Alidas Gegenwart —“ er brach ab und lachte kurz auf.

„Vielleicht hören Sie später einmal, wie alles war! Mutter Kählersch stand hinter dem Fenster, da wird es schon ins Publikum kommen. Meinetwegen! Nach vier Wochen haben die Leute es doch wieder vergessen, bis auf einige, die es nie vergessen. Herr Schläger, möchten Sie eine Frau, die Sie nur aus Mitleid nimmt? Die bei sich denkt: Achten kann ich ihn nicht, und lieben erst recht nicht, aber ich habe mein Wort gegeben, ich will versuchen, mit ihm und dem Leben fertig zu werden. Möchten Sie eine solche Frau?“

Adrian antwortete nicht, und Oskar verlangte auch keine Antwort.

„Frauen sind so gut —“ fuhr er mit einem Anflug von Spott fort, „sie verzeihen einem die Sünden und opfern sich. Das ist so ihr Metier. Aber sie vergessen nie. Wenn ich Alida Bardenfleth heiratete, würde sie nach zwanzig Jahren noch nicht wieder bei Mutter Kählersch Haus vorbeigehn, und nach fünfzig würde sie mich vielleicht noch für fähig halten, jeder Köchin unters Kinn zu greifen. Ich aber will eine Frau, die mich achtet, und wenn es mir auch heute schwer wird, von einer Verbindung zurückzutreten, die der Hauptwunsch meines Lebens war, so halte ich es doch für richtiger, in dieser Beziehung nicht meinem augenblicklichen Gefühl zu folgen. Bitte, sagen Sie das Herrn Bardenfleth, und sagen Sie ihm auch, daß er sich wegen der Wechsel nicht zu sorgen braucht. Von England aus, wohin ich heute gehe, schreibe ich auch an Fräulein Bardenfleth.“

Er stand auf, und Adrian streckte ihm beide Hände entgegen.

„Herr Lindberg, ich weiß nicht, wie sehr Sie sich gegen Rose Valentin vergangen haben; aber in der Bardenflethschen Angelegenheit handeln Sie wie ein Ehrenmann!“

„Nur korrekt, lieber Herr Schläger,“ bemerkte Oskar nachlässig, obgleich seine Stimme leise schwankte. Dann sah er Adrian in die Augen. „Ich glaube, Sie passen im ganzen auch besser zu Alida,“ sagte er langsam, „und sie paßt zu Ihnen! Sie sind beide besser als ich, besser als ich es je werden kann,

viel beſſer. Werden Sie nicht rot, Herr Schläger, ich will Sie nicht beleidigen oder gar indiskret ſein. Aber ich wünſche für Alida etwas Gutes, etwas ſehr Gutes, und ich glaube, Sie ſind etwas ſehr Gutes. Und weil Sie gut ſind und vernünftig und klar denkend, ſo werden Sie dem Oskar Lindberg hoffentlich kein gar zu ſchlechtes Zeugnis ausſtellen.“ Er ſchwieg einen Augenblick, aber ehe ihn Adrian unterbrechen konnte, der bewegt zu ſprechen verſuchte, ſetzte er leichtern Tons hinzu: „Mit der Roſe war ich auch nicht übel — ſo dachte ich wenigſtens. Aber die Geſchichte hat doch einen Haken gehabt. Bis dahin war es mir im Leben vielleicht zu gut ergangen, und ich bin etwas verwöhnt geweſen. — Dabei fällt mir ein, möchten Sie vielleicht dieſe Anweiſung der Valentin übermitteln? Es ſcheint ihr ſchlecht zu gehn, und ſchließlich habe ich doch dazu beigetragen, ſie herunterzubringen.“

Er war mit kurzem Gruße gegangen. Als er unten in der Haustür ſtand und die Luft ihm entgegenſchlug, atmete er tief auf und fuhr ſich noch einmal mit dem Tuch über das Geſicht.

„Es iſt überſtanden,“ ſagte er halblaut vor ſich hin. „Alles im Leben geht vorüber, auch das Schrecklichſte, und nach einigen Jahren werde ich nicht mehr wiſſen, wie ſchrecklich dieſe Stunde war.“

Aber trotz dieſes philoſophiſchen Troſtes ſtanden ſeine Augen voll Tränen.

Adrian hatte ſich noch nicht von der halben Betäubung erholt, in die Lindbergs Mitteilungen

ihn versetzt hatten, da rief ihn das Telephon nach Dockenhuden. So schnell wie möglich sollte er kommen, hatte sein Chef sagen lassen, und es dauerte auch keine Viertelstunde, da sauste die schnellste Droschke mit dem jungen Manne durch Hamburgs Straßen und hinaus auf die Elbchaussee. Er hatte nur einen Gedanken.

„Nun werde ich nicht an die Wand gedrückt werden, und alles, alles soll gut werden! Nicht allein für Bardenfleth; auch für die, die ich liebe, für die ich arbeiten und streben will bis an mein Lebensende!“

Er richtete sich hoch auf, und während sein Blick auf den bei ihm vorbeifliegenden Häusern ruhte, sah er ein schönes Land der Zukunft. „Sie wird mein werden! Sie muß es, und niemand soll sie mir rauben!“ klang es in seinem Herzen.

Eben hinter dem Kirchhof von Ottensen wurde sein Wagen angerufen. Es war Herr Bardenfleth, der ihm entgegengegangen war, und der sich zu ihm in den Wagen setzte.

„Ich habe in diesen wenigen Stunden soviel erlebt wie manchmal nicht in einem Jahre,“ sagte er und berichtete hastig von Ilses Wiederfinden. „Denken Sie, unser Kind muß gleich am ersten Tage seines Eintreffens im Krankenhaus mit einem andern Kinde verwechselt worden sein. Die Ärzte geben alle zu, daß in den ersten Tagen der Epidemie etwas Derartiges hätte vorkommen können. Man kann sich kaum darüber wundern,

wenn man bedenkt, welche Anforderungen damals an die Krankenhäuser gestellt wurden. Wir sind aber unbeschreiblich dankbar und froh, wie Sie sich denken können. Meine alte Mutter kann nur noch nicht begreifen, daß solche Dinge in Hamburg überhaupt möglich seien; am liebsten würde sie Ilse nach allem fragen. Aber das geht nicht. Die Kleine muß noch sehr geschont werden und darf sich nicht aufregen. Ich habe übrigens schon einen Eilboten nach Eppendorf geschickt, um mir ihre Gefährtin, Male Schädlich, auch holen zu lassen. Ilse hat sich so an dieses Kind gewöhnt, daß Alida richtiger findet, es gleichfalls aufzunehmen."

Nachdem Adrian seinen herzlichsten Glückwunsch ausgesprochen, und beide Herren noch hin und her über das freudige Ereignis gesprochen hatten, machte Bardenfleth eine plötzliche Handbewegung.

„Nun muß ich von andern Dingen sprechen. Sie haben meinen Zettel erhalten?"

„Ihren Zettel, Herr Bardenfleth, habe ich erhalten; aber auch einen Besuch von Herrn Oskar Lindberg!" Und Adrian begann zu berichten.

Der Wagen war vor dem Gartentor in Dockenhuden angekommen, aber die Herren gingen nicht in die Villa, sondern wanderten vor dem Garten auf und nieder. Herr Bardenfleth hatte Adrians Bericht schweigend angehört.

„Ich glaube selbst, daß meine Tochter den jungen Lindberg wieder erhört hatte, um mich zu retten. Der Gedanke ist mir schon heute vormittag ge-

kommen, und ich wollte diesen Abend noch mit Alida sprechen. Gott mag wissen, wie sie den Sachverhalt erfahren hat; ich habe ihr nichts gesagt. Also Oskar tritt aus freien Stücken zurück? Das ist mir eine große Erleichterung, und es freut mich auch für ihn, weil es mir zeigt, daß er sehr viel anständiges Gefühl im Leibe hat; trotz der Szene mit dem kranken Mädchen! Hm — ich wünschte nur, der alte Matthias hätte das mit angesehen! Aber die Wechsel möchte ich trotzdem, und zwar sofort bezahlen, wenn ich mir auch über das Wie nicht klar bin."

„Es muß unbedingt geschehen," rief Adrian lebhaft. „Nach dem, was vorgefallen ist, darf die Gefälligkeit der Firma Lindberg auf keinen Fall in Anspruch genommen werden. Aber, Herr Bardenfleth, es ist auch, Gott sei Dank, möglich. Durch einen Glückszufall bietet sich eine Hilfe, die wir ohne Scheu annehmen dürfen."

Er berichtete dann von seinem Verhältnis zu Christoph Meier und dessen Anerbieten. Er dachte dabei nicht mehr daran, daß er noch vor wenig Stunden Reiserouten nach Südamerika studiert hatte. Seine Stimme klang mutig und frisch, als er seine Gedanken über die Abwicklung der Geschäfte auseinandersetzte und die Hoffnung aussprach, daß den schlimmen Tagen mutig die Stirn geboten werden könne.

Der Kaufherr war mit gesenktem Kopfe neben Adrian hergeschritten. Jetzt stand er still und

legte seinem jungen Freunde die Hand auf die Schulter.

„Als ich Sie vor wenig Monaten in meinem Geschäft anstellte, ahnte ich nicht, daß Sie nach kurzer Zeit das Schiff wieder flottmachen würden," sagte er mit einem Versuch zu scherzen. „Also mit Christoph Meier sind Sie so intim? Christoph Meier, der mich eine Zeitlang nicht gegrüßt hat, obgleich ich ihm niemals etwas getan habe? Aber ich muß für jede Hilfe dankbar sein, und von Ihnen, Schläger, nehme ich sie an. Sie sind mir ein wahrer Freund in den Tagen des Leids gewesen, und wenn Sie die Hoffnung auf bessere Zeiten nicht sinken lassen, dann will ich es auch nicht tun. Wir wollen zusammen arbeiten, um meine alte Firma zu erhalten. Ich danke Ihnen!"

Er drückte dem jungen Manne bewegt die Hand. Dann wandte er sich rasch ab und ging ins Haus.

Auf der Treppe kam ihm Alida entgegen. Das ganze Haus war noch immer in Aufregung, und auch das junge Mädchen war noch keinen Augenblick zur Besinnung gekommen.

Jetzt faßte ihr Vater sie an der Schulter und führte sie mit sanfter Gewalt in sein Zimmer. „Ich habe dir eine Bestellung auszurichten," sagte er, mühsam seine Bewegung bemeisternd. „Oskar läßt dich grüßen — er ist nach England. Er will dich nicht!"

„Oskar ist nach England?" wiederholte Alida langsam. Sie konnte den Sinn der Worte nicht

begreifen. Ihr Vater nahm sie zärtlich in seine Arme. „Nein, er will dich nicht!“ wiederholte er. Nun liefen ihm die Tränen doch über die Wangen. „Mein böses, geliebtes Kind!“ murmelte er. Dann holte er tief Atem und ließ sie los.

„Ich verstehe dich nicht ordentlich, Papa!“ sagte Alida zaghaft. „Ich habe doch Oskar mein Wort gegeben?“

„Aber er gibt es dir zurück! Er ist nicht so jovial wie sein Vater, und er spricht nicht so laut und soviel von alter Freundschaft wie dieser; aber er scheint mir doch bedeutend anständiger zu sein. Trotz seiner schwachen Augenblicke.“

„Und du, Vater?“ Alidas Stimme klang noch immer gepreßt. Sie konnte es nicht begreifen, daß die Ketten von ihr gefallen sein sollten.

Herr Vardenfleth holte noch einmal tief Atem.

„Ich? Nun, ich glaube, daß ich Licht sehe! Es war sehr dunkel um mich, Alida, sehr dunkel. Aber es wird wohl besser werden. Schläger —“ er unterbrach sich, als er sah, daß Alida unwillkürlich zusammenfuhr. „Ja, Kind,“ fuhr er dann fort, „Schläger hat mir geholfen. Der Junge dem Alten. Er hat eine glückliche Hand.“

Er schwieg und sah seine Tochter an, die unbeweglich, mit strahlenden Augen vor ihm stand. Jetzt warf sie sich aufjubelnd in seine Arme.

„Noch kann ich an mein Glück nicht glauben“, schluchzte sie.

„Ich auch nicht,“ versicherte er mit einem Ver-

ſuch zu ſcherzen. „Auch meine Neugierde, wie du hinter meine Sorgen gekommen biſt, will ich fürs erſte unterdrücken. Eins aber möchte ich dir ſagen“ — ſeine Stimme zitterte —, „wenn auch die Welt voller Schatten für mich geweſen wäre, du wäreſt immer mein Licht geblieben.“

Alida kam an dieſem Abend nicht mehr hinunter. Stundenlang ſaß ſie an Ilſes Bett und verſuchte ihre Gedanken zu ſammeln; aber ſie konnte nur die Hände falten und unzuſammenhängende Dankesworte zu Gott murmeln. Manchmal ſtand ſie auf, ſtellte ſich an die Treppe und horchte hinunter. Dann hörte ſie wohl Adrians Stimme, der mit ihrer Großmutter ſprach. Und wenn ſie wieder in Ilſes Zimmer ſchlüpfte, dann dankte ſie Gott immer von neuem, daß ſie dieſer geliebten Stimme wieder lauſchen durfte, ohne auch nur in Gedanken einem andern die Treue zu brechen.

* * *

Am folgenden Tage erhielt Herr Matthias Lindberg in Baden-Baden die telegraphiſche Mitteilung, daß die Firma Bardenfleth die Wechſel zwei Tage vor ihrem Verfall eingelöſt habe. Zugleich erfuhr er, daß ſein Sohn nach England gereiſt ſei und fürs erſte fortbleiben werde. Oskar hatte ihm von Hamburg aus einen längeren Brief geſchrieben, deſſen Inhalt der alte Herr nicht einmal ſeiner Frau mitteilte. Aber er war noch Empfang des Briefes in einen Zuſtand geraten, der einem

leichten Schlaganfall sehr ähnlich gewesen war, und der Arzt hatte ihm aufs entschiedenste verboten, jemals wieder seinen Lieblingsrotwein zu trinken.

Dieses Verbot würden andre Leute nicht besonders schwer empfunden haben; dem alten Lindberg aber machte es das Leben zur Last. Er mochte keinen Moselwein, und er wurde so mürrisch, daß selbst seine geduldige Frau manchmal ganz außer sich geriet und sich einmal sogar zu der Äußerung hinreißen ließ, sie freue sich, daß Oskar noch nicht geheiratet habe, und sie hoffe, daß er niemals heiraten werde. Denn wenn er auch nur halb so schlimm würde wie sein Vater, so wäre er noch immer für seine Frau kaum zu ertragen.

Dreiundzwanzigstes Kapitel

Es war sehr herbstlich geworden, und am Morgen lag immer ein dichter Nebel auf der Elbe. Gegen Mittag aber kam die Sonne noch oft hinter den Wolkenschleiern hervor und warf ihre milden Strahlen über die Landschaft.

„Hu — unser Nebelland!“ sagte Valeska Bardenfleth, leise zusammenschauernd. Sie stand neben Alida auf der Terrasse ihres Landhauses und blickte auf den großen, grauen Strom. „In Lugano scheint jetzt die Sonne. Wenn Papa mir nur gestatten wollte, mit meinem Herzblatt hinzugehn! Aber er will nicht; er hat mir sogar heute fürchterliche Andeutungen gemacht, vom Verkauf der Villa, Abschaffung der Equipage und so weiter.“

Frau Bardenfleth betupfte ihre Augen mit dem Taschentuch; aber sie seufzte doch ein ganz klein wenig. „Gewiß! Daß ich mein Kind wieder habe, daß es nicht gestorben ist in jenen grausigen Tagen, daß alles so gut geworden ist — ich weiß wohl, ich kann Gott niemals dankbar genug sein und will auch alles ergebungsvoll tragen — alles Schwere! Armut, schlechte Kleider — ja sogar Male Schädlich!“

Sie seufzte so tief auf, daß Alida laut lachen mußte.

„Mamachen, du sprichst nicht im Ernst! Mit unsrer Armut wird's noch nicht so schlimm sein; Herr Schläger sagte mir noch heute, er hoffte, daß Papa das Landhaus behalten könne. Und die arme kleine Male kann dir doch nicht so entsetzlich sein, da sie unser Ilschen unterhält und beruhigt."

Frau Valeska trocknete sich jetzt in Wahrheit die Augen. „Ilse sieht immer nach dem Kinde, niemals nach mir," sagte sie. „Welche Gefühle habe ich in der Fremde durchmachen müssen, als die Freudenbotschaft kam, und ich sofort nach Hause reiste. Ich hatte nur den Gedanken, mein Kind in die Arme schließen zu können, Freudentränen über Ilse zu weinen — und ich durfte sie kaum sehen! Und diese Male ist immer bei ihr. Mit welchem Dialekt mein Goldkind aus dieser entsetzlichen Episode erstehen wird, sehe ich nur allzu klar vor Augen! Und wenn ich bedenke, was ich alles durchgemacht habe! Diese Cholerazeit! Ich kann sie nicht vergessen. Die Erinnerungen liegen zu schwer auf mir."

Alida suchte ihre Mutter nach besten Kräften zu beruhigen; diese aber hatte zuviel Sorgen und klagte weiter.

„Mit Oskar Lindberg ist es denn auch nichts geworden. Seine Mutter und ich hatten immer gehofft, er würde sich dir noch einmal nähern. Nun ist er plötzlich nach England gereist. Dort sind bekanntlich so viele hübsche und reiche Mädchen.

Ach, es gibt ſchöne Freuden in der Welt; gewiß, gewiß; aber auch Enttäuſchungen!“

„Heute kommen Fred und Oswald in die Ferien,“ ſagte Alida lächelnd; „das iſt doch auch eine Freude.“

„Natürlich!“ Frau Bardenfleths Geſicht begann wieder freundlich auszuſehen. „Auf meine Jungen freue ich mich; ſie werden doch nicht immer bei Male Schädlich ſein wollen. Und du biſt auch nett, Alida; ſo ruhig und heiter habe ich dich lange nicht geſehen; du wirſt hoffentlich nicht ungeduldig, wenn ich dir mein Herz gelegentlich ausſchütte. Julius iſt wirklich zu ſehr beſchäftigt; er hat nur ſein Geſchäft und Herrn Schläger im Kopfe, den ich ziemlich langweilig finde; und Mama ſpricht nur von Tine Hauberg.“

„Sie will die Alte zu ſich ins Haus nehmen, zum Dank für die Entdeckung Ilſes“, berichtete Alida, und Frau Valeska horchte auf.

„Das wäre doch unſre Sache,“ ſagte ſie nach kurzem Beſinnen. „Ich will mir alles noch einmal überlegen, man kommt nur nicht gleich zu ruhigem Nachdenken.“

Damit hatte Frau Bardenfleth recht: zur Ruhe kam man noch nicht in der Villa. Zuviel war vorgefallen, zuviel gab es noch zu bedenken und zu bereden, und immer noch hörten die Nachwehen der bewegten Zeit nicht auf.

Als Fred und Oswald im Elternhauſe ankamen, verlangten ſie ſtürmiſch, am nächſten Morgen nach Hamburg gehn zu dürfen, um zu ſehen, wie es

dort aussähe. Als es so schlecht um Hamburg gestanden hatte, hatten beide ja Krankenpfleger werden wollen; jetzt hatten sie allen Kummer und alle Sorgen längst überwunden, und sie verlangten die Befriedigung ihres jugendlichen Forschungstriebes. Besonders die engen Gassen der Altstadt und des Hafens hatten eine große Anziehungskraft für sie, und sie wollten der Versicherung ihres Vaters, daß es überall aussähe wie früher, keinen Glauben schenken; es half nichts, daß Frau Valeska ihnen mit Tränen verbot, ihre Nase auch nur in Altonas Straßen zu stecken.

„Ganze Stadtteile sollten von der Cholera entvölkert sein; die Leute lägen zu Dutzenden tot auf der Straße, und auf der Pinneberger Chaussee fielen noch Anfang September die Handwerksburschen entseelt um", behauptete Fred, der Geschmack an Schauergeschichten hatte.

Als sein Vater laut auflachte, setzte er beleidigt hinzu: „Das habe ich alles selbst in einer amerikanischen Zeitung gelesen."

„Wenn du so gut von glaubwürdiger Seite unterrichtet bist, dann hast du ja gar nicht nötig, nach Hamburg zu gehn und dich Enttäuschungen auszusetzen", bemerkte Bardenfleth sarkastisch.

Sein Sohn sah ihn verlegen an. „Ich glaubte es ja selbst nicht recht; aber die Leute sagten doch alle —"

„Die Leute sagten mancherlei. Zuerst sehr viel Richtiges; denn wir lebten in einem behaglichen

Schlendrian und waren auf solche Kalamitäten, wie sie uns trafen, nicht gefaßt. Später haben uns die Menschen aber sehr unrecht getan. Wir haben übermenschlich gearbeitet; alle miteinander, und das hat niemand anerkennen wollen. Es war so bequem, auf die Hamburger zu schelten, und es ist so unbequem, von einer vorgefaßten Meinung zurückzukommen. Aber eine spätere Zeit wird erkennen, daß wir die Unterlassungssünden schwer gebüßt und nach Menschenmöglichkeit wieder gutgemacht haben. Viel Schatten war in unserm schönen Hamburg, aber das Licht ist doch stärker gewesen."

Bardenfleth hatte lebhaft gesprochen; jetzt nickte er seinen Söhnen zu.

„Ihr fahrt heute mit mir in die Stadt. Weine nicht, Valeska; sie brauchen ja nichts in der Stadt zu essen, obgleich eine halbe Million Menschen dort wieder in Ruhe ißt und trinkt und schläft. Aber sie sollen sich doch ihre Vaterstadt einmal ansehen und selbst ein Urteil fällen. Dazu sind sie nachgerade erwachsen genug."

Fred und Oswald fuhren also mit ihrem Vater in die Stadt, und als sie wieder heimkehrten, erklärten sie, jeden fordern zu wollen, der noch etwas gegen Hamburg sage.

„Es war alles gerade so wie früher," berichtete Oswald. „Vielleicht waren die Straßen etwas besser gehalten, und überall standen Baracken, wo die Leute gekochtes Wasser umsonst erhielten.

Auch Speiseanstalten sind errichtet; sie werden aber schon nicht mehr soviel benutzt wie in der ersten Zeit. Die Leute kochen schon wieder selbst und verdienen auch."

„Auf Sankt Pauli war gerade solch Wagengerassel wie sonst, Mama," sagte Fred. „Denke dir, da wurde ein Betrunkner von dem Wagen einer Mineralwasserfabrik überfahren, und wir mußten eine Zeitlang halten, weil die Straße gesperrt wurde. Er war gleich tot. Den Kutscher von Erdmann und Jakobi trifft keine Schuld, der Mann ist den Pferden gerade vor die Füße getaumelt."

„Schrecklich!" sagte Valeska. „Freddy, du weißt immer entsetzliche Sachen!"

„Er kann noch Reporter werden," meinte Oswald. „Papa fragte übrigens den Konstabler nach dem Namen dieses Unglücklichen. Er hatte keine Familie, und sein Tod scheint niemand leid zu tun. Wie hieß er nur, Papa?"

„Rüppell aus dem Slamatjengang", antwortete der Gefragte.

„Den Namen habe ich bereits gehört," sagte Alida, sich ins Gespräch einmischend, und ihr Vater nickte.

„Ich auch; ich weiß nur nicht, wo ich ihn hinbringen soll."

„Wir wollen Male Schädlich fragen," rief Oswald. „Der Slamatjengang ist ja ihr eigenstes Revier."

Mit Male Schädlich waren beide jungen Leute in der ersten Stunde ihres Zusammenseins außer-

ordentlich befreundet geworden; am liebsten hätten sie täglich einige Stunden bei ihr gesessen. Aber der Arzt verbot häufige Besuche sehr energisch. Hauptsächlich Ilses wegen, die sich erst allmählich an die veränderte Umgebung gewöhnen und sehr ruhig gehalten werden mußte. Auch Male sollte nicht fortwährend sprechen, und beide Kinder durften vorläufig nicht getrennt werden. So lagen sie also im ersten Stockwerk der Villa einträchtig beieinander, gerade so wie im Krankenhaus, und in Ilses Augen kehrte allmählich ein verständiger, ruhiger Ausdruck zurück, ihre Glieder rundeten sich, und man merkte, daß sie bald wieder ganz die alte sein werde.

Aber Male veränderte sich nicht zum Bessern. Sie wurde jeden Tag schmäler, und sie richtete sich immer weniger gern auf; aber sie redete immer noch lustig drauflos. Zuerst war ihr die Bardenflethsche Villa unheimlich gewesen; und auch die Elbaussicht war ihr nicht angenehm; nach und nach aber hatte sie sich in alles gefunden.

„Gemütlich is es hier ja gar nich," vertraute sie Ilse gelegentlich an; „und den großen Berg Wasser mag ich auch nicht jedweden Tag sehen. Aber das hilft nu nix — ich muß auf mein' Mamma warten!"

„Magst du hier denn gar nicht sein?" fragte Alida eines Tages, als Male ihr wieder dasselbe gesagt hatte. Das junge Mädchen saß auf Males Bett und gab ihr zu trinken. Ilse ging schon wieder

im Zimmer hin und her, aber Male konnte nicht mehr aufstehn.

Sie sah jetzt Alida mit ihren fieberhaft glänzenden Augen an.

„Gott, ich mag hier woll sein; abers mit die Gemütlichkeit is es hier doch nix. Hier is es ümmer so still; kein einmal ein orrentliche Prügelei, oder ein Betrunknen, wie in unser Haus. Oders, daß die Frauen sich verzürnten! Oh, was konnt' mein' Mamma schelten: so was Schönes gibt es gar nich mehr! Ich glaub' nich, daß dein' Mamma das kann, Liddy!"

Zuerst hatte Male Fräulein Bardenfleth „Madamm" genannt: nun war Valeska zu diesem Titel aufgerückt, und Alida wurde du genannt. Frau Bardenfleth kam nämlich jetzt doch häufiger in das stille Krankenzimmer.

Nach einigen Wochen wurde Ilse dann aber ausquartiert, weil der Doktor es für richtiger hielt, und Male bekam das große Gemach ganz für sich. Sie war jetzt manchmal stiller und aß fast gar nichts mehr; aber sie sehnte sich immer nach Gesellschaft und war niemals oder selten allein. Jemand saß immer bei ihr, und nachdem Frau Valeska ein- oder zweimal mit Selbstüberwindung bei dem Kinde gewesen war, kam sie ohne Selbstüberwindung wieder.

Die Knaben waren fort; die Oktoberstürme peitschten um das Haus; immer trüber wurde die Welt: hier aber bei dem kranken Kinde vergaß

auch Frau Valeska die Welt. Sie begann ſogar Male etwas zu erzählen; Märchen und bibliſche Geſchichten, an die ſie ſelbſt lange nicht gedacht hatte, und die Kleine hörte ihr ſtill zu.

„So'n büſchen was Ähnliches hab' ich mal in Schule gehört," ſagte ſie eines Tages, als Valeska ihr vom Heiland erzählt hatte. „Bloß, daß ich nich oft hineinkam. Mamma mocht' das nich! Sie mochte lieber, daß ich bettelte, und wenn ich nix kriegte, haute ſie mir. Sie konnte fein hauen! Wenn ſie man bloß bald kommen wollt'! Sie möchten ihr auch leiden, Madamm."

Valeska bezweifelte dieſe Behauptung, aber ſie ſprach es nicht aus.

Male warf ſich unruhig auf ihrem Lager hin und her.

„Kuck, was die Sonne aufs Waſſer ſcheint," ſagte ſie, indem ſie ſich halb aufrichtete. „Und da fährt ein Boot. Unkel Folkert hat mich mal was von ein Boot erzählt. Ich wollt', daß Unkel Folkert bald käm', und denn auch die alte Madamm, die ſo nett ſnackte."

„Tine Hauberg kommt bald," ſagte Alida, die eben eingetreten war. „Sie iſt lange erkältet geweſen und hat bei meiner Großmutter im Hauſe gewohnt. Nun kommt ſie aber bald, und dann ſoll ſie Onkel Folkert mitbringen."

Male ſeufzte befriedigt. „Na, denn kommt mein' Mamma woll auch!"

Zwei Tage ſpäter kam Tine Hauberg, und ſie

hatte wirklich Folkert mitgebracht, der am Tage vorher seine Entlassung aus dem Krankenhause erhalten hatte. Auf seinen eignen Wunsch: man hätte ihn gern als ständigen Wärter behalten, aber er hatte nicht gewollt. Er sah gerade so ernsthaft aus wie früher und war nicht viel geschickter in seinem Benehmen geworden.

Als alle Bardenfleths ihm entgegenkamen, ihm die Hände schüttelten und ihm für das dankten, was er an Ilse getan hatte, machte er ein verdrießliches Gesicht. „Da war nix weiter bei!“ murrte er. „Da hab' ich mein' Bezahlung for gekriegt.“

Und dann stand er in einer Ecke und sah kopfschüttelnd, wie Tante Tine so bekannt mit den feinen Herrschaften tat und sogar einen Kuß von der schönen Frau Bardenfleth bekam und ein bißchen weinte, aber in ihrer Zungenfertigkeit durchaus keine Einbuße erlitt.

„Ach, Herr Julius! Bedanken Sie sich man nich so! Ich alte Person habe nix als meine Pflicht und Schuldigkeit getan. Als ich klein Ilse sah, da wußte ich Bescheid. So'n Kind vergißt man nich, was einen so freundlich angesehen hat. Und allens andre hat Gott der Herr getan! Und Frau Doktern is so gut gegen mir gewesen — orrentlich um Verzeihung hat sie mir gebeten, weil sie mir ein büschen angefahren hatte! Ja, so'n Herrschaften als in Hamburg gibt es nirgendswo! Nu bin ich bei Frau Doktern zum Besuch gewesen, weil ich mir ein

büschen verkältet hatte, aber's nu bin ich wieder in mein' kleine Stube."

Tante Tine hatte noch viel zu erzählen, und Folkert atmete auf, als Alida ihn zu den Kindern hinaufführte. „Es geht hier sehr schlecht seit der letzten Nacht," flüsterte sie ihm leise zu. „Ich habe bei ihr gewacht, und sie kannte mich auch wohl, aber sie rief meistens nach ihrer Mutter."

Der Dithmarscher sagte kein Wort; er war noch zu befangen; erst als er vor Males Bett stand, und sie ihn mit glänzenden Augen ansah, bekam er wieder seinen alten, ruhigen Ausdruck.

„Nu, klein' Deern," sagte er. „Hast mir denn nich vergessen?"

Sie schüttelte den Kopf. „Nee, Unkel, ich vergeß dir nich. Du bist doch ein guten Mann!"

Er hatte um sich geblickt und die Elbe gesehen. „Oh," rief er; „da ist das Wasser!" Er atmete auf, und seine Brust weitete sich.

Male war schon seit einigen Stunden sehr unruhig gewesen und sprach ganz heiser. Jetzt blickte sie in die Höhe.

„Heb mir ein büschen, Unkel, daß ich das Wasser auch sehen kann!"

Er nahm sie sanft in seine Arme, und sie sah nachdenklich auf die große, schimmernde Fläche. Der Westwind hatte die Flut hochgetrieben; ihre Wellen trugen weiße Köpfe, und die Sonne warf ihre Strahlen darauf. Es war die Sonne des Novembers, und Male sah starr in sie hinein.

„In Hambuch is es aber doch hübscher," sagte sie langsam. „Da spielen die Kinders, und da sind ein Berg Häuser, und ich sitz' auf Treppe. Und denn sing' ich. Unkel, was sing' ich man noch?"

„Ich weiß nich, klein' Deern", sagte Folkert. Er hätte es wohl gewußt, aber Frau Valeska und Tante Tine waren eben leise in das Zimmer getreten, und das störte ihn.

„Du weißt auch nie was, Unkel!" Male lachte leise. „Kannst denn nich sehen, daß der Frühling kommt, und daß die Sonne scheint? Da sing' ich ümmer dasselbige Lied!"

Sie legte den Kopf zurück und schloß die Augen.

„Der Mai is gekommen —" sie sah Folkert plötzlich wieder an. „Der Mai is gekommen — Der Mai —" schwer lag der kleine Körper in Folkerts Arm. „Zu Haus!" flüsterten die blassen Lippen. Dann war alles still: Male Schädlich war zu Haus!"

Folkert Dierks stand noch lange an dem Bett, auf dem die Kleine so friedlich lag. Die um ihn standen, weinten um den kleinen Fremdling, der ihnen ans Herz gewachsen war; er aber sah sich in Gedanken wieder an jenem Frühlingstage durch Hamburg wandern und hörte die Kinderstimme singen. Nun war sie verstummt; und auch sein Leben lag anders vor ihm. Unwillkürlich faltete er die Stirn; da sah er wieder das graue Wasser der Elbe, und sein Gesicht wurde ruhiger. —

Ilse stand am Fenster und blickte dem Leichen-

wagen nach, der Male Schädlichs irdiſche Hülle nach dem Kirchhof in Nienſteten brachte. Alida hatte die Schweſter im Arm, und das kleine Mädchen weinte ſtill.

„Ich will ſie nie vergeſſen, Liddy,“ ſagte ſie endlich. „Sie ſprach mit mir, als niemand ſonſt mit mir ſprach. Ich weiß auch jetzt, wie es war —“

„Wie was war?“ fragte Alida ſanft.

„Wie ich dorthin kam und krank wurde, und mein Rücken gar nicht mehr weh tat. Und wie —“ aber Ilſe ſtockte und ſchauderte.

„Erzählen kann ich es doch nicht, Liddy! Ich werde zu bange dabei. Vielleicht ſpäter, ganz ſpäter.“

Ob dieſes „ſpäter“ wohl einmal kommen würde? Alida bezweifelte es. Aber ſie freute ſich der geneſenden Schweſter zu ſehr, um ſie mit Fragen zu quälen. —

Adrian und Folkert hatten beide mit Herrn Bardenfleth an Male Schädlichs Grabe geſtanden; nun gingen die Jugendgenoſſen noch eine Weile miteinander, während der Kaufherr allein zurückfuhr.

„Ich habe noch einen Auftrag für dich,“ begann Adrian, nachdem ſie zuerſt von andern Dingen geſprochen hatten. „Zuerſt ſoll ich dir von Herrn Bardenfleth vorläufig eine Stelle als Ausläufer in ſeinem Kontor anbieten. Er will dir einen guten Gehalt geben, und wenn du im Sommer Veränderung haben wollteſt, könnteſt du immer Arbeit in Dockenhuden finden.“

Folkert hatte Adrian ernsthaft zugehört und schwieg eine Weile, ehe er antwortete.

„Vielen Dank, Herr Säger; ich will mich die Geschichte mal überlegen. Vielleicht darf ich mir noch ein büschen besinnen: fors erste hab' ich ja noch Geld."

Adrian nickte. Er kannte die bedenkliche Art seines Freundes zu gut, als daß er ihn irgendwie hätte drängen mögen.

„Dann habe ich noch eine Bestellung," sagte er zögernd. „„Hast du eigentlich jemals wieder etwas von Rose Valentin gehört?"

„Seit sie von Rüppell lief und mit'n feinen Herrn ging, nich wieder."

Folkerts Gesicht war vollständig ruhig, als er dies sagte, und Adrian räusperte sich.

„Ich habe versprochen, dir einen Auftrag von ihr zu übermitteln. Sie ist sehr krank gewesen; nun scheint es ihr aber besser zu gehn. Neulich kam sie sehr fein gekleidet zu mir und sagte, sie wollte dich jetzt heiraten. Sie hätte etwas Geld, und vor Rüppell brauchtest du nicht mehr bange zu sein, der wäre tot!"

Es war Adrian nicht leicht geworden, seinen Auftrag auszurichten. Er fühlte, wie er errötete unter dem aufmerksamen Blick Folkerts. Hätte ihn die hübsche Rose, die, nachdem sie Oskars Geld erhalten hatte, sofort von Frau Kähler weggegangen war und sich wieder in Hamburg eingemietet hatte, nicht fast auf den Knien angefleht, die

Bestellung an Folkert auszurichten, er würde es nicht getan haben. Aber er wußte ja auch nicht, wie sein Freund über diese Dinge dachte.

Der Dithmarscher schwieg lange, während er mit gleichmäßigem Schritt weiterging. Dann begann er leise und ruhig zu sprechen. „Mädchens denken ja woll anders als die Männer. Gerade so wie die Smetterlinge anders sind als die häßlichen Raupen."

Er schien sich selbst über diesen Gedanken zu wundern, denn er blieb stehn und sah geradeaus in die Ferne.

„Sie ist überhaupt anders gewesen als unsereins," setzte er dann hinzu. „Ich meint' ja immer, sie wär' zu gut for mir, und nachher is sie for nix zu gut gewesen — for gar nix."

Er ging weiter.

„Oh — ich denk' noch oft an ihr. Wenn ich so allein des Nachts bei die Kranken saß, denn meint' ich, ich hörte ihr Lachen. Sie konnte nüdlich lachen."

Er wischte sich mit der Hand über die Stirn.

„Herr Släger," sagte er dann ernsthaft. „Ich kann ihr nich wiedersehen, und heiraten kann ich ihr erst recht nich. Es freut mir, daß sie Geld hat — denn leidet sie keine Not; abers for mir is sie nix mehr. Ich komm' besser allein durch die Welt!"

„Du wirst noch einmal eine nette, liebe Frau finden, die besser für dich paßt", rief Adrian erleichtert.

Folkert zuckte die Achſeln. „Kann ſein, und kann auch nich ſein. For alle Menſchen is das Heiraten nix, wie Paulus das auch ſchon geſagt hat; abers wenn Sie mal Hochzeit geben, Herr Släger, denn will ich bei die Trauung ſein, wo ich auch ſonſten ſtecken mag.“

Er hatte mit einem flüchtigen Lächeln in Adrians Geſicht geblickt, und dieſer wurde rot. Aber er erwiderte einige ſcherzende Worte, und damit war die Unterhaltung beendet.

Wenige Tage ſpäter wurde Adrian auf der Straße von Roſe Valentin angeredet. Sie ſah wieder ſehr gut aus; aber ihre Augen hatten einen unangenehmen, ſtechenden Ausdruck bekommen.

„Nun, Herr Schläger, was ſagt Folkert?“ redete ſie den jungen Mann an, der ſie kühl begrüßte.

„Folkert Dierks will nicht heiraten,“ ſagte er kurz, und Roſe machte ein zorniges Geſicht. Dann zuckte ſie die Achſeln.

„Nun, verloren hab' ich nicht viel an dem ſchwerfälligen Menſchen; ich fragte ihn wirklich nur aus Gutmütigkeit, und weil ſeine Tante mir leid tut. Ich werde ein vorteilhaftes Anerbieten nach Amerika annehmen, das mir geſtern gemacht worden iſt, Geſellſchafterin bei einer kränklichen Dame, die zwei ſehr nette Söhne hat. Einen davon habe ich kennen gelernt.“

„Sie ſollten ein vernünftiges Leben anfangen“, ſagte Adrian ernſt; aber ſie lachte.

„Ich mag mir keine Predigten halten laſſen,

Herr Schläger," ſagte ſie ſchnippiſch; „es kommt doch alles, wie es kommen ſoll."

Sie war die Straße hinuntergegangen, und ſchon nach einer Woche fand Adrian ihren Namen in der Paſſagierliſte eines ſüdamerikaniſchen Dampfers.

* * *

Das Leben in Hamburg nahm wieder ſeinen alten Gang an. Allmählich verſchwanden die Cholerabaracken, die an allen Enden der Stadt erbaut worden waren; ſchon tagelang wurde keine neue Erkrankung gemeldet, und ſelbſt die findigſten Reporter auswärtiger Blätter fanden keine grauſigen Einzelheiten mehr zu berichten.

Die Bardenflethſche Familie wohnte noch immer auf dem Lande; nicht allein Ilſes wegen, die noch ſehr zart war, ſondern auch weil ſich Frau Valeska ſtandhaft weigerte, nach Hamburg zu kommen.

Vor Weihnachten, ſo erklärte ſie, könne ſie die Stadt nicht wiederſehen, und ihr Mann ließ ihr den Willen, obgleich ihm das Hin- und Herfahren bei ſchlechtem Wetter nicht bequem war. Aber er kam ſelten allein heraus; meiſtens brachte er Adrian Schläger mit. Da dieſer gelegentlich Neuigkeiten wußte und kürzlich auch Herrn von Röper, den Veranſtalter der Hamburger Baſare, kennengelernt hatte, ſprach Frau Valeska ſchon viel lieber mit ihm und ertappte ſich darauf, ihn ſehr angenehm zu finden.

Eines Morgens aber ſtand ſie ſehr übellaunig

auf und bestellte sich telephonisch eine Droschke, mit der sie nach Hamburg fahren wollte. Vergebens suchte Alida, die der Mutter Benehmen nicht begreifen konnte, sie von dieser Fahrt zurückzuhalten, aber sie erhielt nur unfreundliche und abweisende Antworten. So fuhr denn Frau Bardenfleth der gefürchteten Stadt zu, und ihre Tochter Ilse, die manchmal schon wieder heiter sein konnte, lachte über Alidas verstörtes Gesicht.

„Weshalb sollte Mama nicht nach Hamburg fahren können, wo unser Papa immer ist, und wo sich Herr Schläger doch noch aufhält. Und Herr Schläger ist doch so nett, Liddy, nicht wahr?“

Liddy war schnell aus der Tür gegangen, und die kleine Schwester sah ihr etwas spöttisch nach. „Liebe ist Liebe, dabei ist nichts zu machen!“ sagte sie.

Bei Frau Doktor Bardenfleth saß gerade Tante Tine neben der Tür und erzählte eifrig, als die Schwiegertochter gemeldet wurde.

„Da will ich man flinkemang fortwischen“, sagte Tine, die sich nicht recht an Valeska gewöhnen konnte, obgleich diese ungewöhnlich freundlich und fast liebevoll gegen sie gewesen war.

„Gehen Sie nur in die Küche, Haubergen, und warten Sie, bis ich wieder allein bin,“ sagte die alte Dame. „Wir haben noch nicht zu Ende gesprochen.“

Frau Valeska trat ein, begrüßte Tine freundlich, küßte ihre Schwiegermutter und setzte sich dann mit einer Trauermiene.

„Ich meinte, du kämeſt noch gar nicht nach dem durchſeuchten Hamburg?“ fragte die Doktorin.

Ihre Schwiegermutter zog ihr Taſchentuch hervor.

„Ach, Mama, bitte, ſeien Sie nicht ſo ironiſch; ich bin wirklich ſehr beklagenswert; und wenn ich mich überwunden habe, nach Hamburg zu fahren, ſo tat ich es nur, um mich mit Ihnen auszuſprechen.“

„Fehlt Ilschen etwas?“ fragte die Doktorin beſorgt.

Frau Valeska ſchüttelte den Kopf. „Ach nein, bei uns iſt alles wohl, Gott ſei Dank! Es iſt nur —“

„Wunderbar iſt die Geſchichte mit Ilſe doch,“ meinte die alte Dame. „Eben ſprach ich noch mit Haubergen darüber. Sie hatte doch etwas am Rücken und ſollte operiert werden: iſt davon niemals mehr die Rede geweſen?“

„Nein; der Doktor meint, das Geſchwür habe ſich nach innen geöffnet. Vielleicht während der Krankheit. Die Ärzte können keine genaue Erklärung geben.“

„Ihr Wiſſen iſt eben auch Stückwerk“, ſagte die Doktorin nachdenklich, und Frau Valeska nickte.

„Es iſt vieles auf der Welt Stückwerk, liebe Mama,“ ſagte ſie weinerlich. „Kein Menſch empfindet es mehr als ich! Geſtern abend hatte ich eine lange Unterhaltung mit Julius. Denken Sie, daß Adrian Schläger zum erſten Januar als Teilhaber in die Firma tritt! Bis dahin iſt er ſtiller Kompagnon, dann aber wird es bekanntgemacht!“

„Herr Schläger ſcheint ein ſehr gediegner Mann zu ſein, liebe Valeska,“ ſagte die Doktorin. „Ich wußte nur nicht, daß er ſo bemittelt ſei, daß er Teilhaber werden könnte.“

„Da ſcheinen allerlei Komplikationen geweſen zu ſein!“ ſeufzte die ſchöne Frau. „Julius ſpricht ja ſelten von Geſchäften, aber jetzt hat er immer das Wort Sparen im Munde. Ein ſchreckliches Wort, wenn man es gar nicht zu hören gewöhnt iſt! Einmal drohte er ſogar damit, die Villa zu verkaufen!“

„Davon habe ich gehört,“ ſagte die Doktorin ruhig. „Herr Schläger meinte aber neulich, es wäre nicht nötig. Übrigens haben mein Mann und ich niemals ein Landhaus an der Elbe gehabt, und wir waren doch ſehr froh miteinander.“

„Ach, das iſt auch noch nicht alles, Mama! Ich fürchte, ich fürchte, daß dieſer Schläger Alida heiraten will!“

„So?“ Die Doktorin war ſehr aufmerkſam geworden.

„Ja, und was noch ſchlimmer iſt — Alida wird ihn ohne Beſinnen nehmen! Sie glauben nicht, wie ſie ſich ſeit dem Sommer verändert hat! Sie iſt immer fröhlich, zu allem bereit, macht die luſtigſten Witze mit Ilſe und wird glühend rot, wenn Herr Schläger kommt. Und er kommt ſehr häufig. Dann iſt ſie allerdings ſehr vernünftig und vergibt ſich nichts; aber die zwei ſitzen ſo friedlich zuſammen, als wären ſie ſchon lange mit ſich einig,

und als wüßten sie ganz genau, daß sie zueinander gehörten. Ilse sagt es auch!“

„Sprichst du wieder mit deiner jüngsten Tochter über Sachen, von denen sie noch nichts wissen soll?“

„Ach, Mama, Ilse versteht alles! Und wenn ich mich mit meinem eignen Kinde nicht aussprechen soll, was bleibt mir dann?“ Frau Valeska zog mit tragischer Gebärde an ihren Handschuhen. „Julius lacht über mich. Er war gestern abend schrecklich! Und Herr Schläger stammt doch gar nicht aus einer Hamburger Familie! Er ist nicht einmal mit einem Oberlandesgerichtsrat verwandt! Denken Sie nur, wie die Bardenfleths immer anständig geheiratet haben!“

Die Doktorin sah nachdenklich vor sich hin. „Sein Vater war doch Amtsgerichtsrat, und seine Mutter schrieb sehr nette Briefe!“

„Aber er ist kein Hamburger! Wenn ich an Oskar Lindberg denke —“

Die Doktorin setzte sich sehr gerade. „Von Herrn Lindberg möchte ich nicht gern wieder sprechen hören!“ sagte sie steif. „Haubergen hat mir einige sonderbare Andeutungen über seine Beziehungen zu einem jungen Mädchen gemacht, das Tine kennt. Ich habe ihr verboten, mir alles zu erzählen; aber von Herrn Lindberg will ich auch nichts mehr wissen, und ich danke Gott, daß er nicht in unsre anständige Familie geheiratet hat! Übrigens,“ setzte sie milder hinzu, „Herr Christoph Meier ist ganz begeistert von dem jungen Schläger. Nicht allein von seiner

Persönlichkeit, sondern auch von seinem kaufmännischen Talent."

„Christoph Meier? Der alte, reiche Meier?" Valeska horchte hoch auf. „Kennen Sie den? Der mit dem wundervollen Hause und der Bildergalerie?"

„Ganz derselbe! Ich kannte ihn übrigens, als er noch keine Galerie und kein schönes Haus hatte. Er verkehrte früher viel bei uns, als mein Mann noch lebte; später, nachdem ich Witwe geworden war, hat er sich nicht mehr um mich bekümmert. Vor einigen Tagen besuchte er mich aber plötzlich, und wir haben sehr angenehm von alten Zeiten geplaudert. Wenn ihr einmal bei mir zu Mittag eßt, will ich ihn dazu einladen."

„Er hat zwanzig Millionen — oder noch mehr!" sagte Valeska, und ihre Stimme hatte einen fast ehrfurchtsvollen Klang.

Die Doktorin lächelte etwas spöttisch. „Ich muß gestehen," sagte sie, „daß ich nicht gleich an seine Millionen gedacht habe, als er mir gemeldet wurde. Früher legte man nicht ganz so viel Wert auf Geld als auf gute Familie, und in dieser Beziehung erfüllte Herr Meier nicht alle Anforderungen. Aber er war immer ein guter Mensch, und ich freute mich, ihn zu sehen. Er war es auch, der Herrn Schläger eine große Zukunft voraussagte. Ich weiß ja, daß du es nicht liebst, von Geschäften zu hören; aber aus allerlei Andeutungen, die Meier mir machte, und aus eignen Beobachtungen ent-

nehme ich doch, daß die Firma Bardenfleth eine schwere Zeit durchgemacht hat, die sie vielleicht ohne Schlägers Hilfe nicht vertragen hätte."

Valeska war sehr nachdenklich geworden.

„Meint Herr Meier denn, daß der junge Schläger noch einmal so reich werden könnte wie er selbst?"

„Davon hat er nichts gesagt. Aber er lobte ihn sehr, so sehr, daß es mich rührte, weil es mich an alte Zeiten erinnerte. Meier war nämlich immer etwas überschwänglich und stark zur Sentimentalität geneigt. Ganz anders als die meisten Menschen."

„Ja, ihr Norddeutschen seid im Grunde kalte Menschen!" sagte Valeska plötzlich. „Wer weiß, Herr Meier hatte vielleicht eine Mutter oder Großmutter, die wärmeres Blut in den Adern hatte. Ich bin zum Beispiel auch sentimental, und ich leugne es nicht. Wenn ich mir nun denke, daß Alida und Herr Schläger sich lieben und nicht voneinander lassen können, dann dürften wir Eltern schließlich nichts dagegen haben; nicht wahr, Mama? Die Zeit der Liebe kommt nur einmal, und seine besten Gefühle kann jeder Mensch nur einmal empfinden! Nein nein, Mama, sagen Sie nichts gegen die wahre Liebe!"

Valeska hatte sich in einen heiligen Eifer geredet und sah so hübsch aus, daß die Doktorin sie nur mit gutmütigem Spotte betrachtete und jede Äußerung über ihre plötzliche Sinnesänderung für sich behielt.

„So war sie immer!“ sagte sie später kopfschüttelnd zu sich, als Frau Bardenfleth wieder davongefahren war. „Erst hat sie eine Ansicht, und nach fünf Minuten verteidigt sie stürmisch die entgegengesetzte Meinung. Dabei kann man ihr eigentlich nicht böse sein, denn im Grunde genommen ist sie nicht anders als die meisten Menschen. Nur daß bei ihr alles schneller geht.“

„Kann ich noch ein büschen einkommen?“ fragte Tine, den Kopf in die Tür steckend.

„Gewiß, liebe Haubergen; setzen Sie sich; Sie haben sich die Sache jetzt doch gewiß überlegt!“ Die Doktorin sah freundlich zu der alten Frau hinüber, die sich gesetzt hatte und wie gewöhnlich die Hände gefaltet auf dem Schoße hielt. „Sie wissen, wie ich mich freuen würde, wenn Sie einwilligten, ganz zu mir zu kommen. Zu tun würde ich immer etwas für Sie haben, und Sie wären doch auch nicht einsam.“

„Frau Doktern,“ Tante Tine räusperte sich mehrere Male, bis sie ihre Worte gefunden hatte; „was man so einsam nennt, das bin ich doch nich! Auf die Etasche unter mich sind fünf kleine, süße Kinders. Ein sieht aus wie 'n Engel, und sie weiß auch schon orrentlich ein büschen von Adam und Eva! Sie haben auch eine nette Mutter, und abends sitz' ich unten, und wenn ich gerad nix anders vorhab', denn stopf' ich die Strümpfens mit, und Frau Sierks liest mich die Zeitung vor, wo doch mannichmal was Intressantes ein steht. Nee —

einſam bin ich nich, Frau Doktern, und die Leute ins Haus ſind all gut gegen mir, und ich bin da unter meinesgleichen.“

Tante Tine machte eine Pauſe, wiſchte ſich das Geſicht und ſah etwas bedrückt zu der Doktorin hinüber, die ihr aufmerkſam zuhörte.

„Ja, Frau Doktern, Sie ſind ümmer gut zu mich geweſen, und Sie werden es bleiben, das weiß ich. Und Sie nehmen es auch nich übel, wenn ich lieber in mein Hof, bei meine Leute bleibe und nich hierher ziehe in das feine Haus, wo ich nich hinpaſſe! Ich weiß, Sie meinen es gut, und Sie denken, weil ich klein Ilſe gefunden hab', kann ich nich in mein Dachkammer bleiben. Ach, Frau Doktern, das kann ich ſo gut! Von mein Fenſter ſeh' ich drektemang in den Himmel hinein, und wenn ich nu tot bin und lieg' ganzen ſtill auf mein Bett, denn kommen ſie alle vom Hof und ſagen mich adjö, und die kleinen Kinders weinen — denn ſie mögen nich, daß ihr' Tante Tine fortgeht!“

Tante Tine hatte zuletzt mit zitternder Stimme geſprochen.

„Sie meinen alſo, daß Sie lieber nicht bei mir wohnen und in Ihren alten Verhältniſſen bleiben wollen?“ fragte die Doktorin. Ihre Stimme klang wehmütig, aber nicht unfreundlich.

„Ich hätte Sie gern bei mir gehabt für die Zeit Ihres hoffentlich noch langen Lebens. Aber Sie müſſen natürlich Ihre eignen Wege gehn, und Sie wiſſen ja auch, daß meine Kinder und ich niemals

vergeſſen werden, welchen Dienſt Sie uns geleiſtet haben.“

„Das war nix, rein gar nix,“ ſagte Tine eifrig und offenbar ſehr erleichtert. „Bloß, daß Frau Doktern mich nicht gleich glauben wollten, das was ein büſchen ſwer for mir!“

„Haben Sie denn aber wirklich gar nichts, was ich für Sie tun könnte?“ fragte die Doktorin, die letzten Worte abſichtlich überhörend. „Iſt Ihre Miete bezahlt, haben Sie ein warmes Winterkleid, wollen Sie nicht etwas Bettzeug haben?“

„Is allens in Ordnung, Frau Doktern,“ lautete die Entgegnung. „Ich habe allens ſo ſchön und ſo fein, daß es ein Staat is. Herr Bardenfleth hat mich neulich auch ſogar noch ßwanzig Flaſchen Rotwein geſchickt, die ich unter mein Bett liegen hab', weil ich ſonſten kein Platz for ihnen fand. Nee — ich bin ſo reich, wie ich mein Lebtag nich geweſen bin!“

„Alſo gar nichts?“ Die Doktorin ſchien doch enttäuſcht zu ſein, und Tine räuſperte ſich von neuem.

„Frau Doktern, for mir is da gar nix, abers —“

Die Tür öffnete ſich, und Herr Bardenfleth trat ein.

„Guten Tag, Mama! Sieh da, Tine Hauberg! Nun, was wird hier ausgeheckt?“

Er ſchüttelte ſeiner Mutter die Hand und nickte Tine freundlich zu.

„Sie ſehen wieder ganz anders aus, Herr Julius,“ ſagte die alte Dienerin mit reſpektvoller Ver-

traulichkeit. „Mich dünkt, Sie ſind jünger geworden!“

„Es geht mir auch viel beſſer,“ ſagte der Kaufherr, ſich behaglich ſetzend. „Der böſe Sommer liegt gottlob hinter uns, und wir erholen uns alle nach und nach.“

„Tine hatte einen Wunſch, den ſie mir noch mitteilen muß“, ſagte die Doktorin, und die Genannte rückte auf ihrem Stuhl hin und her.

„Es iſt ja man von wegen Folkerts“, ſagte ſie zögernd. „Mit den Jungen is es nix hier in die Stadt. Da ſind ſo viel Menſchens, und ſo viel Häuſers, und ſo viel Slechtigkeit; da kann er nich gegen an. Er wohnt wieder bei mich, und er klagt nich. Er hat ſein Gewerbe, und ich glaub nich, daß Herr Bardenfleth über ihn klagen kann. Aberſtens wenn er ſo bei mich ſitzt und ſo ſtill vor ſich hinkuckt, denn weiß ich, daß bei ihn nich allens in Ordnung is! Und Sonntags läuft er nach'n Hafen und kuckt aufs Waſſer. Letzten Sonntag kriegt er Beſuch von einen aus Brunsbüttel. Mit den konnt er ſnacken; ich hab' nicht gedacht, daß er ſo ſprechen konnt'! Nach allens fragt' er, nach'n Kanal, den ſie ja jetzt mitten durchs Land graben, nach jeden Haus, ob es auch noch hinterm Deich ſteht, und ich glaub', nach jeden Ochſen, der da auf die Weide geht. In Sank Margreten is ein' kleine Stelle zu verpachten: ein büſchen Land, zwei Kühe, ein paar Sweine, das is allens. Der Freund verzählt das, und Folkert fragt und fragt, als wenn ihn die

Stelle was anginge. Schließlich ſag' ich: Jung', laß doch das ewige Fragen! So'n klein' elende Stelle is mich ganzen einerlei; laß uns doch ein büſchen vom Kanal hören, was ja wohl ganz was Großartiges wird! Da kuckt er mir ſo komiſch an und ſagt: ‚Tante, wenn ich ſo'n elende Stelle hätt', denn konnt ſor meinswegen ganz Hambuch in den Kanal geſmiſſen werden!' Was ja nich gerade nett von ihn war, Frau Doktern; abers mich dünkt, er hat das Heimweh und is ein büſchen verkehrt geworden. Nu mein' ich man, wenn ſor meinen Sweſterſohn ein kleine Anſtellung in die Marſch gefunden werden könnt' — vielleicht, wo er das Waſſer ſieht und ein paar Ochſen zu paſſen hätte — unbeſcheiden is es von mich, daß weiß ich wohl, abers wenn Frau Doktern ſo fragt —"

Bardenfleth hatte einen raſchen Blick mit ſeiner Mutter gewechſelt und ergriff jetzt das Wort.

„Tine, beruhigen Sie ſich nur; ich werde in dieſen Tagen mit Ihrem Neffen reden. Wenn der arme Junge das Heimweh hat, dürfen wir ihn nicht halten. Ich werde für ihn tun, was in meinen Kräften ſteht."

„Ich werde Folkert in den Stand ſetzen, den kleinen Beſitz zu pachten," ſetzte er hinzu, als Tine unter vielen Dankesbezeigungen gegangen war. „Schläger kann mal hinfahren und ſich das Ding anſehen. Er iſt ja auch in der Marſch geweſen und hat etwas Begriff von den Verhältniſſen dort."

„Ich höre jetzt immer den Namen Schläger,"

bemerkte die Doktorin, als Tine gegangen war. „Der alte Meier spricht von ihm, dann Valeska, dann du —“

„Nun, und wenn Alida erst sprechen darf, wie sie möchte, dann wirst du wohl noch mehr von ihm hören“, sagte Bardenfleth lächelnd.

„Sind die beiden schon einig?“ fragte die Doktorin aufhorchend.

„Im Herzen schon lange, wie es scheint, aber gesprochen ist noch nichts. Gut Ding will Weile haben, und es ist mir sehr angenehm, daß Schläger zu warten versteht. Unser Geschäft erfordert augenblicklich ungeheure Arbeit, die eigentlich keine Nebengedanken duldet. Aber eines Tages wird er doch nicht mehr warten können ich sehe den Augenblick schon kommen.“

„Alida wird hoffentlich so glücklich, wie sie es verdient“, sagte die Doktorin leise. Ihr Sohn stand auf.

„Ja, sie verdient glücklich zu sein, und sie wird es nach menschlicher Voraussicht werden. Ohne Schatten ist das Leben des armen Kindes nicht gewesen, wo aber fehlt dieser? Ohne Schatten gibt es auch kein Licht!“

Julius Bardenfleth sah ernst aus bei diesen Worten, und seine Mutter mußte unwillkürlich an ihre Vaterstadt denken, in der sie ehemals nur Licht gesehen hatte, und auf die dann so tiefe Schatten gefallen waren. —

An demselben Tage war der Verkehr an der

Hamburger Börse besonders lebhaft gewesen. Zwar hatte er noch nicht wieder die alte Ausdehnung erreicht, die erst zurückgewonnen werden mußte; aber man konnte doch merken, daß die böse Zeit hinter Hamburg lag. Adrian Schläger hatte heute, wie schon oft, seine Firma vertreten und ein sehr gutes Geschäft, das sich unerwartet geboten hatte, zum Abschluß gebracht. Nun plauderte er mit einem ältern Herrn, Chef eines großen Hauses, der erst kürzlich in seine Vaterstadt zurückgekehrt war.

Herr Färber hatte im Laufe der Unterhaltung Adrian am Rockknopf gefaßt. „Also die Sache in Südwestafrika macht sich? Ich habe früher auch einmal an diesen Platz gedacht; aber die Leute rieten mir ab."

„Auch ich habe verschiedne Urteile gehört," erwiderte Adrian lächelnd. „Aber endlich habe ich mir mein eignes Urteil gebildet."

„Sind Sie denn selbst dort gewesen?"

„Das nicht; aber ich habe mir von mancherlei Menschen, die dort waren, Bericht erstatten lassen. Einmal war es ein Schiffskapitän, einmal ein Holländer, der zehn Jahre dort gelebt hatte. Der Kapitän war nachher sogar so freundlich, auf seiner zweiten Reise einen Fragebogen mitzunehmen, den er mir ausgefüllt durch die Woermannlinie wieder zuschickte."

„Hm hm", machte Herr Färber und strich sich über sein glattrasiertes Kinn. Er hatte Adrians Knopf losgelassen und sah ihm wohlgefällig in die

Augen. „Mir ſcheint, Sie ſind ein ſehr praktiſcher Mann; Sie wären eigentlich eine gute Kraft für uns, wenn ich nächſtens aus dem Geſchäft trete. Mein Sohn ſucht einen Teilhaber; ein großes Vermögen braucht er gerade nicht zu beſitzen, nur Talent, Herr Schläger, Talent.“

„Hoffentlich finden Sie bald eine geeignete Perſönlichkeit, Herr Färber,“ ſagte Adrian ruhig. „Was mich betrifft, ſo könnte ich mir die Möglichkeit gar nicht vorſtellen, für einen andern Chef als für Herrn Bardenfleth zu arbeiten.“

Herr Färber zog die Stirn kraus.

„Nun, ich ſprach auch nur einen vorübergehenden Gedanken aus: Bardenfleth wird ſich hoffentlich wieder herausarbeiten. Eine Zeitlang hörte man allerdings ſogar im Auslande recht unheimliche Gerüchte.“

„Wir ſtanden ſchlecht!“ antwortete Adrian unbefangen. „Aber es iſt ſchon viel beſſer geworden, und es wird noch einmal gut, hoffentlich ſehr gut werden. Herr Bardenfleth hat ein großes kaufmänniſches Genie und einen klaren Blick!“

„Und er verſteht es, ſich ſeine Leute auszuſuchen!“ ſetzte der alte Herr freundlich hinzu. „Leben Sie wohl, lieber Herr Schläger; mein Wagen wartet auf mich!“

„Ein famoſer Kerl!“ ſagte er vor ſich hin, als ſein Coupé mit ihm davonrollte. „Und es war nicht fein von mir, ihn Bardenfleth wegkapern zu wollen. Aber ich möchte wirklich für meinen Jungen

sorgen, der sich viel lieber mit Jockeys unterhält als mit Seekapitänen. Na, das ist sicher, solange Hamburg so anständige Leute hervorbringt wie diesen Schläger, solange geht sein Kaufmannsstand nicht in die Brüche, trotz der Cholera und des Geschreis unsrer Feinde!"

Adrian war aus der Börse getreten und hatte nach allen Seiten hin Grüße gewechselt. Er hatte in den letzten Wochen besonders viele Verbindungen angeknüpft und Bekanntschaften geschlossen. Aus dem unbekannten jungen Manne war eine Persönlichkeit geworden, der viele angesehene Leute ihre Beachtung schenkten. Bardenfleths Einfluß kam dabei natürlich in Betracht; aber die ruhige Sicherheit Adrians, sein kaufmännischer Scharfblick, die geschickte Weise, wie er allen Ansprüchen gerecht wurde, ohne jemals die peinlichste Redlichkeit aus den Augen zu lassen: alle diese Eigenschaften hatten ihm die Achtung vieler verschafft, die früher nicht einmal seinen Namen gekannt hatten.

„Ein guter Kaufmann muß Glück haben!" An diesen Ausspruch Bardenfleths mußte Adrian gerade jetzt denken, als er die Straße hinabging, um sich zu Christoph Meier zu begeben. Ja, er hatte Glück gehabt, und er hoffte dessen würdig zu sein! Das größte Glück aber sollte noch kommen; und wenn er es erst in seinen Armen halten würde, dann wollte er es nie, niemals wieder loslassen. Einen Augenblick blieb er mitten im Menschengewühl stehn, und alle andern Gedanken versanken

vor dem einen ſtarken Gefühl, das er wie einen Schatz im Herzen trug. Dann nahm er ſich aber zuſammen und ging zu ſeinem alten Freunde, dem er verſprochen hatte, das Bild aus der Kunſtausſtellung aufzuhängen, das Meier ſo gut gefallen hatte, und das nun von ihm angekauft war.

„Es ſoll nicht in meiner Galerie hängen, wo es ſo viele Leute betrachten würden," ſagte der wunderliche alte Herr; ſo kam es alſo in ein kleines Zimmer, in dem nur ein alter gelber Schreibtiſch und zwei ſteife, mit Blumen bemalte Vierländer Stühle ſtanden. Dieſes Stübchen war gleich neben Herrn Meiers fürſtlich eingerichtetem Schlafgemach, und als Adrian die kleine Arbeit beſorgt hatte, ſetzte ſich der alte Mann auf einen der harten Stühle. „Hier mag ich ſo gern ſein, wenn ich allein bin!" ſagte er. „Sehen Sie, dort hinten in der Ecke ſteht Mutters Spinnrad, und daneben hängt Vaters Meerſchaumpfeife. Und wenn ich hier ganz ſtill ſitze und die Augen ſchließe, dann höre ich das Schnurren des Rades und rieche Vaters Tabak. Echter holländiſcher aus Altona! Ja, wenn man alt wird, dann ſind die alten Erinnerungen die beſten!"

Er ſah Adrian an, der ſich zu ihm geſetzt hatte, und dann lächelte er. „Nein, dies Bild bekommen Sie nicht geſchenkt, Schläger; auch nicht, wenn Sie ſich verheiraten ſollten! Da bekommen Sie etwas Silbernes, Glänzendes, wie es jetzt Mode iſt. Übrigens," ſetzte er nach einer Weile hinzu, „neulich habe ich mal Bardenfleths älteſte Tochter geſehen;

die von der ersten Frau. Sie hat die Augen ihrer Mutter und dieselbe Stimme. Ich mußte sie immer ansehen, aber sie hat es nicht bemerkt. Ich wünsche ihr viel, viel Gutes, und ich hoffe, sie einmal näher kennenzulernen. Nun aber wollen wir in mein Arbeitszimmer gehn, und Sie sollen mir etwas von Südwestafrika erzählen!"

Und dann kam der Augenblick, in dem Adrian zu Alida von seiner Liebe sprechen wollte. Sie standen nebeneinander am Fenster, sahen auf die dunkle Elbe mit ihren Lichtern, über denen die Sterne standen, und wußten, daß man sie allein gelassen hatte.

Adrian wollte von den Lichtern und den Sternen sprechen und dann sagen, daß seine Liebe ihm Licht und Stern gewesen wäre; aber er konnte nur die Hand des geliebten Mädchens an seine Lippen ziehen und etwas flüstern, das er selbst nicht verstand. Sie aber verstand ihn und schmiegte sich voll Vertrauen an seine Schulter. Da wagte er, sie in seine Arme zu nehmen, und die leidenschaftlichen Worte strömten ihm von den Lippen — bis die Tür leise aufging und Ilse Bardenfleth neben dem glücklichen Paare stand und sie mit einem ernsthaften Gesicht betrachtete.

„Ist das nun die Liebe, bei der nichts zu machen ist?" fragte sie.

Alida küßte sie zärtlich.

„Ja, das ist die Liebe!" erwiderte sie leise.

* * *

Das Weihnachtsfeſt war ganz nahe; aber es war noch kein Schnee gefallen, und Tante Tine war glücklich über das gute Wetter, denn ſie war auf einer kleinen Reiſe begriffen und ſehr dankbar, daß der Wind wohl kalt wehte, daß man aber doch hin und wieder ein Stück vom blauen Himmel zu ſehen bekam. Sie ſaß nämlich mit Folkert in einem ſchwer beladnen Ruderboot im Hafen von Brunsbüttel, das das von der hannoverſchen Seite kommende und nach Hamburg beſtimmte Dampfſchiff erwartete. Leiſe war das Fahrzeug aus dem ſtillen Hafen in die unruhige Elbe hinausgeglitten und ſtampfte jetzt tüchtig auf und nieder, ſo daß die Alte manchmal ein wenig aufſchrie und Folkert an der Hand faßte; aber wenn er ſie gutmütig beruhigte, dann dachte ſie wieder an andre Dinge. Obgleich ſie bis über die Naſe verpackt war, konnte ſie doch noch mit gewohnter Deutlichkeit reden.

„Folkert, mein Jung'", ſagte ſie zu ihrem Neffen, „nu hab' ich dir ja in allens inſtalliert. Du weißt, wo der Kaffee is und der Tee, und daß dein Zeug allens in den gelben Schrank is. Und das Unterzeug is in die Kommode, wo die Taſſen aufſtehn, und wenn du nich mehr Strümpfe haſt, denn ſchreib' mich das man."

Er hielt ihre Hand und ſah in ihr gutes Geſicht.

„Tante", ſagte er leiſe, „du biſt ſo gut geweſen. Allens haſt du beſorgt und haſt mich geholfen bein Einzug, und Herr Bardenfleth will die erſten Jahrens gar kein' Zinſen haben. Aber's ich denk', ich

geb' ihn doch bald was. Geschenke nehm' ich eigentlich nich gern!"

„For dein' Tante kannst schon was annehmen, klein Jung'!" meinte Tante Tine. „Und wenn du auf'n Winterabend hinter dein Ofen sitzt, denn denk' man nich allein an dein Weideland und ob die kleinen Ferkels zunehmen, denn denk' mal ein büschen an unser schöne Stadt und an die guten Menschens, die da ein wohnen. Frau Doktern, Herr Julius, Fräulein Alida und die kleine süße Ilse. Hörst du?"

Er nickte. „Aber auch an Herr Släger!"

„Nu natürlich! Der und Fräulein Alida sind ja nu bald ein und dasselbe. Ach, was hab' ich mir gefreut, als das allens klipp und klar war! Und Fräulein Alida sieht so selig aus — gerade so, als wenn sie immer die Engel in Himmel singen hört! Und er gerade so. Ja, was die wahre Liebe is, die is sich überall gleich!" Sie stockte, denn es flog ein Schatten über Folkerts Gesicht. Aber er verschwand gleich wieder, und Folkert blickte mit scharfen Augen über das unruhige Wasser.

„Da kommt dein Damper von Kuxhaven herüber! Geh man gleich in die Kajüte und pack dir ordentlich ein, damit du dich kein Husten holst. Und zun Frühjahr kommst wieder, nich, Tante?"

„Vielleicht, mein klein Jung'; wenn ich denn noch da bin! Man kann allens nich wissen; bloß unser Herrgott — der weiß die Stunde!"

Das Dampfboot rauschte heran, hielt an und

legte sich gegen den Strom, so daß das Boot allmählich an seine Seite kam. Tante Tine, die derartige Wasserfahrten nicht mehr gewohnt war, wollte gerade darüber jammern, daß sie auf dieser Reise wohl ihren Tod finden werde, da wurde sie schon von kräftigen Armen gepackt, und stand auf dem Verdeck des Dampfers, ehe sie sich besinnen konnte. Rasch war das ganze Boot ausgeladen, nur die Ruderer und Folkert blieben darin. Folkert hatte sich aufrecht gestellt und schwenkte die Mütze, während seine Haare im Winde flatterten.

„Komm bald mal nach Hambuch, mein klein Jung'!" rief Tante Tine, stolz und doch wehmütig auf seine kraftvolle Gestalt blickend.

Er aber schüttelte den Kopf und rief, daß es über das Wasser klang:

„Osten und Westen:
To Huus is am besten!"

K 3558-725-2
22-34

Digitized by Google

UNIVERSITY OF CHICAGO
18 199 974

U of Chicago
18199974